



<36635870820018

Leopold Alois Hoffmanns,
Professors des Stils und der praktischen Eloquenz
an der Universität zu Wien,

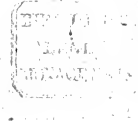
Geschichte
der
Päbste
von Petrus bis Pius VI.

Zweiter Theil
von Stephanus IV. bis Urbanus II.



Gregor VII. und Heinrich IV. zu Canossa.

Leipzig und Wien,
bei Sebastian Hartl, 1791.



An den

Herrn Ritter

v. Zimmermann

in

Hanover.

Es kann Sie, mein sehr verehrungswürdiger Herr und Freund, so stark eben nicht wundern, daß ein katholischer Schriftsteller Ihnen eine Geschichte der Päbste zueignet. Sie haben in Ihrem schönen und unsterblichen Werke über die Einsamkeit so vielen Antheil an der katholischen Kirchengeschichte bewiesen, daß gar kein Zweifel mehr übrig sein kann, ob Ihnen eine wohlgeschriebene Geschichte der Päbste angenehm sein dürfte,

— und was noch mehr ist, ich finde diese Ihre Theilnehmung in jenem Werke so unpartheiisch, so redlich und gründlich, daß ich völlig keinen Anstand nehme, Sie, unter den meisten protestantischen Gelehrten, als einen der allerkompetensten Richter über eine katholische Geschichte der Päbste anzuerkennen.

Dieß muß mir aber nun Ihr gutes und freundschaftliches Herz vergeben, daß ich Sie durch dieses Bekenntniß und diese Zueignung als einen starkgezeichneten, und vielleicht gar schon tonsurirten Kriptokatholiken der Berliner Monatschrift in die Hände liefre. Der Name eines Protestanten, und was dem Fasse vollends den Boden einschlägt, eines Protestanten helvetischer Konfession an der Spitze einer Päbstgeschichte — was braucht es da noch weiter Zeugniß? Gegen Stark und Lavater stehen kaum noch so gründliche Beweise da als nun gegen Sie. Nächstens

werden

werden Sie hierüber eine wohlgerathene und mit geheimen Anekdoten und Urkunden begründete Abhandlung in der schönen Berliner Monatschrift zu lesen bekommen; dann unterliegt die Sache ferner keinem Zweifel, und sie ist wahr in alle Ewigkeit.

Indessen tröstet mich über dieses Ihnen unvermeidlich bevorstehende Ungemach ein andrer Umstand, der Ihnen wichtig scheinen wird, weil er es in Hinsicht auf die Wahrheit und die gute Sache wirklich ist. Ich halte mich völlig überzeugt, daß man zu Berlin nun endlich auch einmal das linke Auge aufthun, und eine frische Jagd auf den **Kripto-Protestantismus** anheben wird. Man braucht gar nicht das überfeine Geruchgefühl, wie bei der beliebten Jesuitentreiberei, um sogleich einen Beweis davon zu finden; er liegt ganz klar vor allen fünf Sinnen da: **Ein Katholik dedizirt einem Protestanten eine katholische Geschichte der Päbste.**

Was

Was will man doch mehr, um einen solchen katholischen Schriftsteller zu einem Kripto-Protestanten zu machen? — In der That, wenn so etwas zu Berlin keinen Eindruk macht, und nicht wenigstens ein neuer stehender Artikel in der blauen Monatschrift darüber etablirt wird, so müßte geglaubt werden können, man wolle in Berlin schlechterdings kein linkes Auge haben, oder wenigstens den Kripto-Protestantismus bei weiten für kein so grimmiges und giftiges Unthier halten, als den abscheulichen und seelenverheerenden Kripto-Katholizismus.

Die Sache ist in der That für einen Scherz zu ernsthaft. Wenigstens hier in Wien finden sie mit mir mehrere sehr helldenkende Katholiken so bedenklich und wichtig, daß ich in ihrem Namen ehestens die Herren in Berlin feierlich auffordern werde, weitsehende Kundschafter auszustellen, welche die Schritte des in katholischen Ländern nicht

einmal ganz geheim schleichenden Protestantismus sorgsam beobachten, und die Herren in Berlin in den Stand setzen, auch von dieser Seite das Publikum deutsch-katholischer Nation auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche von Seiten des Kripto-Protestantismus dem Katholizismus so offenbar droht.

Sie mein Freund, und alle redlich denkenden Protestanten werden gestehen, daß man die Beweise einer solchen Unpartheilichkeit von Berlin aus schlechterdings zu geben schuldig ist. Man hat überall den großen Schild ausgehängt: Man bemühe sich, lediglich des Wohls des ganzen Menschengeschlechtes wegen, alle geheime Gesellschaften und alle im Finstern schleichenden Faktionen und Partheien auszuspähen, und die sichersten Nachrichten davon in die weite unaufgeklärte Welt hinein zu verbreiten. Also ist es Pflicht und Beruf dieser Herren, auch die geheimen Faktionen

des

des in katholischen Ländern stark und fast laut herumtretenden Protestantismus zu bespähen, und hiedurch das Wohl auch des katholischen Menschengeschlechts nach allen beiwohnenden Kräften befördern zu helfen.

Die einleuchtendsten Beweise aber, daß wir Katholiken unter uns wirklich sehr viel Kripto-Protestantismus haben, sollen Sie theuerster Freund, nächstens irgendwo umständlich dargestellt finden. Es wird dargethan werden, daß protestantische Missionen und Kreuzzüge im katholischen Deutschland vorhanden sind; und vorzüglich wird durch unwidersprechliche Fakta und Data bewiesen werden, daß diese Missionen minder den **ächten** Protestantismus predigen, als vielmehr unter dem Schilde dieses auf eine solche Art unverzeihlich mishandelten Protestantismus und der — Aufklärung die abscheulichsten Grundsätze des Indifferentismus, der Religionlosigkeit und der politischen Freiheitswuth

wuth überall im katholischen Deutschland zu verbreiten suchen.

Allerdings muß es Sie als einen Mann, der lange schon mit dem unerschütterlichen Muthe der Rechtschaffenheit und Wahrheit gegen die Bemühungen unsrer heutigen falschen Aufklärung gekämpft hat, freuen, wenn Sie erfahren, daß endlich auch im katholischen Deutschland und zumal in Wien Männer auftreten werden, die mit vereinigten Kräften dem unter so manchen verführerischen Masken herumwirkenden Ungeheuer der Religionlosigkeit und der Revolutionspolitik zu Leibe zu gehen entschlossen sind. Ich kündige Ihnen diesen Kampf hier an, und ich sage Ihnen, daß nichts, selbst die niederträchtigsten Lästerungen und Beschimpfungen, mit denen man Sie bis jezt begossen hat, und die auch auf uns warten, diesen Kampf bei uns nicht hindern werden.

Hat

Hat man es zu Berlin und anderwärts seit vielen Jahren für das Wohl der Menschheit zuträglich gehalten, in Reisebeschreibungen und Journalen allen Katholiken die polemischen Treffen des sechzehnten Jahrhunderts zu liefern; hat man geglaubt, den Katholizismus zum Dank für die edelste und anspruchloseste Duldung und Liebe für den Protestantismus ungestraft lästern zu dürfen; hat man viele sehr gelehrte, redliche und liebenswürdige Protestanten auf die schamloseste Art darum mishandelt, weil sie, in dem Gefühl eines edlen Herzens, den so unschuldig gekränkten Katholizismus durch Gründe der Wahrheit und der Vernunft in Schutz nahmen; hat man den Saamen des Unglaubens auch in katholischen Ländern auszustreuen gesucht; schikt man uns Katholiken die abscheulichsten Rebellionsschriften als Meßwaare ins Land; müssen wir Katholiken von einem Johann Heinrich Campe, Revolutionsrath in Braunschweig, die Infamie gedrukt lesen,

daß

daß er den fanatischen Aufruhr in Niederland **lobt**, und die Vorkehrungen der Regierung dawider lästert; müssen wir in seinen unsinnigen Briefen aus Paris erfahren, daß er die alte Religion der Franzosen vernichtet, und dafür den rohesten Naturalismus zur Nationalreligion Frankreichs festgesetzt wissen will — dann muß jeden ehrlichen Mann, dem das Wohl der Menschheit auch nur noch ein wenig am Herzen liegt, und jeden Katholiken, dem es nicht gleichgiltig ist, seines Glaubensbekenntnisses wegen für ein Schaf oder einen Schurken gehalten zu werden, der tiefste Unmuth befallen. Er muß nach den Waffen der beleidigten Ehre greifen. Er muß einen Feind zu Boden drükken, der keine mindere Absicht verräth, als das Menschengeschlecht in ein unabsehbares Unglük zu stürzen, und aus der ganzen aufgeklärten Welt eine philosophisch-philantropische Mördergrube zu machen.

Dieß

Dieß ist es, was ich in dieser Epistel statt unnützer und einem Manne von Ihrer Würde immer misfälligen Lobsprüche Ihnen schreiben wollte. Es ist ein großer Stolz für mich, der Welt sagen zu können, daß Sie mein Freund sind; und ich freue mich des noch größeren Stolzes, daß ich vielleicht dieser Freundschaft und des hier abgelegten Bekenntnisses wegen bald noch schimpflicher mishandelt werde, als man bis jezt einen der berühmtesten, nüzlichsten und edelmüthigsten Gelehrten Europens aus allen Tabernen und Rezensirstuben Deutschlands her mit vereinigter Tollwuth gelästert hat.

Wien, den 10. August, 1791.

L. A. Hoffmann.

Vorrede.

Es gehört unter die sehr delikaten, und zum Theile fast beschämenden Verhältnisse des menschlichen Lebens, eine alte, aber durch mehrere Jahre abgebrochene Bekanntschaft, auf einmal wieder erneuern zu müssen. Völlig in dieser kritischen Lage befindet sich der Verfasser des gegenwartigen Buchs. Seit fünf Jahren bin ich mit den Lesern meiner Geschichte der Pabste nicht zu-

sammen

sammen gekommen; und äußerst verzeihlich wär es dann, wenn man mir deßwegen Saumseligkeit, Sorglosigkeit und endlich wohl gar Mangel an schriftstellerischer Lebensart Schuld gegeben hätte.

Billig und nothwendig dagegen ist es dann aber auch, daß ich die Ursachen dieser scheinbaren Sorglosigkeit erzähle. Ich bin es mir selbst schuldig, bei dieser neuen, und für mich äußerst angenehmen Zusammenkunft, nicht wie ein straffälliger Sünder vor den Augen meiner Leser zu erscheinen; und ich bitte daher jeden, der diesen zweiten Theil zur Hand nimmt, die gegenwärtige Vorrede mit einiger Aufmerksamkeit mit durchzulesen.

Einige Schuld der Verzögerung liegt ohne weiters auf dem Verleger, meinem alten und redlichen Freunde Hartl. Ich bestimme nicht, ob es der

Bei-

Beifall war, welchen der erste Theil dieser Geschichte bei den meisten Lesern erhielt, oder vielmehr die Verwöhnung, in welche die wohlgelehrten Broschüren-schreiber und Geschwindschriftsteller in jenen aufklärungsreichen Zeiten die Herren Bücherverleger in Wien gesezt hatten — genug mein Freund Hartl verlangte in mehreren dringenden Briefen geschwinde Arbeit beim zweiten Theile dieser Geschichte. Ich mache völlig kein Geheimniß daraus, daß ich in vielen Fällen, troz jedem andern recht geschwinde Arbeiten zu Tage gefördert habe; das waren fliegende Blätter und anonime Tagschriften. Aber bei einem wichtigen Werke glaubte ich immer langsam und bedächtig arbeiten zu müssen. Dieser mein Glauben bewirkte es, daß mein Verleger endlich die Geduld verlohr, und mir zu verstehen gab, er werde sich gezwungen sehen, die Arbeit von einem Geschwindschreiber fortsetzen zu lassen. Hierauf schloß ich mein zur

Helfte

Helfte fertiges Manuskript fest in meinem Schreibpulte ein, und in dieser Verwahr ist es denn auch liegen geblieben bis in den Monat April 1791. Warum sich in dieser langen Zeit kein Geschwindschreiber zur Fortsezung der Arbeit gemeldet hat, weiß ich nicht, und vielleicht verlangen es auch meine Leser nicht zu wissen.

Das Angeführte war indessen bei weiten nicht der wichtigste Abhaltungsgrund von der Vollendung meiner Geschichte der Päbste. Das Schiksal hatte mich auf 6 Jahre in ein Land gesezt, wo jeder nachdenkende Mann Gelegenheit finden kann, über theologische Aufklärung und theologische Toleranz sehr nüzliche Betrachtungen anzustellen. So wie es mir gelungen hat, in diesem Lande viele sehr helldenkende Männer, und manche sehr liebenswürdige Freunde zu finden, so konnte es mir doch auch bei nur halb offnen Augen nicht unbekannt bleiben,

ben, daß grade in diesem Lande eine gewisse eisenfeste theologische und politische Orthodoxie zu Hause sei, als nicht leicht überall anderwärts. Zwei Dinge sind mir dort sehr häuffig zur Sünde gehalten worden: die Verbreitung gewisser hellerer Ideen in meinen Schriften, und dann vorzüglich, daß ich, als ein Laie, über theologische und kirchliche Gegenstände bisweilen ein gedruktes Wort in die Welt hinein zu sagen wagte. In einer sehr zahlreichen und respektablen Versammlung wurde die Klage gegen mich geführt: Ich sei ein grosser Freigeist, denn in meiner Geschichte der Päbste stehe gedrukt, daß einmal ein Pabst Vater zu einem Kinde gewesen sei. *)

Nach Friede und Ruhe strebt aber doch wohl jeder vernünftige Mann, am

*) S. I. Th. Seite 338. und 339.

wenigsten wird er absichtlich Gelegenheiten ergreifen, um sein bürgerliches Leben durch Kränkungen und üble Nachreden zu verbittern. Und dieses Friedens wegen legte ich dann mit Freuden die Feder weg, welche mich durch den ersten Theil meiner Geschichte der Päbste, und um armer acht Zeilen wegen zum Freigeist geschrieben hatte.

Die natürliche Folge dieses Entschlußes war, daß ich nun mit allem Ernst den Geist der zur Mode gewordenen Aufklärung zu prüfen anfieng. Ich konnte mir es in kurzer Zeit nicht mehr verhehlen, daß man bisher Manches für Aufklärung gehalten hatte, was wirklich auf keine Weise Aufklärung war. Es wurde mir besonders begreiflich, daß nicht überall, und nicht in jedem Lande und Orte ein gleicher Grad von Aufklärung statt haben könne, und ich hielt nun fest dafür, eine Fortsetzung der Ge-

schichte der Päbste nach meinen Grundsäzen und nach meinem Wahrheitsgefühl sei ein Unternehmen, das für einen deutschen Professor an der Universität in Ungarn allerdings gewagt, bedenklich und dem lieben Frieden sehr nachtheilig werden müßte. Ich beschloß dann fest und standhaft, diese Fortsezung nicht ehe anzufangen, als bis ein günstigeres Schiksal mich wieder in mein deutsches Vaterland zurükführte, und mir die glükliche Lage verschaffte, ohne Furcht persönlicher Kränkungen die Wahrheit so, wie einst in meinen frühern Schriften, wieder frei und redlich sagen zu dürfen. — Man sieht, daß ich meinem Entschluße Wort halte; und ich hoffe, in Absicht der fernern Theile keiner so langen Entschuldigung mehr zu bedürfen.

Was ich aber damit verstehe, die Wahrheit frei und redlich sagen, findet jeder Leser hinlänglich entwikkelt, welcher

sich die Mühe nehmen will, die voranstehende Zuschrift durchzulesen.

Daß ich diesem Bekenntniß überall treu zu bleiben gesucht habe, wird man hoffentlich in diesem zweiten Theile nirgend verkennen. Es waren viele sehr gehäßige und widrige Dinge zu erzählen, es mußte von Menschen gesprochen werden, welche einst auf Religion und Staat die tadelnswürdigsten Wirkungen äußerten, aber immer glaube ich, mehr die Sache als die Person dargestellt zu haben; und überall war es ein sanftes Vergnügen für mich, bei den größten begangenen Fehlern lieber einen Blik auf die Schwächlichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Herzens zu werfen, als mit richterlicher Strenge bittern Tadel auszustreuen.

Vorrede.

An die Herren Rezensenten des ersten Theils habe ich fast nichts zu bestellen. Die wenigen gedrukten Urtheile, welche mir zu Gesicht gekommen sind, waren bescheiden und aufmunternd. Der Berliner Bibliothek bin ich insbesondere für ihre umständliche und zum Theil belehrende Anzeige allen Dank schuldig.

Ein gewisser Hr. v. Gemmingen, der einst mein Freund war, und dessen Aufenthalt ich jezt nicht weiß, verdient allein einige Worte über eine auf fremde Bestellung gearbeitete Rezension, die in den schon längst verstorbenen Wiener Ephemeriden stand. Er gab mir dort zu verstehen, er würde die Geschichte der Päbste anders angegriffen haben als ich. Er meinte, eine rechte Geschichte müsse nicht so biographisch aussehen, wie die meinige, sondern fein pragmatisch und umständlich, wie ohngefär die Häberlin-

sche

sche Reichshistorie in 16 Bänden. Daran mag er nun wohl für sich ganz Recht haben. Aber dem alten überall geltenden und überall gebilligten Grundsatze gemäß: daß jedermann in seinem Hause Alles thun darf, was gut und recht ist, ohne so genau nach der Meinung seiner Nachbarn zu fragen, so scheint es auch erlaubt zu sein, daß ein Schriftsteller sein Buch so schreibt, wie es ihm am besten dünkt, und nicht immer so, wie es der Nachbar verlangt. Es ist überhaupt sonderbar, daß in keinem andern Geschäft des ganzen bürgerlichen Lebens die Nachbarn sich einer solchen Uebermacht anmaaßen und anmaaßen dürfen, als in dem einzigen Geschäft der Schriftstellerei. Ein heutiger Autor muß die ganze Rolle eines Kranken spielen, der am Wege sitzt, und dem jeder Fürübergehende ein heilsames Rezept verschreibt. Ja wenn er wirklich kerngesund ist, so muß er sich doch fürs erste krank reden lassen, damit hernach

die rezensirenden Quaksalber der Reihe nach, mit Schröpfen Purgiren, Clistiren, Zähnausreissen, Heildornausschneiden, Aderlassen u. d. gl. ihr ungebetenes Handwerk an ihm probiren können. Wenn Sturz das Rezensirwesen mit der belobten Kunst der Abdekkerei vergleichen zu dürfen glaubte, so könnte daneben noch das andre Gleichniß statt finden, daß die Rezensenten eben so besorgte Menschenfreunde für den Ruhm ihres Authors sind als die heilige Inquisition für das Seelenheil ihrer gebratenen Patienten. —

Man verzeihe mir diese Abschweifung und überhaupt diese etwas lang gewordene Vorrede. Es ist natürlich, daß man nach einer lang unterbrochenen Zusammenkunft viel zu reden hat; und was ich hier geschrieben habe, scheine ich mir um der Sache selbst willen schreiben haben zu müssen. Sogar dieß muß ich

noch

noch hinzusetzen, daß die Ursache der etwas geringern Bogenzahl bei diesem Theile keine andre ist, als weil ich es für schiklicher halte, diesen Theil mit einem vollendeten Jahrhunderte zu schließen, als einiger Bogen wegen eine natürliche Zeitperiode zu zerreissen.

Wien, den 12. August, 1791.

Neuntes Jahrhundert.

XCVIII.

Stephanus IV.

(816.)

Nach dem Tode Leo des III. wurde innerhalb zehn Tagen Stephanus, ein gebohrner Römer aus einer adelichen Familie, zum Pabst gewählt. Dem Grundsatz gemäß, daß der römische Stuhl den fränkischen Kaiser sich gefällig erhalten müsse, befahl er sogleich, daß ganz Rom dem ohnlängst auf den Thron gekommenen Ludwig den Eid der Treue leiste. Hievon sowohl als von seiner Erwählung gab er dem Kaiser durch einige Legaten Nachricht; zugleich äußerte er den Wunsch, mit dem Kaiser eine persönliche Zusammenkunft zu halten.

halten. Ludwig bewilligte dies gern, und sein Neffe Bernhard, König von Italien, erhielt den Auftrag, den Pabst nach Frankreich zu begleiten.

Diese Reise trat Stephanus ungesäumt an. Zum Ort der Zusammenkunft war die Stadt Rheims bestimmt. Der Empfang des Pabstes geschah auf des Kaisers Befehl mit großer Feierlichkeit; Ludwig trieb seine demüthige Freudenbezeigung so weit, daß er dreimal ganz ausgestreckt vor dem hohen Gast zur Erde niederfiel. Nach einigen Tagen erklärte Stephanus, warum er vorzüglich nach Frankreich gekommen sei, daß er nämlich in eigner Person den Kaiser und seine Gemahlinn Irmengard krönen wolle. Diese Handlung geschah mit vieler Pracht. Man gab sich von beiden Seiten ansehnliche Geschenke, und Stephanus fand den kaiserlichen Hof so angenehm, daß er zwei Monate dort blieb. Er benuzte diese Gelegenheit, dem Kaiser das Wohl der Kirche ans Herz zu legen, und seinen Schutz für den römischen Stuhl zu gewinnen. Das Bisthum Orleans erhob er während dieser Zeit zum Erzbisthum. Auch erbat er es beim Kaiser, daß alle jene, die als Mitschuldige der gegen Leo III. verübten Meuterei unter Karl dem Großen ins

Elend geschikt worden waren, frei nach Rom zurükkehren durften.

Nicht lange nach seiner Zurükkunft überfiel ihn unvermuthet der Tod am 24ten Jenner 817. Man hat eine Schrift zu Rom, die er noch den Tag vor seinem Absterben unterschrieb. Er war ein Mann von vieler Tugend und Gelehrsamkeit.

XCIX.

Paschalis.

(817.)

Zwei Tage nach Stephanus Tode erhielt Paschalis, ein Römer, mit allgemeiner Zustimmung der Geistlichkeit und des Volks die päbstliche Würde. Er fand für nöthig, seine Wahl sogleich dem Kaiser bekannt machen zu lassen, weil sie ohne dessen Bestättigung geschehen war. Der zu diesem Geschäft bestimmte Legat war der Nomenclator Theodorus, welcher von dem Kaiser mit vieler Achtung aufgenommen wurde. Diesen Theodorus lassen manche Schriftsteller das Werkzeug sein, durch welches der römische

Stuhl die Inseln Korsika, Sardinien und Sicilien während dieser Gesandschaft als eine kaiserliche Donation erhalten haben soll. Das Ungereimte und Ungegründete dieser historischen Hipothese fällt, ohne andere Gegenbeweise zu berühren, dadurch hinlänglich in die Augen, daß Sicilien damals nicht dem abendländischen Kaiser Ludwig, sondern noch zum morgenländischen Kaiserthum gehörte, bei dem es auch bis ins Jahr 827 blieb, wo es durch Verrätherei in die Gewalt der Saracenen fiel. Ludwig konnte aber nicht wohl leicht Länder und Inseln verschenken, die er nicht besas. Sichrer ist es, daß die Gesandschaft des Theodorus vielmehr und vorzüglich dies zur Absicht hatte, den Kaiser gegen den neuen Pabst eben so geneigt und ergeben zu machen, als gegen den Vorfahr.

Während dieser Zeit erwachte im Orient ein neuer Tumult über den Bilderdienst. Ein Schwarm orthodoxer Mönche lehnte sich wider den Kaiser Leo auf, der kein Freund der Bilder war. Theodorus Studita, Abt eines Mönchsklosters, stellte sich an ihre Spitze. Es begegnete ihnen mancherlei Ungemach, wogegen sie kein wirksameres Mittel wußten, als den römischen Pabst um Hilfe anzuflehen. Sie schrieben einen kläglichen Brief an den Paschalis, darinn sie ihn das

große

große Licht, und den Fürsten der Priester nannten; sie stellten ihm die jämmerliche Lage des reinen Glaubens vor, und forderten ihn auf, durch die Kraft seiner göttlichen Feder die kezerischen Bestien (hæredicas feras) zu erschrekken. Paschalis fand sich außer Stande, mit Nachdruk diesen Klienten Hilfe zu schaffen; er mußte sich begnügen, ihnen Trostbriefe zu schreiben, worinn er ihnen ernstlich zu verstehen gab, daß, wer um der Bilder willen Verfolgung litte, ein wahrer Märtirer sei u. d. gl. Indessen hatte er nach der Zeit doch Gelegenheit vielen dieser Mönche werkthätigen Beistand zu leisten; denn eine Menge derselben war um der Reinigkeit des Glaubens willen, und weil sie die Verdienste der Bildermärtirer suchten, aus Konstantinopel flüchtig geworden, und nach Rom gekommen. Paschalis ließ ihnen da ein Kloster bauen, wo sie ungestört und nach der Lust ihrer Herzen den Bildern fortan alle mögliche Anbetungen leisten konnten.

Im Jahr 823 erfuhr Paschalis einen angenehmen Beweis von den gefälligen Gesinnungen des Kaisers Ludwig. Sein ältester Sohn Lotharius war bereits im Jahr 817 von ihm zum Mitregenten angenommen, und im Jahr 822 zum König von Italien ernannt worden. Jezt sollte er dahin reisen,

um von seinem Königreich Besitz zu nehmen. Paschalis versäumte nicht, von diesem Vorfall nützlichen Gebrauch zu machen. Er sendete unverweilt dem Lotharius Legaten entgegen, die ihn nach Rom einladen mußten. Lotharius kam; er wurde mit großen Feierlichkeiten empfangen. Aber der höchste Grad von päbstlicher Ergebenheit sollte die Ceremonie sein, da Paschalis den Mitregenten des deutschen Kaiserthums am Osterfest über dem Grabe des heil. Petrus krönte, und, wie einige nicht gegründet genug hinzusetzen, ihm die Obergewalt über die Stadt Rom einräumte.

Nicht lange nach dieser feierlichen Handlung begegnete dem Paschalis ein sehr unangenehmer Zufall. Man beschuldigte ihn eines zweifachen Mordes, den er an einem gewissen Theodor und Leo verübt habe. Der Kaiser erhielt nicht ohne Bestürzung davon Nachricht. Man drang auf eine Untersuchung; es traten Zeugen auf. Die Verschiedenheit und die Widersprüche ihrer Aussagen aber kamen dem Paschalis so vortheilhaft zu statten, daß er sich durch einen Eid von jener Beschuldigung reinigen konnte. Es giebt Schriftsteller, welche über diesen Reinigungseid mancherlei bedenkliche Reflexionen machen. Wir unsrerseits wünschen,

schen, das Bessere vermuthen zu dürfen, und wollen also keinen Theil an diesen Untersuchungen nehmen.

Kaiser Ludwig hat sich einen Theil seines Beinamens, der **Fromme**, dadurch verdienet, daß er noch zur Lebenszeit Paschalis unter Anführung des Rheimsischen Erzbischofs Ebbo eine Mission in das heidnische Dänemark schikte. Der Pabst gab hiezu seine vollkommneste Einwilligung; das Bekehrungsgeschäft gewann aber einen sehr mittelmäßigen Fortgang.

Wir wollen nicht unbemerkt lassen, daß während dem Pabstthum des Paschalis der orientalische Kaiser Leo der Armenier ermordet wurde. Dieser Tod ist hier merkwürdig, weil er eine Folge des von Rom aus mitangefachten Mönchsfanatismus war. Die Anbetung der Bilder gab den Mördern dieses Regenten den Stahl in die Hand. Wenn mancher Leser Beweise hierüber verlangt, so theilen wir ein Bruchstük des Briefes mit, welchen der obenberührte Mönch, Theodorus Studita, gleich nach der Ermordung des Kaisers an seinen Freund Naukratius schrieb: „Du hast uns, sagt dieser von Gott verlassene Schwärmer, „angenehme Nachrichten gegeben, worüber

„nicht

„ nicht allein diese Stadt, sondern alle „ Städte der Erde erfreut sein müssen. „ Gott hat ihn hinweggenommen den gro„ ßen Drachen, der neulich erstanden war, „ die gefährliche Schlange, den Sohn Ta„ bael, diesen Achab, dieses Nachbild Ju„ lians, diesen Inbegriff alles Bösen, die„ sen Gotteslästerer u. s. w. Himmel und „ Erde müsse sich erfreuen, denn der Feind „ ist gefallen, der uns verfolgte ꝛc. „

Die obige Anklage mit den damit verbundenen Unannehmlichkeiten mochte vieles beitragen, daß Paschalis kurz nachher, am 10ten Februar 824 starb. Daß er diesfalls nicht wenig Verdruß gelitten haben muß, läßt sich aus den Gesinnungen der Römer schliessen, die es schlechterdings nicht zuließen, daß er im Vatikan wie andere Päbste begraben würde. Der todte Leichnam blieb sogar unbeerdigt, bis sein Nachfolger ihn in der Kirche der heil. Praxedis begraben ließ. Diese Kirche sowohl als viele andre in Rom waren auf Anordnung des Paschalis gebaut worden. — Man erzählt, der Leib der heil. Cäcilia sei zu seiner Zeit beim Umgraben eines Kirchhofs gefunden worden.

C.

Eugenius II.

(824.)

Bei der Wahl dieses Pabstes entstanden einige Unruhen. Eugenius, der vom Adel unterstüzt wurde, hatte einen vom Volk sehr begünstigten Nebenbuhler, der Zinzinus geheissen haben soll. Die Parthei des Eugenius siegte aber, und so erhielt dieser, ein Römer von Geburt, vier Tage nach Paschalis Tode die päbstliche Würde.

Hiemit waren aber die Unruhen doch nicht geendiget. Eugenius mußte sich beim Kaiser Schuz erbitten, dem er durch seinen Legaten Quirinus zugleich seine Erwählung bekannt machen ließ. Es war dem Kaiser nicht unbewußt, daß in Rom seit einiger Zeit, besonders unter dem vorigen Pabste viele Unordnungen geschehen waren; daß Faktionen gegen Faktionen kämpften; daß die Richter mit der Gerechtigkeit nicht gar redlich umgiengen; daß mancher durch verwirrte Händel um sein Haab und Gut bestohlen worden war; daß überhaupt die Geseze schlecht befolgt würden, u. d. gl. Er schikte

daher

daher seinen Sohn Lotharius nach Rom, mit dem Auftrage, dem verwirrten Wesen ein Ende zu machen, und die Römer zur Ruhe zu bringen.

Lotharius kam im August dieses Jahrs in Rom an. Er bestättigte zuförderst die Wahl des Eugenius, und erneuerte zugleich die Vorschrift, daß die Ordination des Pabstes erst durch die Genehmigung des Kaisers ihre Giltigkeit erhalten müsse. Eugenius fand diese Vorschrift nicht nur heilsam, sondern hielt überdies seine Geistlichkeit an, dem Kaiser einen Eid abzulegen, beiläufig des Inhalts: daß jeder Geistliche dem Kaiser Treue angelobe, und seine Einwilligung zur Ordination nicht eher geben wolle, bis der Pabst den nämlichen Eid, welchen Eugenius dem Lotharius leistete, geschworen hätte. Verschiedene andere Verordnungen, welche Lotharius machte, gehören nicht hieher.

Einige Gesandte von dem neuen orientalischen Kaiser Michael trafen beim Kaiser Ludwig in Franken ein, als Lotharius noch in Rom war. Das Geschäft dieser Abgeordneten bestand darinn, den Kaiser Ludwig sowohl als den Pabst dahin zu bewegen, damit beide das Ihrige beitrügen, die über den Bilderdienst entstandenen fürchterlichen

Irrun-

Irrungen im Orient dämpfen zu helfen. Sie brachten ein Schreiben vom Kaiser Michael und verschiedene kostbare Geschenke mit. Man nahm sie an Ludwigs Hofe mit vorzüglicher Achtung auf. Sie bewirkten es sogar, daß mit Erlaubniß des Pabsts ein Concilium gehalten wurde, wo die Streitigkeit über das Bilderwesen so beigelegt werden sollte, damit die morgenländische Kirche mit der abendländischen diesfall wieder eines gleichen Sinnes würde.

Dieses Concilium versammelte sich zu Paris. Es ist der Mühe werth, gelegenheitlich anzumerken, wie weit es damals mit dem Bilderdienst im Orient gekommen war. Man trug die Bilder der Heiligen zum Taufstein, und ließ sie Pathenstelle bei den Kindern vertreten. Viele Priester krazten von Gemählden der Heiligen die Farbe ab, und mischten sie in den zum Abendmal bestimmten Wein. Manche legten bei der Kommunion die Hostien in die Hände hölzerner Statuen, und von diesen mußten die Kommunikanten die Hostien in den Mund nehmen. — Niemand kann zweifeln, daß solche Abentheurlichkeiten eine ernsthafte Abschaffung forderten. Das Concilium erklärte auch all solchen Alfanz für ungebürlich, und beschloß überdies, daß nur dasjenige als Lehre der

Kirche

Kirche und der Väter anzunehmen sei, was schon unter Karl dem Großen durch die karolinischen Bücher festgesezt worden war.

Ludwig schien mit den Aussprüchen des Conciliums sehr zufrieden; aber der Pabst war es nicht. Er wollte von den gemachten Vorschlägen zur Vereinigung beider Kirchen nichts wissen, um so weniger, da man zu Rom in dem vom Kaiser Michael an den Pabst gerichteten Briefe gewisse Kezereien entdekt haben wollte, die der reinen Lehre gefährlich werden könnten. Vergebens bemühten sich einige gelehrte und fromme Bischöfe, das Ungereimte des verunstalteten Bilderdienstes in gründlichen Schriften darzuthun. Die orientalische Gesandschaft mußte mit fehlgeschlagenen Erwartungen nach Hause ziehen.

Statt dessen unternahm Eugenius eine andere Arbeit, die, wenn sie auch nicht durch die eingetretenen Umstände schlechterdings nothwendig geworden wäre, ihm doch immer zu einigen Verdienst angerechnet werden müßte. Die Sitten der Geistlichen waren, wie in manchen vorigen Zeiten, sehr ausgeartet; sie beschäftigten sich ungleich mehr mit der Pflege ihres Bauchs als ihres Kopfes; eine Epidemie von Unwissenheit fieng an sich über den ganzen Klerus zu verbreiten,

anstatt

anstatt zu studiren, mischten sie sich in weltliche Händel. Diesem Unwesen zu steuern berief Eugenius ein Concilium von 63 Bischöfen und verschiedenen angesehenen Priestern nach Rom. Es wurden 38 Kanones festgesezt. Viele derselben beziehen sich auf die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen. Man erfährt daraus, daß die Schulen damals in einem jämmerlichen Zustande sich befanden. Ferner hört man, daß die Geistlichkeit sich häufig mit Wuchern, Jagen und Akkern beschäftigten; alles dieses wurde ihnen untersagt.

Bald hierauf starb Eugenius. Der Tag seines Todes ist nirgend mit Zuverläßigkeit bestimmt. Wahrscheinlich starb er im Monat August 827.

CI.

Valentinus.

(827.)

Alles, was wir von diesem Pabst sagen können, ist: daß er ein gebohrner Römer war; daß er wenige Tage nach Eugenius

nius Tode gewählt und ordinirt wurde; daß er das Zeugniß eines frommen, und sehr guten Mannes hatte; daß man ihn für einen äusserst geschikten Redner hielt; und daß er, fast nur erst im Vorgeschmak seiner Würde, 30 Tage nach seiner Erwählung starb.

CII.

Gregorius IV.

(827.)

Nach Valentins Tode wurde, man weiß nicht genau nach wie viel Tagen, Gregorius, ein Römer, zum Pabst gewählt. Seine Ordination blieb aber verschoben, bis auf kaiserlichen Befehl durch zwei eigends Abgeordnete die Wahl untersucht worden war. Man sagt, Gregorius habe sich sehr geweigert, die päbstliche Würde anzunehmen, er habe sich für unfähig dazu gehalten, und sei fast wider Willen gewählt worden.

Unter die wichtigern Handlungen seines Lebens ist fast einzig dasjenige zu rechnen, was

was er bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Ludwig und dessen Söhnen that; denn daß er sich mit Verbesserung des Antiphonariums beschäftigte, daß er einige Chorsänger nach Frankreich schikte, daß er Kirchen und Klöster baute, sind solche Dinge, von denen man mehr als genug gesagt hat, wenn man bemerkt, daß sie geschehen sind.

Der Zwist des Kaiser Ludwigs mit seinen Söhnen ist bekannt. Die hauptsächlichste Veranlassung gab Ludwigs zweite Ehe mit Judith einer Tochter des Herzogs Welfo; denn wegen dem aus dieser Ehe erzeugten Sohn Karl mußte die bereits geschehene Theilung der väterlichen Ländereien abgeändert werden. Die mißvergnügten Söhne, Lotharius, Pipin und Ludwig, machten den Anfang damit, daß sie ihre Stiefmutter Judith in ein Kloster stekten. Sie rechtfertigten diese Gewaltthätigkeit durch verschiedene Anklagen, besonders durch den verdächtigen und sträflichen Umgang der Judith mit einem der Minister des kaiserlichen Hofes. Die Kaiserinn vertheidigte sich aber nach der Zeit gegen diese Beschuldigungen, und zwar mit so vieler Gründlichkeit, daß der Pabst und die Bischöfe keinen Anstand nahmen, sie vollkommen frei zu sprechen.

Ludwigs

Ludwigs Söhne waren hiemit nicht wohl zufrieden, noch weniger damit, daß im Ernst eine neue Theilung gemacht wurde. Lotharius beschloß, sein Mißvergnügen laut ausbrechen zu lassen, und zu den Waffen zu greifen. Das Ansehen des Pabstes schien ihm bei diesem Vorhaben von großem Einfluß zu seyn; er gab dem Gregorius Nachricht von der ihm und seinen Brüdern geschehenen Unbilligkeit; die Kaiserinn stellte er in dem abscheulichsten Lichte, und als das einzige Werzeug aller entstandenen Mißhelligkeiten dar.

Gregorius ließ sich willig finden bei dieser Verwirrung seine Dienste zu leisten; er zweifelte nicht, daß er als Pabst am ehesten im Stande sein würde, die erbitterten Gemüther von beiden Seiten zu besänftigen. Er achtete daher die Beschwerlichkeit einer Reise nach Frankreich nicht, die er bald darauf in Begleitung des Lotharius antrat.

Die Sachen waren indessen schon sehr ernsthaft und kriegerisch geworden. Es mußte also großen Eindruk bei den Kaiserlichgesinnten machen, da sie erfuhren, in welchem Verständniß der Pabst mit dem Lotharius stehe, und daß er mit ihm nach Frankreich komme. Am meisten befremdete dieses

Betra-

Betragen des Pabsts die dem Kaiser ergebenen fränkischen Bischöfe. Sie fanden einen solchen Schritt äußerst bedenklich, und beschloßen, dem Pabste in einem Briefe ihre Gesinnungen auf eine Art bekannt zu machen, daß es ihn fast reuen sollte, nicht in Rom geblieben zu seyn. Wenn dieser Brief ächt ist, so wie man ihn bei manchen Schriftstellern antrift, so muß man sich wundern über den Muth und den freien Sinn dieser Bischöfe. Sie sprechen von Gegenexkommunikation, wenn es ja dem Pabst beigekommen wär, dem Kaiser exkommuniziren zu wollen. Sie erinnern ihn an die Treue, die er dem Kaiser geschworen hat; sie drohen ihm mit der Absetzung, wenn er die Parthei der Rebellen zu unterstützen gekommen wär.

Diese Sprache, obschon sie der Pabst in diesen Umständen nicht ganz verdient hatte, macht dem deutschen Geist und diesen Bischöfen Ehre, daß sie mit so treuer Anhänglichkeit die gerechte Sache ihres Monarchen verfochten. Gregorius wurde bestürzt über diesen Brief. Die Parthei indessen, welche ihn zum Werkzeug ihrer Absichten brauchte, wußte ihn darüber zu beruhigen; man beredete ihn, zum Kaiser zu gehen,

gehen, und da Vorschläge zur Vermittlung zu machen. Der Kaiser, der eben an der Spitze der Armee sich befand, soll den Pabst nicht gar freundlich empfangen haben. Vielmehr machte er ihm Vorwürfe darüber, daß er rebellische Söhne gegen ihren Vater noch mehr aufzuwiegeln suchte. Der Pabst lehnte so viel möglich diese Beschuldigungen von sich ab. Seine Expedition hatte aber übrigens nicht die mindeste Wirkung. Lotharius und seine Brüder lieferten dem Kaiser eine Schlacht. Ludwig fiel seinen verrätherischen Kindern in die Hände; er ward des Kaiserthums entsetzt, und in ein Kloster als ein Büsser eingesperrt. Gregorius war mittlerweile nach Rom gereist, und hatte den Muth verlohren, an den fränkischen Händeln ferner Theil zu nehmen.

Außer dem ist von diesem Pabst nichts Merkwürdiges aufzufinden, das auf kirchliche oder politische Angelegenheiten Beziehung hätte. Er starb am 25. Jenner 844.

CII.

CII.

Sergius II.

(844.)

Sergius ein gebohrner Römer, wurde am 10ten Februar 844 zum Pabst erwählt, und, obschon eine Gegenparthei wider ihn aufgestanden war, am nämlichen Tage ordinirt. Es wird von einigen erzählt, dieser Sergius sei der erste Pabst gewesen, der seinen Geschlechtsnamen mit einem andern verwechselte; denn vorhin hieß er, nach dem lateinischen Ausdruck Os porci, was sich deutsch in Schweinsmaul o. d. gl. müßte dollmetschen lassen. Pagi erklärt die ganze Sage für eine Fabel.

Lotharius hatte indessen den kaiserlichen Thron bestiegen. Ludwig war, nach mancherlei Trübsalen, die er von seinen Söhnen noch erfahren mußte, auf einer Insel nahe bei Mainz im Jahr 840 gestorben. Der neue Kaiser erfuhr mit Widerwillen, daß Sergius ohne seine Bestättigung sich habe ordiniren lassen. Er schikte seinen Sohn Ludwig mit einer ansehnlichen Armee nach Italien, theils, daß er als König von der

Lombardei Besitz nähme, theils die Römer Achtung gegen die kaiserliche Verordnung lehre. Der junge Prinz befolgte den Auftrag seines Vaters mit großer Pünktlichkeit; er ließ sengen und brennen, und vieles Volk mußte über die Klinge springen. Den Römern war bei seiner Ankunft nicht wohl zu Muthe.

Der Pabst hatte indeßen einen Entschluß gefaßt, der von seinem sinnreichen Kopf und seiner Herzhaftigkeit eine vortheilhafte Meinung giebt. Er schikte dem Prinzen alle Richter und Obrigkeiten der Stadt Rom auf neun Meilen weit entgegen. Eine Meile vor der Stadt ließ er den römischen Adel, die Miliz und die Geistlichkeit ihn erwarten. Diese begleiteten ihn bis an den Vatikan. Hier stand der Pabst oben an der Treppe der Kirche; Ludwig stieg hinan; beide umarmten sich. Dann giengen sie gegen die Pforte der Kirche. Aber augenbliklich ließ der Pabst alle Kirchthüren schließen, nahm den Prinzen bei der Hand, und sagte ihm: „ wenn du mit reinem Herzen, und einem aufrichtigen Willen das gemeine Beste zu befördern hieher gekommen bist, so sollen dir sogleich alle Thüren geöffnet werden; wenn anders, so werde weder

ich

ich sie öffnen, noch von jemand auf mein Geheiß öffnen lassen. „

Einer so nachdrüklichen Erklärung mochte der junge König sich wohl schwerlich versehen haben. Er betheuerte daher in seiner Uiberraschung, daß er mit den besten Absichten gekommen sei. Der Pabst sehr zufrieden mit diesem Geständniß, ließ nun alle Thüren öffnen, und führte ihn in die Kirche, wo die Klerisei das **Gelobt sei, der da kömmt im Namen des Herrn**, anstimmte. — Bei dieser Gelegenheit verlangte Ludwig, daß ihn der Pabst zum König der Lombarden kröne, welche Ceremonie auch am 15. Junius mit großer Feierlichkeit in der Kirche des Vatikans geschah.

Ludwig reiste von Rom ab. Seine dem Pabst gegebenen Versicherungen scheinen ihn zu reuen; er konnte es nicht vergessen, daß die Römer ohne die kaiserliche Beståttigung einzuhohlen, den Sergius ordiniret hatten. Er gestattete seiner Armee im Rükzuge einige Plünderungen auf den Landgütern des römischen Adels. Rom selbst gerieth in Furcht, der Pabst suchte aber den feindlichen Anfällen dadurch Einhalt zu thun, daß er alle Thore der Stadt schließen, und bei

Tag

Tag und Nacht die Mauern sorgfältig bewachen ließ.

Als Ludwig in sein Lager zurük gekommen war, fanden sich verschiedene Bischöfe als Kläger gegen den Pabst bei ihm ein. Sie wollten die entstandene Mißhelligkeit zwischen diesen beiden benützen. Sie beschwerten sich besonders darüber, daß die Päbste immer stärkere Eingriffe in die Rechte der Bischöfe sich erlaubten. Ludwig gab diesen Klagen Gehör, und bestellte mehrere Bischöfe von seinem Gefolge, daß sie in einer eignen Versammlung hierüber Untersuchungen pflegen sollten. Diese Bischöfe begannen damit, daß sie den Pabst vor ihren Richterstuhl zur Verantwortung fordern liessen.

Allerdings schienen die damaligen Umstände für den römischen Stuhl nicht gar günstig gewesen zu seyn; denn Sergius bequemte sich, dieser Forderung gemäß, vor der Versammlung zu erscheinen. Wie mancher seiner Vorgänger würde statt einer solchen Willfährigkeit den richterlichen Bischöfen mit dem Exkommunikationsdonner geantwortet haben! Auch fällt diese demuthvolle Handlung des Sergius desto mehr auf, da wir

wir oben ein nicht unzweideutiges Beispiel seines beherzten Muths gesehen haben.

Vielleicht wollte aber Sergius diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, wo er seine Ankläger recht feierlich demüthigen könnte. So erzählt man wenigstens, daß er mit viel Verstand und Rednerschmuk alle gegen ihn angebrachte Beschuldigungen widerlegt, und seine Unschuld sehr augenscheinlich dargethan habe. Diese Erzählung nähert sich zimlich der Glaubwürdigkeit durch den Umstand: daß Sergius, als man am Schluß dieser Versammlung von ihm begehrte, er solle die Römer zur Huldigung gegen den König Ludwig vermögen, den Antrag schlechtweg verwarf, und die feste Erklärung gab: die Römer hätten Niemand als dem Kaiser Lotharius den Eid der Treue zu leisten.

Sergius hatte bei diesen Verhandlungen den mit Ludwig aus Frankreich gekommenen Erzbischof von Metz Drogo, näher kennen gelernt. So wie er schon wußte, daß dieser Prälat von dem König sehr geschäzt würde, so bemerkte er auch an ihm viele große Fähigkeiten, viel Verstand und Gelehrsamkeit. Einen solchen Mann in sein Interesse zu ziehen, war Staatsklugheit. Sergius bekleidete ihn daher mit der Würde

de eines päbstlichen Vikarius in Frankreich und Deutschland, gab ihm unumschränkte Vollmacht über alle Kirchen und Bischöfe dieser Länder, und schrieb eigends einen Brief an diese Bischöfe, worinn die vortreflichen Eigenschaften des Drogo mit vorzüglichen Lobsprüchen gerühmt wurden. Drogo fand aber die fränkischen Bischöfe nicht geneigt, sein Vikariat anzuerkennen; er merkte, daß bedenkliche Mishelligkeiten entstehen würden, wenn er von seiner anvertrauten Gewalt strengen Gebrauch machen wollte. Er begab sich daher seiner Würde, um seinen Mitbischöfen nichts von ihren Rechten zu benehmen; eine Handlung, welche diesen Prälaten sehr schätzbar macht, und ihm auch in jenen Zeiten allgemeinen Beifall erwarb. Der Bischof Hincmar sagt sehr schön von ihm: „ Einen Mann von so edlen und „ großen Gesinnungen sollen wir alle nach„ahmen; er hat dasjenige, was er sonst „ nicht hatte, auch nicht begehrt, und nicht „ mit Starrsinn zu behaupten gesucht; er „ wollte lieber eine Würde ablegen, als „ Anlaß zu Streitigkeiten geben. „

Man findet sonst nichts Merkwürdiges in dem Leben dieses Pabstes. Kurz vor seinem Tode mußte er den traurigen Zufall erfahren, daß die Saracenen mit einer zahlreichen

reichen Flotte auf der Tiber nach Rom kamen, die Vorstädte in Brand stekten, die außerhalb der Stadmauer gelegne Kirche der hh. Peter und Paul plünderten, und mit außerordentlicher Beute beladen wieder heimzogen. Sergius starb am 27. Jenner 847.

Er wird vieler Tugenden wegen gelobt. Anastasius sagt von ihm: Er war ein Freund des Volks, ein Wohlthäter der Armen, ein Tröster der Elenden, ein Beschützer der Wittwen; er verachtete die Eitelkeiten der Welt, und strebte einzig nach den Schätzen himmlischer Weisheit.

CIII.

Leo IV.

(847.)

Ein Priester der römischen Kirche, von Rom gebürtig, wurde, da Sergius noch nicht einmal begraben war, unter dem Namen Leo zum Pabst gewählt. Er war einer derjenigen, die, der allgemeinen Beistimmung der Wählenden ohngeachtet die päbstliche Würde nicht annehmen wollten. Seine

Be=

Bestättigung und die Erlaubniß zu seiner Ordination einzuholen, wurden Deputirte an den Kaiser geschikt. Diese blieben aber mit der Antwort so lange aus, daß der römische Rath wegen Annäherung der Saracenen sich genöthigt sah, wenigstens vorsehungsweise (provisorie) dem Leo die Ordination ertheilen zu laßen, damit Rom im etwa eintretenden Fall eines feindlichen Angriffs einen Mann hätte, der als Befehlshaber die erforderlichen Anstalten treffen könne.

Wie hoch indessen die kaiserlichen Befehle damals in Rom geachtet wurden, beweist die Verwahrung, mit welcher man die Ordination des Pabsts geschehen ließ; denn man erklärte, daß nur die Noth diesen Schritt gefordert hätte, und daß man weit entfernt sey, hiedurch im mindesten die kaiserlichen Rechte verletzen zu wollen. Auch war der Kaiser mit dem Geschehenen zufrieden.

Da die Saracenen bis jezt noch zögerten vor Rom zu erscheinen, so gewann Leo Zeit, manchen Schaden, den sie bei ihrem vorigen Ueberfall gemacht hatten, zu verbessern. Die ausgeraubte Kirche der hh. Peter und Paul bereicherte er durch sehr

häuf-

häuffige Schätze. Um zugleich ferneren Plünderungen dieser Art vorzubeugen, ließ er die schon von Leo III. angefangene neue Stadt nächst dem Vatikan fortbauen, und dieselbe mit einer Mauer umgeben. Freilich würde er nicht im Stande gewesen seyn, dieses Unternehmen auszuführen, wenn ihm nicht von allen Seiten ansehnliche Geldbeiträge zugekommen wären.

Mittlerweile rüsteten sich die Saracenen mit einer fürchterlichen Flotte gegen Rom. Mehrere italiänische Städte vereinigten sich wider die Barbarn. Der Pabst war anfangs mißtrauisch gegen diese Bundsgenossen; sie versicherten ihn aber ihrer aufrichtigen Treue. Eine christliche Flotte wurde ausgerüstet; es kam bei Ostia zum Treffen. Ein heftiger Sturm ersparte aber den Christen die Arbeit des Sieges; die feindliche Flotte scheiterte; die meisten der Saracenen kamen im Meere um; wenige konnten sich retten; einen Theil derselben führte man als Gefangene im Triumph nach Rom; einige mußten ihren Mitbrüdern ein abschrekkendes Beispiel am Galgen geben.

Nach diesem Siege ließ sichs Leo desto eifriger angelegen sein, daß seine neue Stadt bald fertig würde. Er hatte auch wirklich

das Vergnügen, binnen vier Jahren das ganze Werk vollendet zu sehen. Die Stadt erhielt den Namen ihres Urhebers, die Leoninische; und Leo selbst weihte sie ein am 27. Junius 852. Eine vorzügliche Ceremonie bei dieser Einweihung war eine feierliche Prozession, wo der Pabst und viele Bischöfe nach seinem Beispiel, baarfuß durch die Stadt Rom zogen. Die angenehmste Ceremonie bei dieser Feierlichkeit mochte aber für die Römer wohl die sein, daß nach den in der Kirche geendigten Solennitäten häuffiges Geld unter sie vertheilet, und die Vornehmern mit ansehnlichen Geschenken beehret wurden.

Noch ehe der Bau dieser neuen Stadt geendigt war, kam im Jahr 850 der lombardische König Ludwig, den sein Vater zum Mitregenten angenommen hatte, nach Rom, sich zum Kaiser krönen zu lassen. Leo verrichtete diese Handlung mit gewöhnlicher Feierlichkeit.

Als Leo mittelst seiner neuen Stadt für die körperliche Sicherheit der Römer mit so rühmlichen Eifer gesorgt hatte, machte er sichs nun zum angelegnen Geschäft, auch für ihr Seelenheil zu sorgen. Er sah, daß die Sitten der Geistlichkeit von Tag zu Tag ver-

verderbter wurden; und in den Klöstern gab es vollends zahllosen Unfug und Misbräuche. Er berief im Jahr 853 ein Concilium nach Rom, wobei 67 Bischöfe versammelt waren. Es wurden 42 Kanones festgesezt, welche durchaus auf die Verbesserung der Kirchenzucht sich bezogen. Die merkwürdigste Handlung bei diesem Concilium war die Absetzung des Kardinalpriesters Anastasius nicht nur von seiner Kardinalswürde, sondern auch vom Priesterthum. Sein Verbrechen bestand darinn, daß er fünf Jahre von seiner Parochialkirche abwesend war, und gegen den Pabst, der ihn während dieser Zeit mehrmal nach Rom berief, ungehorsam und widerspenstig sich bezeigt hatte.

Unvermuthet kam um diese Zeit der Kaiser Ludwig mit einer zahlreichen Armee nach Italien, und zog gegen Rom. Man wußte nicht, was man von diesem Besuch denken sollte, ob der Kaiser als Freund oder Feind käme. Der Adel, die Geistlichkeit, die Miliz gieng ihm entgegen, und der Pabst empfieng ihn beim Vatikan mit großer Ehrfurcht. Die Absicht seiner Reise war, einer heimlichen Verschwörung auf die Spur zu kommen, und die Anzettler und Mitschuldigen zu bestrafen.

Von

Von dieser Verschwörung war Gratianus, Befehlshaber der römischen Truppen, durch Daniel, einen andern Befehlshaber der Miliz als Urheber angeklagt worden. Der Kaiser hielt sich von der Wahrheit der Anklage so überzeugt, daß er den Ankläger nannte, und gar nicht zweifelte, dieser würde seine Beschuldigungen öffentlich beweisen können. Es kam zu einer Untersuchung. Daniel wiederholte mit vieler Kühnheit seine Anklage. Aber Gratianus führte so unwidersprechliche Gründe für seine Unschuld an, daß der Verläumder endlich genöthigt wurde, zu gestehen: Seine ganze Klage sei falsch, und blos sein Neid habe ihn dazu verleitet. — Der Kaiser war übrigens mit den Römern und dem Pabst sehr zufrieden, und reiste in kurzer Zeit wieder zurück.

Leo wird, obschon seine hier angeführte Handlungen es nicht so ganz beweisen, als ein fast ohne Vergleich vortreflicher Mann gerühmt. Seiner Tugenden waren so viele, daß kein Schein des Bösen bei ihm Platz hatte. Er wirkte auch Wunder. Ein Basilisk, der in einer Gegend von Rom in einer Höhle lag, richtete mit seinen vergiftenden Augen viel Unheil an; Niemand wagte es, sich ihm zu nähern. Leo gieng unerschrokken in die Höhle, und bannte das Ungeheuer

geheuer so weg, daß man ferner nichts mehr davon spürte. — Ein andersmal löschte er durch das Kreuzzeichen eine große Feuersbrunst.

Alles dies hat ihm billig einen Platz unter den Heiligen verschafft. Sein Fest wird am 17. Julius gefeiert, denn an diesem Tage starb er im Jahr 855.

Die Päbstinn Johanna.

Wir dürfen hier aus historischer Pflicht und Treue einen Umstand nicht übergehen, der bei manchen für das wichtigste und merkwürdigste Stük Erzählung in den sämtlichen Annalen des Pabstthums gehalten wird. Vorausgesezt besonders, daß dieses Werk nicht sowohl für Geschichtskundige und Gelehrte, als vielmehr für das große Publikum geschrieben ist, so kann man um so weniger mit einer oberflächlichen Bemerkung, mit dem bloßen Resultat der geschichtlichen Untersuchungen über diesen Gegenstand zufrieden sein. Es giebt Leute, die mit ihren Streitigkeiten gar nicht fertig werden können, wenn die Päbstinn Johanna ihrem Gespräch in den Wurf kommt. Man hört oft

verschiedene Religionspartheien über diese Begebenheit in einen Eifer gerathen, daß man glauben sollte, die Päbstinn Johanna sei der Grund- und Ekstein der christlichen Religion. Laßt uns also über diese wichtige Unwichtigkeit folgende Worte verlieren.

Diejenigen Schriftsteller, welche an eine Päbstinn Johanna glauben, oder vielmehr diesem Geschöpf ihrer Einbildung das Dasein gegeben haben, behaupten: Nach dem Tode Leo des Vierten sei kein Mann, sondern ein Frauenzimmer auf den päbstlichen Stuhl gekommen. Und von diesem sonderbaren Frauenzimmer wissen sie folgende Lebensumstände.

Es war einmal ein englischer Missionär, der nach Deutschland gieng, um die Sachsen in der christlichen Religion zu unterrichten. Wann dieser Missionär eigentlich gelebt hat, ist nicht genau bekannt. Besagter Missionär hatte eine Frau, welche schwanger wurde, wobei es sich begab, daß sie zu Ingelheim von einer Tochter entbunden wurde.

Diese Tochter hat mancherlei Namen. Einige nennen sie Agnese, andere Gerberta, manche Isabella, oder Dorothea, oder Jutta,

ta, oder Margaretha. Am allgemeinsten wird sie Johanna genannt.

Die Natur hatte diesem Kinde viel Talente und eine ausgezeichnete Lernbegierde verliehen. Johanna machte so unerhörte Fortgänge in den Wissenschaften, daß sie für ein Wunder ihrer Zeit gehalten wurde. Sie soll auch schön gewesen sein.

Daher begab es sich, daß man sich in sie verliebte. Ein junger Mönch aus dem deutschen Kloster Fulda behauptete vor allen Mitwerbern den Vorzug. Da es aber mit dieser Liebe ein wenig mislich aussah, so erfand das junge Mädchen ein artiges Abentheuer. Sie stahl sich heimlich aus dem Hause ihrer Eltern, verstekte sich in Mannskleider, und zog gen Fulda los, wo sie sich als Kandidat beim Abt des Klosters meldete. Der Abt, der ein ganz besonderer Abt gewesen sein muß, weil er den Kandidaten weder um seinen Stand, seine Herkunft, seine Eltern genau genug befragt haben, noch auch in der Phisiognomik viel bewandert gewesen sein kann, nahm den Fremdling ohne weitere Umstände ins Kloster auf.

Die

Die Liebenden waren nun durch Hilfe ihres Abts am Ziel ihrer Wünsche. Aber weil sie denn doch Unrath spühren mochten, beschloßen sie, bei Gelegenheit aus dem Kloster flüchtig zu werden. Dies geschah auch nach einiger Zeit; und sie sezten ihren Wanderstab nach England, der Heimath des Mönchs. Von da zogen sie weiter nach Frankreich, aus Frankreich nach Italien, aus Italien nach Griechenland, wo sie zu Athen sich niederzulaßen beschloßen. Hier ließ es der Himmel zu, daß der Mönch in kurzer Zeit starb.

Johanna war untröstlich über diesen Verlust ihres Getreuen. Sie konnte nicht länger an dem traurigen Begräbnißorte ihres Geliebten bleiben. Sie reiste in ihrer Mönchskleidung nach Rom. Auf ihren mancherlei Reisen hatte sie Gelegenheit gefunden, nach dem Wunsch ihres Herzens großen Erwerb in den Wissenschaften zu machen. Sie fühlte sich daher im Stande, zu Rom eine öffentliche Schule zu errichten. Der Ruf ihrer Gelehrsamkeit verbreitete sich in der ganzen Stadt; alt und jung, Adeliche und Gelehrte drängten sich zu ihrem Lehrstuhl; der fremde Mönch kam in großes Ansehen, zumal da sein Lebenswandel einigen Geruch von Heiligkeit gab.

Da

Da trug es sich zu, daß Leo, der Vierte, dieses Namens, mit Tode abgieng. In ganz Rom war kein Mann zu finden, der dem gelehrten und heiligen Mönch die Waage hätte halten können. Die Wahl fiel einstimmig auf dieses Wunder von Mönch, und so geschah es, daß Johanna, die zu Ingelheim in Deutschland geborne Tochter eines englischen Missionärs, den päbstlichen Stuhl bestieg im Jahr Christi acht hundert und drei und fünfzig.

Der Zufall wollte, daß Johanna unter ihren Hofbedienten einen fand, der nach ihrem Geschmak war. Sie ließ sich mit diesem Menschen in einen vertrauten Umgang ein, wobei man nicht umhin kann, sich über die Unklugheit eines sonst so feinen und verschmizten Mönchs zu wundern. Diese Unklugheit gieng aber so weit, daß Johanna, da sich schon in allem Ernste die Früchte jenes Umgangs zeigten, nicht die geringsten Maasregeln zu ihrer Sicherheit nahm. Sie wagte es sogar, gegen Ende des neunten Monates ihrer Schwangerschaft eine öffentliche Prozession durch die Stadt zu führen.

Und bei dieser unglüklichen Prozession begab es sich, daß der Pabst mitten auf

der Straße, zwischen der Kirche des h. Clemens und dem Amphitheater in die Wehen fiel, und einen wohlgestalten Knaben zur Welt brachte.

Wer will Worte finden, das Erstaunen, den Abscheu, die Verwünschungen der Römer bei dieser Scene zu beschreiben! Das Kind starb auf der Stelle, und Johanna wurde lebenslänglich ins Gefängniß gesteckt. Ein witziger Mönch hat diese Begebenheit in einem äußerst sinnreichen Karmen der Nachwelt aufbehalten:

Papa pater patrum peperit papissa papellum.

Dieser ärgerliche Zufall hatte die Folge, daß zum ewigen Abscheu an dem Orte der Entbindung eine Säule errichtet, und bei künftigen Prozessionen die defamirte Straße jederzeit umgangen wurde. Ueberdieß mußte ein Stuhl gemacht werden, worauf jeder künftige Pabst vor seiner Wahl sich setzen sollte, damit ein Diakon die Probe des Geschlechts machen könne, wobei er dann laut ruffen müßte: Mas est! — worauf die Klerisei zu antworten hätte: Deo gratias! — —

Es

Es ist in der That schwer, bei der Erzählung solcher Abentheuerlichkeiten die Geduld nicht zu verliehren. Wir nennen die Sache mit Recht so, indem das Ganze durch die augenscheinlichsten Gründe als ein albernes und mit vielen Widersprüchen überladenes Märchen erwiesen ist. Kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller macht die geringste Meldung davon. Erst gegen das zwölfte Jahrhundert hin wurde von einer Päbstinn Johanna gesprochen, obschon man nicht weis, wer etwa der eigentliche Vater dieser Fabel gewesen sein mag. Die ersten und ernsthaftesten Erzähler derselben sind Marianus Scotus, Siegebertus und Martinus Polonus.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir nur die Namen aller derjenigen nennen wollten, welche über diese Begebenheiten geschrieben haben. Wer übrigens mit dieser kurzen Nachricht, die aber in unsern Augen wirklich schon zu lang geworden ist, sich nicht begnügen, sondern eine ausführliche und mit allen möglichen Für und Wider durchspickte Geschichtsklitterung verlangen wollte, den müssen wir an einen Mann verweisen, der über diesen Gegenstand nach seiner gewöhnlichen Art eine bewundernswürdige Masse von Gelehrsamkeit zusammengetragen hat.

Dieser Mann ist Bayle, in seinem historisch-kritischen Wörterbuch beim Artikel Päbstinn Johanna.

Nur so viel wollen wir noch bemerken, daß erst seit der Zeit der Reformation über die quästionirte Fabel so jämmerlich viel Stroh gedroschen worden ist. Die magdeburgischen Centurien fanden den durchlöcherten Stuhl, worauf die Päbste ihre Mannheit beweisen müßten, zu schön, daß sie nicht ihren kontroversirenden Witz daran hätten üben sollen. Wenn immer fernerhin mancher protestantische Haderer (es versteht sich, daß hier die Rede nicht von gründlichen Gelehrten, sondern vom servum pecus unberuffener Polemiker ist) seinen katholischen Gegner die Hörner zeigen wollte, so warf er ihm Schimpfwörter über die Päbstinn Johanna ins Gesicht.

Am lächerlichsten dabei war dies: daß viele sich einbildeten, durch einen Pabst, der ein Weib gewesen sei, hätte die katholische Kirche eine unaussprechliche Schande auf sich geladen, oder die Religion selbst wäre dadurch gar schreklich verunehrt worden. Diese Besorglichkeit hat dann von katholischer Seite wieder so mancherlei Klopf-

fechter

fechter erzeugt, daß des gegenseitigen Gezänks schon gar kein Ende werden konnte.

Hätte man in der Ruhe eines vernünftigen Nachdenkens die Ueberlegung gemacht, daß eine Sache durch Misbrauch nie ihren innerlichen wesentlichen Werth verliehrt; daß ein Schelm kein Beweis gegen die Wirksamkeit der Tugend ist, und daß endlich mit einem Worte ein schlechter oder weiblicher Pabst, als einzelne Person betrachtet, nicht die mindeste Beziehung auf die Religion hat, so wäre ohne Zweifel das ganze Märchen von der Päbstinn Johanna mit so vielen andern Märchen voriger Jahrhunderte in die verdiente Vergessenheit gefallen.

CIV.

Benediktus III.

(855.)

Da wir unsers Orts uns überzeugt halten, daß nach dem Tode Leo IV. keine Päbstinn Johanna den römischen Stuhl bestiegen hat, so erzählen wir, daß im nämlichen Jahre und in kurzer Zeit nach Leo's

Tode

Tode Benediktus, ein gebohrner Römer und Priester der Callistuskirche zum Pabst erwählet wurde. So allgemein einstimmig die Wahl geschehen war, so wollte doch Benediktus diese Würde durchaus nicht annehmen. Er bat mit Thränen, ihn mit einem Amt zu verschonen, dazu er sich weder würdig noch fähig hielte. Indessen mußte er sich doch dazu bequemen, und man führte ihn mit vielem Gepränge in die lateranische Kirche.

Ohngeachtet dieser allgemeinen Anhänglichkeit hatte er doch den Verdruß, daß ein Nebenbuhler ihm die Pabstwürde streitig machen wollte. Dieser war der auf dem unter Leo IV. gehaltenen Concilium abgesezte Anastasius. Er wußte die kaiserlichen Abgeordneten, welche nach Rom geschikt wurden, die geschehene Pabstwahl zu bestätigen, durch Geschenke und allerlei Vorspiegelungen dahin zu bringen, daß sie die Wahl des Benediktus für ungültig erklärten, und ihm die Pabstwürde zuerkannten. Anastasius zog in Begleitung seiner Parthei in den lateranischen Pallast, sezte sich eigenmächtig auf den päbstlichen Thron, ließ dem Benediktus alle Zeichen seiner Würde abreissen, und ihn, wie man sagt, obenein ganz unbarmherzig durchprügeln.

Dieses

Dieses Beginnen machte bei der Gegenparthei den heftigsten Eindruk; man schrie laut über Entheiligung der Kirche Gottes, indem ein Exkommunizirter des Stuhls Petri sich angemaßt hatte. Die kaiserlichen Abgeordneten boten alles Mögliche auf, den Anastasius in seiner Würde zu erhalten. Aber die standhafte Weigerung vieler Bischöfe, daß sie nie einen mit dem Bann belegten Menschen für den rechtmäßigen Pabst erkennen würden, bewog die Abgeordneten, von ihrem Vorhaben abzulassen, und so wurde nach einem dreitägigen Tumult neuerdings Benediktus in den Lateran gebracht, und in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten ordinirt. Anastasius war mittlerweile davon gejagt worden, und seine Anhänger traten nun einstimmig auf Benediktus Seite.

Der fromme Ethelwulf, König der Westsachsen, kam bald nach der Wahl des Benediktus nach Rom. Er gehört unter die vorzüglichsten Wohlthäter des römischen Stuhls; denn er achtete weder Geld noch Edelsteine, wenn sie nur dem h. Petrus und dessen geistlichen Dienern zu Theil wurden. Sein wohlthätiger Andachtseifer gieng gar so weit, daß er lieber in Rom bethen und Schätze verschwenden, als nach Hause reisen wollte, um die feindselig in sein Land einge-

brochenen Dänen zu bekämpfen. Man erzählt übrigens das Märchen, daß dieser Ethelwulf ein Gesetz gemacht habe, kraft dessen alle seine Unterthanen nach Verhältniß ihrer Besitzungen dem Pabst eine jährliche Steuer hätten entrichten müssen.

Von dem orientalischen Kaiser Michael erhielt Benediktus im Jahr 856 nebst dem Glükwunsch zu seiner Erhebung verschiedene ansehnliche Geschenke. Durch seine Bestätigung wurde der Bischof von Sirakus, Gregorius, der bischöflichen Würde entsezt. — Den Subdiakonus Hubert, einen Sohn des Grafen Boso, berief Benediktus zur Verantwortung nach Rom. Dieser Geistliche war angeklagt worden: daß er beständig mit Komödiantinnen umgehe, daß er ein Kloster ausgeraubt, und die Güter desselben unter liederliche Dirnen, unter Vögel und Hunde verschwendet habe; daß er den Frieden zwischen dem Kaiser und den Pabst durch schlimme Künste zu untergraben suche. — Ferner machte Benediktus eine Verordnung, daß beim Begräbniß eines Bischofs oder Priesters alle benachbarte Bischöfe und Priester gegenwärtig sein sollten.

Dieser Verordnung gemäß wurde er auch selbst begraben; die Diakonen trugen seinen

seinen Körper auf den Schultern, und es ist merkwürdig, daß unter diesen gerade sein Nachfolger Nikolaus sich befand. Er starb am 8. April 856. Von seinem Lebenswandel wird viel Rühmliches erzählt: jedermann liebte ihn, denn er war ein allgemeiner Vater der Seinigen; er besuchte die Kranken, beschützte die Wittwen und Waisen, tröstete die Betrübten. Das sicherste Zeugniß für ihn giebt der constantinopolitanische Patriarch Photius, dieser erklärte Feind des römischen Stuhls; er sagt: Benediktus ist sanftmüthig und wohlwollend, und berühmt in den aszetischen Streitigkeiten.

CV.

Nikolaus.

(858.)

Wir haben eben gesagt, daß dem Benediktus ein Diakonus der römischen Kirche, Namens Nikolaus, ein gebohrner Römer, in der Pabstwürde folgte. Seine Erwählung, sagt man, geschah ganz wider seinen Willen, und mußte mit Gewalt aus der Peterskirche geholt werden, wo er sich

verstekt hatte. Der Kaiser Ludwig II., der um diese Zeit in Italien sich aufhielt, kam nach Rom, um der Ordination des neuen Pabstes beizuwohnen, welche am 24. April 858 vollzogen wurde.

Nikolaus wollte ohne Zweifel die Gelegenheit nicht verabsäumen, den Kaiser sich gefällig zu machen, oder vielmehr den Kaiser nach seiner Absicht kennen zu lernen; denn als Ludwig bereits von Rom abgereist war, und an einem nahen Orte, Namens Quintus noch verweilte, machte ihm der Pabst in Begleitung des römischen Adels zu Pferde einen Besuch. Und hier geschah es, daß der Kaiser, von einem ganz besondern Geiste der Demuth geleitet, dem Pabst entgegen ritt, bei einiger Annäherung vom Pferde stieg, das Pferd des Pabstes beim Zügel nahm, und es eigenhändig einige hundert Schritte fortführte. Die nämlichen Stallmeisterdienste verrichtete der Kaiser auch bei der Abreise des Pabsts, und Sigonius sezt noch hinzu: der Kaiser habe sogar mit großer Ehrfurcht den päbstlichen Fuß geküßt.

Man erlaube uns hier eine kleine Betrachtung. Der Pabst, von dem wir jezt reden, hat bei seinen Biographen fast allgemein

gemein den Namen des **Großen**. Und wie erwarb er sich diesen Titel? durch einen eisernen Muth, durch Herrschgeist, durch einen niederwerfenden Stolz, den er besonders die Könige fühlen ließ. Der **Diakonus** Nikolaus hatte aber diese Tugenden noch nicht; er war voll Ergebenheit gegen den Kaiser, der seiner Erwählung und Ordination die Bestättigung gab.

Dem Menschenkenner ist dies kein Räthsel. Ein guter Kopf weis die Umstände zu benützen. Wenn ein solcher Kopf Schwächlinge vor sich hat, so muß er nothwendig der stärkere sein, folglich über diese herrschen. Der Schwächling aber verräth sich nur zu bald; eins der sichersten Kennzeichen des Sklavengeists ist dies, wenn der Größere sein Verhältniß und seine Rechte gegen den Mindern entweder nicht kennt, oder nicht zu behaupten weis. Da wird die Klugheit des Mindern mit starken Schritten das Ziel des gereizten Ehrgeizes verfolgen, sie wird den blöden Größern unbemerkt von Schlinge zu Schlinge fortführen; sie wird ihm das Sklavenjoch aufwerfen, und da, wo er endlich seinen Zustand wahrnehmen könnte, mit seinen eigenen Waffen niederschmettern.

Dies ist genau hier der Fall; er war es schon einigemal, und wird es im Verfolg dieser Geschichte noch sehr oft sein. Wir sehen hier, wie ein seiner Würde vergessener Kaiser seinem Vasallen den demüthigen Diener macht. Nikolaus hätte ein Blödkopf sein müßen, wenn er nicht in diesem Augenblik den Entschluß gefaßt hätte, über die Großen der Erde sich zu erheben. Wenn ein Kaiser, mußte er bei sich selbst sagen, mir solche Ehrerbiethung schuldig zu sein glaubt, so muß er auch glauben, mein Pabstthum sei um vieles über sein Kaiserthum erhaben; und wenn er zu solchen Handlungen sich freiwillig versteht, so wollen wir sehen, ob er sich nicht noch zu andern verstehen wird, wenn es die Umstände fordern werden, Zwang zu brauchen.

Was will man also mit dem so sehr übertriebenen Geschrei gegen die so stark angewachsene Macht der Päbste? Wer gab ihnen denn diese Macht? Schwache Regenten, die entweder aus natürlicher Einfalt, oder aus misverstandenem Religionseifer ihre Rechte nicht kannten.

Dies gehört aber wieder für eine andere Betrachtung: ob die Päbste darinn redlich und als apostolische Kirchenhirten han-

delten, wenn sie jede Blöße des Schwächern, wenn sie jeden Umstand, jede innerliche oder äußerliche Verwirrung, jede Familienangelegenheit zur Ausbreitung ihrer weltlichen Gewalt misbrauchten; wenn sie überall, gebeten und ungebeten, zu entscheidenden Schiedsrichtern sich aufwarfen; wenn sie meistens jener Parthei Recht gaben, von welcher ihnen die größten Vortheile zuwuchsen; wenn sie mit einem Worte, anstatt in Einfalt und Friede das Heil der Seelen zu befördern, in den Künsten der verschmiztesten Staatsklugheit sich übten, und, anstatt durch Lehre und Beispiel Tugend und Gottesfurcht auszubreiten, ihrem despotischen Machtwort von Ost bis West sklavische Anbeter zu verschaffen suchten.

Hierüber haben wir bereits in der Einleitung dieses Werkes unsre Meinung gesagt. Beim gegenwärtigen Falle wollen wir nur einen gewissen neuen Gesichtspunkt ausstekken, in welchem, wenigstens zum Theil, manche auffallende Handlungen künftiger Päbste zu betrachten sein dürften. Wir wollen unsre Leser erinnern, bei der Beurtheilung mancher solcher Handlungen das menschliche Herz nicht zu vergessen. Wir wollen sie bemerken machen, daß ein unermeßlicher Unterschied statt hat zwischen dem

Pabst

Pabst als leidenschaftlichen Menschen, und zwischen dem Pabst als Nachfolger Christi; und diese Bemerkung wird die Wahrheit des Grundsatzes bestättigen: „ daß beinahe in dem Maas, wie Stolz, Uebermuth, Alleinmacht eines Einzelnen die Glieder der Kirche drükte, der verheissene Geist Gottes von ihr zu weichen schien. „ —

Zwei besonders merkwürdige Begebenheiten ereigneten sich während dem Pabstthum des Nikolaus. Beide waren von der Art, daß dieser großgenannte Pabst hinlänglichen Gebrauch von jenen Gaben machen konnte, die ihm diesen Titel erwarben. Eine geschah im Orient, die andere im Occident. Wir wollen jede einzeln für sich erzählen, obschon beide fast zu gleicher Zeit sich ereigneten, und einige gegenseitige Verwiklungen dabei verursacht wurden.

Ignatius war damals Patriarch zu Konstantinopel; er hatte diese Würde nebst seinen persönlichen Verdiensten großentheils der Gunst der Theodora, Mutter des regierenden Kaisers Michael, zu danken. Barbas, Bruder der Theodora, befand sich ebenfalls am kaiserlichen Hofe, und bekleidete große Ehrenstellen. Er stand seit lange mit seiner Schwester in Mishelligkeiten, besonders deswegen,

wegen, weil wegen Minderjährigkeit des Kaisers die Regierung meistentheils in ihren Händen lag; es war ihm daher viel daran gelegen, sie vom Hofe wegzubringen.

Es ereignete sich hiezu bald eine Gelegenheit. Eben dieser Bardas hatte sich von seinem rechtmäßigen Weibe geschieden, und lebte mit seines Bruders Weibe in öffentlicher Blutschande. Alle Guttgesinnten nahmen großes Aergerniß hieran; am wenigsten konnte der Patriarch dies gleichgiltig ansehen. Er versagte deswegen dem Bardas am Epiphaniasfeste die Kommunion.

Bardas beschloß sich zu rächen. Er beklagte sich beim Kaiser über die Begegnung des Patriarchen. Er bewies, daß alles dies auf Anstiften der Theodora geschehen sei; daß sie und der Patriarch gemeine Sache gegen den Kaiser und seine treue Diener machten; daß, ihre Absichten zu vereiteln, kein sicherers Mittel sei, als die Theodora nebst ihren Töchtern ins Kloster zu stekken.

Der Kaiser fand diese Vorstellung gegründet. Er ließ den Patriarchen ruffen, und befahl ihm, die Theodora und ihre Töchter als Nonnen zu kleiden, und in ein Klo-

Kloster zu bringen. Der Patriarch bemerkte, wie unbillig dies Verfahren sei, und daß es gegen die Kirchengesetze stritte, jemand mit Zwang zum Klosterleben zu bestimmen. Ueber diesen Widerspruch wurde der Kaiser höchst aufgebracht. Er entsezte den Patriarchen seiner Würde, schikte ihn auf die Insel Terebinthus ins Elend, ließ einen der vornehmsten Staatsbedienten, Namens Photius zum Patriarchen machen, und die Theodora mit ihren Töchtern ohne weiters ins Kloster sperren.

Der neue Patriarch, der sich in aller Geschwindigkeit von dem abgesezten Sirakusanischen Bischof Gregorius die sieben Weihen geben, und endlich zum Bischof hatte ordiniren lassen, fand unter den Bischöfen viele Gegner; man sah die Entsetzung des Ignatius für höchst ungesezmäßig an. Photius hatte den Einfall, dem römischen Pabst von der Sache Nachricht zu geben, diesen auf eine feine Art auf seine Seite zu bringen, und ihm allenfalls das Schiedsrichteramt in diesem Handel zu überlassen.

Der Kaiser trat diesem Rath bei. Es wurden sowohl von ihm als von dem Photius Gesandtschaften nach Rom gesendet. Der Kaiser schikte einige seiner ersten Hofbeamten,

ten, und Photius zwanzig Bischöfe von seiner Parthei.

Wir sehen hier eine von den verführerischen Gelegenheiten, die den Päbsten gegeben wurde, ihre Gewalt geltend zu machen. Es fällt in die Augen, wie unklug man im Orient handelte, die Entscheidung einer so wichtigen Sache an ein fremdes Tribunal zu schikken. Nikolaus nahm die Gesandten mit vieler Gefälligkeit auf. Da er sich aber als Richter aufgefordert sah, so sprach er auch gänz in einem diesem Amt angemessenen Tone. Er beschied die Gesandten dahin, daß er die Sache in reife Ueberlegung nehmen, und eigends Legaten nach Constantinopel schikken werde, welche die nöthigen Untersuchungen anstellen sollten.

Mit eben dieser unerschrokenen Richtermine sprach er in den Briefen an den Kaiser, und an den Photius, die er dem Gesandten mitgab. In jenem führt er Beschwerde, daß man den Ignatius **ohne Rathbefragung des römischen Stuhls** abgesezt habe; er weigert sich, den Photius als rechtmäßigen Patriarchen zu erkennen, ehebevor nicht auf einem Concilium, welchem die Legaten in seinem Namen beizuwohnen hätten, alles aufs genaueste untersucht, und

 dabei

dabei Ignatius zur Verantwortung gezogen worden wären. Schlüßlich giebt er dem Kaiser mit vielem Ernst zu verstehen: er solle daran denken, diejenigen Provinzen der römischen Kirche zurük zu geben, welche die vorigen griechischen Kaiser unrechtmäßig an sich gerissen hätten. — Der Brief an den Photius ist ähnlichen Inhalts.

Die von dem Pabst ernannten Legaten waren zwei Bischöfe, Rodwalt von Porto und Zacharias von Anagni. Ohne Zweifel hatten sie sich einer bessern Aufnahme zu Constantinopel versehen, als sie erhielten. Bei der ausgestreuten Nachricht, daß der Papst die Ordination des Photius nicht begnehmige, ließ der Kaiser beide ins Gefängniß bringen, wo sie hundert Tage bleiben mußten, und während dieser Zeit mit Niemand sprechen durften. Mittlerweile wurde ihnen im Namen des Kaisers bekannt gemacht, daß, im Fall sie ihres Orts den Photius nicht als rechtmäßigen Patriarchen erkennen wollten, man sie in eine Wüstenei verweisen würde, wo sie von den Läusen sollten gefressen werden.

Diese Drohung nebst dem Versprechen ansehnlicher Belohnungen machte auf die Legaten große Wirkung. Sie erklärten sich

für

für den Photius, und machten sich anheischig, auf einem diesfalls zu veranstaltenden Concilium alles Mögliche zu seinem Vortheil zu thun. Diese Räubersinode, wie Pagi sie nennt, versammelte sich in der Kirche der Apostel. Ignatius, den man indessen aus seiner Verweisung zurük geholt hatte, wurde zur Verantwortung vorgeladen. Er wollte in der Patriarchalkleidung erscheinen, er mußte aber seinen Mönchsrok anziehen.

Der Kaiser eröffnete die Sitzung mit sehr harten Reden wider den Ignatius, der aber nicht viel darauf zu achten schien, sondern mit den römischen Legaten zu sprechen verlangte. Er fragte diese, wer sie wären, und was sie wollten? Sie antworteten, der Pabst Nikolaus habe sie als Richter hieher geschikt, in seiner Sache das Urtheil zu fällen. Ignatius forderte ihre Vollmachtsschreiben; da sie aber keine hatten, so sagte er ihnen: Jaget den Ehebrecher erst fort; ehe dieses nicht geschehen ist, könnt ihr nicht Richter sein.

Es gehört nicht hieher, alle weitläuffige Verhandlungen dieses sogenannten Conciliums anzuführen. Wir haben nur zu bemerken, daß weder Drohungen, noch Beschimpfungen, noch Ueberredung den Ignatius

tius zur Niederlegung seines Patriarchats bewegen konnte. Die Folge seiner Standhaftigkeit war ein hartes Gefängniß, Hunger, Schläge, Wunden, und alle mögliche Mißhandlungen von Seiten seines patriarchalischen Nebenbuhlers.

Der Pabst erhielt die Akten des Conciliums nebst einem Briefe des Kaisers und des Photius. Er sah mit Erstaunen und Unwillen das verrätherische Benehmen seiner Legaten. Sogleich berief er die ganze römische Klerisei, und in dieser Versammlung erklärte er dem kaiserlichen Gesandten, daß er nicht das Mindeste von demjenigen begnehmige, was seine Legaten ganz pflicht- und vorschriftwidrig beschlossen hätten. Dem Kaiser schrieb er das Nämliche; er erklärte alles geschehene für ungiltig, führte Klage über die unwürdige und tirannische Behandlung, die den Legaten zu Constantinopel widerfahren war; und weil der Kaiser in seinem Briefe gesagt hatte: das Concilium sei der großen Anzahl der versammelt gewesenen Bischöfe wegen fast für ein ökumenisches anzusehen, so erwiederte Nikolaus: **daß die Zahl der Versammelten nichts zur Giltigkeit des Beschlossenen beitrage, und daß gerade dadurch die Schuld vermehrt werde, weil so viele an einer ordnungswidri-**

widrigen Entscheidung Theil genommen hätten; eine Bemerkung, die der aufmerksame Leser in Ansehung manches andern Conciliums nicht auf die Erde fallen lassen darf.

Dem Photius schob er sein widerrechtliches Verfahren, seine verübte Grausamkeit, seine stolze Anmaßung zu einer Würde, die ihm nicht gezieme, noch nachdrüklicher ins Gewissen; und um ihn ohne alle Verstellung zu sagen, wie wenig er ihn für das halte, was er sein wolle, nannte er ihn auf der Ueberschrift des Briefes nicht Patriarch oder Bischof, sondern blos einen gelehrten oder klugen Mann (Nicolaus Episcopus prudentissimo viro Photio.)

Ignatius hatte Gelegenheit gefunden, aus dem Gefängniß zu entkommen. Es wurde ihm möglich, in seiner Freiheit einen Brief an den Pabst zu schreiben, und darinn die ganze Lage seiner Umstände an den Tag zu legen. Der Mönch Theognostus trug diesen Brief nach Rom. Nikolaus erfuhr nun noch deutlicher als vorhin die abscheulichen Vorfälle, die im Concilium geschehen waren. Die untreuen Legaten wurden ihrer geistlichen Aemter und Würden entsezt; und gegen den Photius sollten nun solche Maasregeln ergriffen werden, daß man im Orient

er-

erkenne, wie sehr es dem römischen Stuhl mit der gegebenen Entscheidung Ernst sei; Nikolaus ließ daher die römische Geistlichkeit zu einem Concilium versammeln.

Hier wurde Photius auf die feierlichste Art als ein solcher verdammt und exkommunizirt, der durch die Hinterthür wie ein Wolf in den Schafstall Christi eingedrungen sei, der ein Concilium von lauter abgesezten und exkommunizirten Leuten gehalten, und an den römischen Legaten aufs unverantwortlichste das Völkerrecht verletzet habe u. s. w. Zugleich wurde Ignatius mit dem Beifall der ganzen römischen Kirche als der eigentliche und rechtmäßige Patriarch der constantinopolitanischen Kirche wieder eingesezt.

Ohne daß die Schlüsse dieses Conciliums durch den ordentlichen Weg der Legation dem Kaiser bekannt gemacht worden waren, hatte er doch Nachricht von der Verdammung des Photius. Er schrieb einen sehr heftigen Brief an den Pabst, welchen aber dieser, obschon er eben krank war, auf der Stelle beantwortete. Es kommen in diesem Briefe des Pabsts Ausdrükke vor, welche von einer außerordentlichen Beharrlichkeit und Entschlossenheit zeugen. Der

Kaiser hatte nebst andern die Drohung gethan: Er wolle den Römern den Garaus machen, wenn der Pabst sein gegen den Photius gesprochenes Urtheil nicht zurük nähme. Nikolaus antwortete: das könne der Kaiser thun; aber er wüßte, daß die Engel für Roms Sicherheit wachten; übrigens sei das eben kein sonderlicher Beweis von Tapferkeit, daß man die unbewaffneten Römer so bedrohe, indessen man zusähe, daß die Saracenen bis an die Vorstädte von Constantinopel vordrängen, und da allerlei Verwüstungen anrichteten. An den Heiden, sagt er, übt man keine Rache; aber uns schrekt man durch Drohungen, die wir Christen sind; die wahre Nachahmung der Juden, welche den Mörder Barrabas losließen, Christum aber kreuzigten. Darüber, daß der Kaiser in seinem Briefe die lateinische Sprache als eine barbarische Sprache mishandelt hatte, äußerte Nikolaus besonders seinen Unwillen; aber den wahren Werth dieser Sprache zeigte er eben nicht, sondern dies war sein Hauptbeweis für die Vorzüglichkeit derselben, daß sie bei den Ceremonien der Kirche gebraucht würde.

Nebst diesem sehr weitläuffigen Briefe schrieb Nikolaus noch verschiedene andere an einige der angesehensten Personen des kai-

serlichen Hofes; und damit dieselben recht sicher an Ort und Stelle kommen möchten, ließ er Abschriften davon machen, und schikte diese, obschon er die Originale bereits dem kaiserlichen Abgeordneten übergeben hatte, durch eigne Legaten nach Constantinopel.

Aber diese Legaten kamen nach Rom zurük, ohne ihre Expedition in Constantinopel verrichtet zu haben. Der Kaiser hatte, da er ihr Geschäft erfuhr, mitten auf dem Wege sie anhalten, und ihnen bedeuten lassen: Man bedürfe ihrer nicht, und sie möchten nur des Weges zurük ziehen, woher sie gekommen wären.

Der Brief mit der Verdammung des Photius kam dem Kaiser jedoch in die Hände; Photius erfuhr sein Urtheil, und sogleich beschloß er, seine ganze Wuth den Pabst fühlen zu lassen. Er hielt ein Concilium, das aus allerlei Volk zusammen gerafft war, und sprach zur Wiedervergeltung mit allen Formalitäten das Verdammungsurtheil gegen den Pabst.

Die gegenseitigen Erbitterungen wuchsen von Tag zu Tag, bis endlich der Zufall, der am Ende doch meistentheils der beste Schiedsrichter ist, sich unvermuthet ins Mittel

tel schlug. Der Kaiser Michael wurde ermordet; Basilius kam an seine Stelle, und dieser entsezte, man weis nicht mit Gewißheit aus welcher eigentlichen Ursache, den Photius des Patriarchats, und rief den Ignatius nach Constantinopel zurük. Nikolaus würde wahrscheinlicherweise über diese Begebenheit nicht geringe Freude empfunden haben, wenn er nicht noch vor der Ankunft der Abgeordneten, welche ihm diese Nachricht bringen sollten, gestorben wär.

Wir kommen nun zu demjenigen Vorfall, welcher im Occident dem Vermittlungseifer und der schiedsrichterlichen Thätigkeit des Nikolous durch mehrere Jahre alle Hände voll zu schaffen gab. Auch hier werden wir sehen, daß fremde Schwäche es war, durch welche Rom Gelegenheit fand, seinen Machtsprüchen Ehrfurcht und Gehorsam zu erwerben.

Der König von Lothringen, das sonst Austrasien hieß, Lotharius, des Kaiser Lotharius zweiter Sohn, gieng damit um, sich von seiner Gemahlinn Theutberga, des burgundischen Herzogs Hubert Tochter, scheiden zu lassen, und statt ihr seine Beischläferinn Waldrade zu heurathen. Er beschuldigte die Theutberge der Blutschande. Im Grunde

war

war es aber unordentliche Begierde und ungezähmte Lüsternheit, die ihn gegen seine Gemahlin abgeneigt machte.

Theutberge rechtfertigte sich gegen diese Beschuldigung mittelst der Wasserprobe, die ein anderer statt ihr im siebenden Wasser, ohne sich zu beschädigen, machte. Dem König war hiemit nicht gerathen; er wiederholte seine Klage vor den versammelten Bischöfen, welche dieser Sache wegen in Aachen zusammen gekommen waren. Man weis aber nicht, daß ihm hier die Erlaubniß zu einer zweiten Heurath wär gegeben worden, obschon Theutberge des ihr zur Schuld gelegten Verbrechens überwiesen zu sein schien, und deswegen zur Kirchenbuße verurtheilt wurde.

Im folgenden Jahr traten die Erzbischöfe von Cölln und Trier, und die Bischöfe von Metz, Tongern, Utrecht und Straßburg wegen der nämlichen Angelegenheit zu einem neuen Concilium zusammen. Diese Männer fanden, was wohl nicht leicht ein Rigorist würde gefunden haben, daß Lotharius ohne Bedenken von seiner Gemahlinn sich scheiden und zu einer neuen Ehe schreiten dörfe.

Theut-

Theutberge war indessen zu ihrem Bruder Hubert nach Frankreich entflohen. Sie erhielt Nachricht von dem Ausspruch des Conciliums. Wer hätte ihr helfen können als der Pabst? Die Hilflose wendete sich mit ihrer Beschwerde nach Rom, und erhielt den Bescheid; die Sache sei von solcher Wichtigkeit, daß sie genau untersucht werden müßte.

Während dem hatte auch Lotharius von dem Ausspruch des ihm günstigen Conciliums Nachricht an den römischen Stuhl gesendet, und von da die erwünschte Bestättigung angesucht. Der Pabst gab den Abgeordneten die obige Antwort: die Sache müßte streng untersucht werden; er werde Legaten zu diesem Geschäft hinschikken; und der König möge bei seinem Vorhaben ja nicht zu rasch zu Werke gehen. — Wer bewundert nicht die Feinheit dieses Mannes, mit welcher er die Verhandlung einzuleiten, und die vorbereitenden Minen anzulegen wußte!

Es versammelte sich nach dem Willen des Pabsts ein Concilium zu Metz, wobei die abgeschikten römischen Legaten den Vorsitz führen mußten. Lotharius merkte, daß, wenn nach seinem Wunsch entschieden werden sollte, diese Legaten für seine Absichten ge-

wonnen werden müßten. Er sparte daher keine Kosten, überhäufte sie mit Geschenken, wobei die dem Lotharius ergebene Bischöfe es ihrerseits an Gründen und Vorstellungen nicht fehlen ließen. Die Schlüsse des Aachner Conciliums wurden also ohne Schwierigkeit beståttigt, und Lotharius bereits eingegangene zweite Ehe für giltig und rechtmäßig erklärt.

Die Legaten zogen in Begleitung der Erzbischöfe von Cölln und Trier nach Rom, und brachten dem Pabst Nachricht von dem gepflogenen Geschäft. Der Pabst hatte schon unter der Hand Erkundigung von dem ganzen Vorgang eingezogen. Er fragte die Erzbischöfe, ob sie für alles geschehene haften würden? welches diese standhaft bejahten. Es war damals eben im lateranischen Pallast ein Concilium versammelt; diesem ließ Nikolaus die Akten des zu Metz gehaltenen Sinods zur Beurtheilung vorlegen. Man erklärte hier jenen Sinod schlechterdings für ungiltig, mit dem Beisatz, er sei vielmehr ein Bordell (prostibulum) als ein Sinod zu nennen. Von den dabei gewesenen Bischöfen bildete man sich ein, sie müßten nicht recht bei Sinnen gewesen sein; die beiden Erzbischöfe aber, als die Hauptan-

führer, und die päbstlichen Legaten wurden aller ihrer Würden entsezt.

Dieses harte Urtheil machte beim Lotharius so großen Eindruk, daß er bald darauf einen mit vieler Ergebenheit geschriebenen Brief an den Pabst schikte, worinn er sich nur darüber beklagte, daß der heilige Vater den gegen ihn ausgestreuten mancherlei falschen Gerichten zu viel geglaubt habe. Die zwei abgesezten Erzbischöfe aber waren so aufgebracht, daß sie geradezu beim Kaiser, der eben in Italien sich aufhielt, Beschwerde gegen die zu weit getriebene Eigenmächtigkeit des Pabsts führten. Der Kaiser nahm an der Sache Theil; er ließ den Pabst erinnern, sein Urtheil wider die beiden Erzbischöfe zurük zu nehmen. Nikolaus weigerte sich standhaft. Der Kaiser zog nach Rom, den widerspenstigen Pabst zum Gehorsam zu bringen. Die Römer empfanden einigermaßen den kaiserlichen Zorn, und Nikolaus fand für gut, dem ersten Eifer des Kaisers auszuweichen; er nahm seine Zuflucht in die Peterskirche. Da er aber nach einigen Tagen mit dem Kaiser persönlich sprechen, und ihm das Betragen des Königs Lotharius und die Sträflichkeit der pflichtvergeßnen Bischöfe lebhaft darstellen konnte, so wurde der Kaiser eines andern

über-

überzeugt, billigte das Benehmen des Pabsts, entzog den beiden Erzbischöfen seinen Schutz, und befahl ihnen, nach Frankreich zurük zu kehren.

Der Erzbischof von Trier glaubte am besten zu thun, wenn er unter diesen Umständen dem Willen des Pabsts sich fügte, und in seiner Exkommunikation sich ruhig hielte. Der Erzbischof von Cölln aber, Günther, wollte seine Sache aufs äußerste treiben; er schrieb einen derben, in den Augen des Baronius abscheulichen und unverschämten Brief an den Nikolaus; er behauptet darinn die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens, und macht dem Nikolaus die bittersten Vorwürfe über seinen Stolz, seine Tirannei und seine Anmaßung gegen andere Bischöfe; er nennt ihn sogar einen Exkommunizirten, weil er mit exkommunizirten Leuten Umgang pflege.

Dieser Eifer hatte indessen sehr wenig Wirkung. Nicht nur daß alle übrige Bischöfe, die beim Aachner Sinod gesessen waren, ganz reumüthig den Pabst um Verzeihung baten, und den Günther allein im Handel stekken ließen, so wurde auch selbst der König Lotharius in seinem Gewissen gerührt, und fiel von ihm ab. Er gieng in seiner

Bekehrung so weit, daß er in einem reuvollen Briefe an den Pabst, selbst über den Starrsinn des Günther Klagen führte.

Günther wollte seinen Sinnen nicht trauen, als ihm diese Probe königlicher Undankbarkeit bekannt wurde. Er beschloß, gleiches mit gleichem zu vergelten; versah sich mit ansehnlichen Kostbarkeiten aus seiner Kirche, und reiste nach Rom. Hier legte er dem Pabst die ganze Verwiklung der Sache mit Aufdekung aller vom Lotharius gebrauchter Kunstgriffe ganz blank und offen dar; er meinte, diese Aufrichtigkeit würde ihn am sichersten mit dem Pabst aussöhnen. Aber Nikolaus beharrte auf seinem Urtheil, und Günther mußte seine Exkommunikation, so wie er sie nach Rom gebracht hatte, wieder nach Deutschland zurük nehmen; und was noch ärger ist: Nikolaus machte diesen Vorfall sogar allen französischen und deutschen Bischöfen in der Absicht bekannt, damit keiner, der etwa mit ihm Gemeinschaft haben wollte, sich mit der Unwissenheit entschuldigen könne.

Damit aber die ganze Streitigkeit wegen Lotharius zweiter Ehe ihre Endschaft erreichen möge, schikte der Pabst einen gewissen

wissen Arsenius, Bischof von Orba, als Legaten nach Lothringen, mit dem Auftrage, persönlich im Namen des Pabsts den Lotharius zur Wiederannahme seiner verstoßenen Gemahlinn Theutberge zu vermögen. Dieser Arsenius war ein Mann, der bei seinen Geschäften nicht gern Umschweife machte; und der Gedanke, daß er hier im Namen des Pabstes zu handeln hätte, gab seinem Ehrgeiz und seinem angebohrnen Hochmuth volle Nahrung.

So höflich ihn Lotharius empfieng, so geradezu verkündigte er seinen Auftrag, und eröffnete dem König: daß er im Namen des Pabsts gekommen sei, dem eingerissenen Skandal Einhalt und ein Ende zu setzen, und daß er ihm hiemit auflege, sogleich seine Konkubine zu entlassen, und die rechtmäßige Königinn und Gemahlinn in ihre vorige Rechte und Ansprüche zurük zu nehmen, im widrigen Fall er zusehen solle, daß etwa das Urtheil der Exkommunikation wider ihn gesprochen werde.

Lotharius, so unwillig ihn diese Anrede des Legaten gemacht hatte, bequemte sich doch, der Forderung Genüge zu thun. Er entließ die Waldrade, und berief die Theutberge an den Hof zurük. Arsenius wollte

dem

dem Pabst einen handgreiflichen Beweis seiner glüklichen Expedition mitbringen. Er ließ sich die Waldrade ausliefern, und diese sollte, um von dem heiligen Stuhl die Losſprechung ihrer Uebelthaten zu erbitten, mit ihm nach Rom reiſen. Man reiſte fort. Aber nicht weit von Rom erſah Waldrade ihren Vortheil, wurde flüchtig, und ließ dem Legaten den Verdruß, mit leeren Händen vor dem heiligen Vater zu erſcheinen.

Waldrade war, nicht ohne Lotharius Verlangen, wieder nach Lothringen zurük gekommen; ſie behauptete, wenn auch nicht ganz öffentlich, ihren vorigen Platz. Theutberge, welche wohl ſah, daß ihre Nebenbuhlerinn den Sieg immer auf ihrer Seite behalten würde, entſchloß ſich nun, freiwillig allen ihren Anſprüchen zu entſagen, und den königlichen Hof für beſtändig zu verlaſſen. Sie machte dieſen Vorſatz dem Pabſt bekannt, und erklärte zugleich, daß Waldrade wirklich die rechtmäßige Gemahlinn des Lotharius ſei.

Dem Nikolaus entgieng der wahre Sinn dieſer Erklärung nicht. Er merkte leicht, daß dies Geſtändniß der Theutberge nicht aufrichtig, und blos eine Folge des Zwanges und des Verdrußes ſei, in welchem

sie am königlichen Hofe leben mußte. Er schrieb ihr daher zurük, daß er ihren Vorsaz nicht anders als misbilligen könne, indem er gar wohl wisse, daß sie blos durch Drohungen zu dieser Erklärung genöthiget worden sei; er ermahnte sie, standhaft zu bleiben, und führte ihr besonders den Umstand zu Gemüthe: daß, wenn man ihre Ehe für ungiltig erklärte, gar mancher Ehemann dieses Beispiel zu seinen Vortheil anwenden, und die Scheidung von seinem Weibe ebenfalls verlangen würde, wodurch denn nothwendig große Verwirrung und Aergerniß entstehen müßte.

Aus dem nämlichen Anlaß schrieb Nikolaus noch insbesondere an den Lotharius; er machte ihm die nachdrüklichsten Vorstellungen über sein unordentliches Leben; er verlangte schlechterdings, der König solle einmal für allemal seinen ärgerlichen Umgang mit Waldrade aufgeben, und diese Person von seinem Hofe schaffen lassen; denn sonst würde er sich endlich in die Nothwendigkeit gebracht sehen, ihn nach aller Form Rechtens feierlich und öffentlich in den Kirchenbann zu legen.

Bei dieser Drohung blieb es. Der Theutberge war dadurch eben nicht besser ge-

wor-

worden; und Nikolaus starb nach einiger Zeit, ohne daß diese verwirrte Sache bei seinem Leben entschieden worden wär.

Nebst diesen Hauptgeschäften hatte Nikolaus auch noch manche Nebenarbeiten, wobei er nicht minder Beweise seines Unternehmungsgeists und seines Eifers für die Ausbreitung der römischen Gewalt an den Tag legte. Besonders zeichnete er sich in einer Streitigkeit mit dem Bischof Hincmar aus, welcher sich bemühet hatte, einen Sinod zur Absezung des Bischofs von Soissons, Rothadius, zusammen zu bringen. Rothadius hatte nach Rom appellirt, und Nikolaus brachte es dahin, daß nicht nur der gehaltene Sinod für unächt erklärt, sondern auch Rothadius in sein Bisthum wieder eingesezt wurde. Ueberdies benuzte er diesen Umstand dazu, daß er ein allgemeines Circularschreiben an alle französische Bischöfe ergehen ließ, worinn er ihnen den Grundsaz oder vielmehr das Gesez aufzudringen suchte: daß die Absezung eines Bischofs, als eine der wichtigsten Kirchenangelegenheiten, einzig und vorzugsweise von nun an dem römischen Stuhl einzuräumen sei. Die französischen Bischöfe meinten aber in ihrem Antwortschreiben, welches Hincmar aufgesezt hatte, daß der Pabst sich da ein Recht anmaße, welches

ihm

ihm gar nicht zustehe, und daß die französische Kirche ihm dieses Recht nie einräumen werde.

Eine andere Streitigkeit ereignete sich mit dem Erzbischof von Ravenna, Johannes. Es ist bereits bemerkt worden *), daß sonst schon Ravenna nicht im besten Vernehmen mit Rom stand. Johannes schien jene Mishelligketten erneuern zu wollen. Er nahm einige römische Ländereien in Besitz, verbot alle Wallfahrten nach Rom, und gab dem Pabst, der ihn vor seinem Stuhl zur Verantwortung citirte, ohne Umstände zu verstehen, daß er ihm nichts zu befehlen habe. Hiezu kamen viele Beschwerden seiner Unterthanen über Tirannei, Erpressungen, und mancherlei andere böse Streiche.

Der Pabst meinte, solcher Uebermuth könnte am leichtesten und nachdrüklichsten durch Exkommunikation gebändigt werden; und dieses Urtheil wurde ohne Verzug auf dem eben zu Rom versammelten Concilium gegen den Johannes ausgesprochen. Nicht leicht ist vordem jemanden die Exkommunikation so übel bekommen. Johannes wendete sich an den Kaiser, der damals zu Pavia

sich

*) S. 1ter Theil dieser Geschichte Seite 411. u. f.

sich aufhielt. Als er in diese Stadt kam, wollte Niemand mit ihm umgehen; man gab ihm weder zu essen noch zu trinken, und der Kaiser mochte mit dem Exkommunizirten weder einmal reden. Durch diese Begegnung fiel dem Johannes der Muth sehr. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Rom zu gehen, und gar demüthig den Pabst um Verzeihung und Absolution zu bitten, was er auch mit Vergießung vieler Thränen that. Die Exkommunikation wurde ihm abgenommen, er durfte wieder nach seinem Erzbisthum zurük kehren, mit der geschärften Weisung jedoch, künftig gehorsamer gegen den römischen Stuhl, und gefälliger gegen seine Untergebene sich zu betragen. Und Nikolaus gewann das Vergnügen, einen seiner muthigsten Widersacher in den Staub geworfen zu sehen. — Wie hätten doch die spätern Päbste von der Exkommunikation nicht fleißig Gebrauch machen sollen, da dieses leichte und verführerische Mittel so unglaubliche Wunder zu wirken im Stande war!

Die Bulgaren hatten die christliche Religion angenommen. Als Anfänger darinn wußten sie sich über manche zweifelhafte Fälle nicht hinlänglich Rath zu schaffen. Sie fragten beim Nikolaus über hundert und

sechs

sechs Punkte um Belehrung. Nikolaus beantwortete in einem langen Briefe alle Punkte auf eine so entscheidende Art, daß man diese Antworten für eben so viele Dekrete des päbstlichen Stuhls angesehen hat.

Nikolaus behauptete seine Würde nicht länger als neun Jahre, sechs Monate und zwanzig Tage; er starb am dreizehnten November 867. Man muß gestehen, daß er in Absicht der Kürze dieser Zeit außerordentlich viel gethan hat. Mit ihm beginnt eine neue Epoche der römischen Gewalt.

Wir haben schon oben unsere Meinung über diesen merkwürdigen Pabst gesagt; wir haben erinnert, wie günstig und einladend in dieser Periode alle Umstände waren, den römischen Stuhl in ein vorhin noch nicht besessenes Ansehen zu bringen. Wir setzen hier hinzu, daß Nikolaus für seine Arbeiten auch sehr großes Lob erhalten hat. Die alten und neuen Schriftsteller, besonders jene von der römischen Parthei, wetteifern in der Herzählung und Bewunderung seiner Verdienste. Sogar die Elemente haben diese Verdienste zu schätzen gewußt; denn der Bibliothekar Anastasius, welcher zur Lebenszeit des Nikolaus seine Geschichte der Päbste

ans

ans Licht gab, versichert sehr ernsthaft: die Elemente hätten beim Tod dieses Pabsts durch ungewöhnliche Ungestümme ihr Beileid zu erkennen gegeben. Er hat mit Recht einen Platz unter den Heiligen erworben, und man glaubte, mit dieser Ehrenbezeugung so sehr eilen zu müssen, daß schon sein Nachfolger ihn dem Index einverleibte.

CVI.

Hadrianus II.

(867.)

Es war den Römern daran gelegen, nach Nikolaus Tode einen Mann auf den pábstlichen Stuhl zu bringen, der im Stande wäre, das von Nikolaus so glüklich angefangene Werk fernerhin mit gleicher Entschlossenheit fortzuführen. Sie wählten nun das drittemal den Hadrianus, einen Römer aus der Verwandtschaft der beiden Päbste Stephan IV. und Sergius II., und Priester an der Markuskirche, zum Pabst. Er weigerte sich, so wie die beiden vorigemal, da er nach dem Tode Leo IV. und Benedikt III. in Vorschlag gebracht wurde, den päbstlichen

Stuhl

Stuhl in Besitz zu nehmen; man mußte ihn mit Gewalt in die lateranische Kirche führen. Seine Ordination geschah nach vorher eingeholter kaiserlichen Bestättigung den 13. Dezember in der Peterskirche.

Wir wissen, daß Nikolaus starb, ehe die beiden wichtigen Streitigkeiten, die ihm sein ganzes Pabstthum hindurch so viel zu thun gaben, geendigt waren. Hadrianus mußte also an der Sache des Lotharius sowohl, als an den Angelegenheiten der constantinopolitanischen Kirche Theil nehmen.

Lotharius schrieb bald nach der Wahl an den neuen Pabst. Er beklagte sich in jenem Briefe sehr über das unväterliche Betragen des verstorbenen Nikolaus. Er hoffte, daß Hadrianus ihm gewiß werde Gerechtigkeit widerfahren lassen; und in dieser Absicht erbat er sich die Erlaubniß, nach Rom kommen zu dürfen, und da persönlich beim heiligen Stuhl seine Rechtfertigung anbringen zu können.

Der Pabst bewilligte dies Ansuchen mit der Erklärung: Es komme bloß darauf an, daß Lotharius seine Schuld erkenne, und eine hinlängliche Buße dafür thue; im Fall er aber für unschuldig befunden würde, dürfe

er

er einer guten Aufnahme versichert sein, und darauf rechnen, daß ihm alle Gerechtigkeit widerfahren werde.

Dem Lotharius war diese Aeußerung sehr willkommen; er glaubte so viel Wohlmeinen darinn zu finden, daß er sich entschließen dürfe, einen weitern Schritt zu wagen. Er suchte die Theutberge zu bereden, daß sie den Antrag ihrer freiwilligen Ehescheidung beim Hadrianus wiederhole. Sie that dies, um eines endlosen Verdrußes einmal los zu werden. Hadrianus merkte aber das Nämliche, was Nikolaus bemerkt hatte; der Entschluß der Königinn schien ihm verdächtig und erzwungen. Er antwortete: die Sache müsse reiflichst überlegt werden; er werde ein Concilium zusammen ruffen; und bis zu dessen Entscheidung solle Theutberge als Gemahlinn des Königs in dem rechtmäßigen Besitz ihrer Würde bleiben.

Lotharius reiste nach Italien. Es wurde durch Vermittlung des Kaisers zwischen ihm und dem Pabst eine Zusammenkunft in dem Kloster auf dem Berge Cassino veranstaltet. Der Pabst konnte schwer dazu bewogen werden, seinem Verlangen gemäß ihm in der Kirche des Klosters öffentlich die

Kom-

Kommunion zu ertheilen; und diese Ceremonie geschah nur unter der Bedingung, daß Lotharius feierlich erklären mußte: er wisse sich der Sünde des Ehebruchs nicht schuldig.

Die Ehescheidungssache schien sich nun doch wieder neuerdings verwikkeln zu wollen. Hadrianus schikte eigends einige Legaten ab, die in Gemeinschaft der deutschen, französischen und lothringischen Bischöfe eine wiederholte und strenge Untersuchung anstellen sollten; und vielleicht wär es zwischen dem Pabst und dem Lotharius noch zu sehr ernsthaften Händeln gekommen, wenn der leztere auf seiner Rükreise nicht in ein hitziges Fieber gefallen, und zu Placenz in kurzer Zeit gestorben wäre.

Als diese Begebenheit auf eine so unvermuthete Art sich geendigt hatte, gewann Hadrianus Zeit, seine Aufmerksamkeit nach dem Orient zu richten. Er wurde hiezu durch eine Gesandtschaft aufgefordert, welche ihm der neue Kaiser Basilius mit der Nachricht des neueingesezten Patriarchen Ignatius zuschikte. Die Gesandten brachten zugleich die Akten jenes Conciliums, in welchem Photius den Nikolaus exkommunizirt hatte, mit nach Rom. Diese Akten wurden nach ge-

schehener Untersuchung auf den Stuffen der Peterskirche öffentlich und feierlich verbrannt.

Dies war insoweit etwas. Aber Hadrianus wollte die Ehre verdienen, die Photianische Streitsache aus der Wurzel zu tilgen. Er fiel auf den Gedanken eines allgemeinen Conciliums, wobei in seinem Namen seine Legaten den Vorsitz haben sollten. Die Legaten reisten mit diesem Antrage nach Constantinopel. Der Kaiser nahm sie sehr gefällig auf, aber noch gefälliger den Vorschlag zu einem allgemeinen Concilium. Es wurden sogleich zu dessen Versammlung Anstalten getroffen.

Dieses sogenannte allgemeine achte Concilium begann den 5. Oktober 869. Wir haben für unsere Absicht weiter nichts dabei zu bemerken, als daß es in zehn Sessionen dem Photius und seinen Anhängern gar übel gieng; daß die Exkommunikation neuerdings gegen sie wiederholt wurde; daß die päbstlichen Legaten im Namen ihres Prinzipals in einem ziemlich hohen Tone sprachen; daß der Kaiser und die orientalischen Bischöfe diesen Ton sich gefallen ließen, und alles unterschrieben, was nach dem Willen der Legaten beschlossen worden war.

Indessen

Indessen kam bald die Reue nach der That. Man machte sich die Bemerkung, daß durch die den Legaten ausgelieferten, mit so zahlreichen Unterschriften versehenen Akten des Conciliums, die constantinopolitanische Kirche sich ganz und gar zur Dienerinn der römischen Kirche hingegeben habe. Man wußte diese Uebereilung nicht anders als durch eine schimpfliche Treulosigkeit gut zu machen; man ließ den Legaten heimlich die unterschriebenen Akten entwenden. Die Legaten merkten aber die geschehene Dieberei zu bald; sie stellten den Kaiser zur Rede, und nur durch sehr nachdrükliche Vorstellungen erhielten sie ihre Schriften zurük.

Jedoch wollten die Griechen durchaus nicht, daß die Akten nach Rom kämen. Da ihre erste Treulosigkeit mislungen war, so nahmen sie zu einer zweiten noch größern ihre Zuflucht. Sie ließen die Legaten mit äußerst geringer Bedekkung abreisen; die Legaten fielen den Seeräubern in die Hände, und wurden von diesen so durch und durch geplündert, daß sie keinen Buchstaben von den Akten nach Rom bringen konnten. Man würde zu Rom von den Schlüssen des Conciliums gar nichts gewußt haben, wenn es dem Anastasius Bibliothekarius, der damals wegen anderweitigen Geschäften zu Constan-

tino-

tinopel sich aufhielt, nicht gelungen wär, eine Abschrift dieser Akten nehmen zu können. — Es ist aus diesem Betragen der Griechen sehr leicht zu erkennen, daß man sich zu Constantinopel vor dem Pabst fürchtete; denn ohne eine solche unedle Furcht würde man, anstatt zu den schlechten Mitteln eines hasenherzigen Feiglings zu greifen, Stärke gegen Stärke gesezt, und durch eigene Gesandte dem Pabst gesagt haben, daß man seine Obergewalt nicht erkennen möge.

Ehe die Legaten von Constantinopel abreisten, war es zwischen ihnen, dem Patriarchen Ignatius und den Deputirten der übrigen orientalischen Patriarchen darüber zur Sprache gekommen: welcher Kirche, der constantinopolitanischen oder römischen, die neubekehrten Bulgaren, deren Deputirte in dieser Angelegenheit Anfrage machten, zu unterwerfen wären? Die Legaten stritten sehr eifrig für den Pabst; sie behaupteten, da Rom die ersten Missionäre in die Bulgarei geschikt habe, so müßten auch die Neubekehrten der unmittelbaren Jurisdiktion der römischen Kirche sich unterziehen. Der Patriarch Ignatius und die übrigen Griechen waren aber einer andern Meinung, und alles Widersprechens der Legaten ohngeachtet behauptete die constantinopolitanische Kirche ihr

Recht über die Proseliten; Ignatius ordinirte den Theophilaktus zum Bischof der Bulgarei; die päbstlichen Missionäre fanden für rathsam, sich aus der Bulgarei wohlbedächtig nach Rom zurük zu ziehen.

Die Nachricht der Legaten von der ihnen wiederfahrnen Ausplünderung, und von der Anmaßung des Ignatius über die Bulgarei brachte den Pabst zum höchsten Unwillen. Er schrieb dem Kaiser einen Brief voll Vorwürfe über die schändliche Behandlung der Legaten. Am meisten zeigte er seinen Verdruß über die geistliche Besitznehmung der Bulgarei. Er lag dem Kaiser an, den Ignatius alles Ernstes dahin zu vermögen, damit dieser sich in die bulgarischen Angelegenheiten nicht mische; er drohte, diejenigen zu exkommuniziren, welche sich unterstehen würden, des bischöflichen Titels in der Bulgarei sich anzumaßen. Da aber hier der Fall nicht war, daß, wie in der Photianischen Sache, zwei Partheien gegeneinander gestritten, und die schwächere es für nöthig gehalten hätte, den römischen Pabst zum Schiedsrichter aufzuruffen; sondern da hier der ganze Orient in Behauptung der Bulgarei gemeine Sache machte, so fand man es für sehr überflüßig, dem päbstlichen Machtspruch zu gehorchen; die Bulgarei

blieb

blieb unter der Jurisdiktion des constantinopolitanischen Patriarchen, und um die angedrohte Exkommunikation wollte sich Niemand kümmern.

Mittlerweile daß diese Streitigkeiten noch im vollen Gange waren, hatte sich Hadrianus für seine Person im Occident einen andern Zankapfel gesucht, der zu mancherlei verdrüßlichen Händeln reichen Anlaß gab.

Lotharius war ohne rechtmäßige Erben gestorben. Es konnte nicht fehlen, daß sich nicht mehrere Mitwerber um das schöne erledigte Königreich Lothringen hätten einfinden sollen. Karl von Frankreich gewann den übrigen das Ziel ab. Mittelst seiner vielen Freunde gelang es ihm, gar bald von Lothringen Besitz nehmen zu können.

Dem Pabst, der etwa eine gar reizende Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, ein irdisches Königreich nach seinem Willen zu vergeben, misfiel diese Zudringlichkeit Karls aufs äußerste, zumal da er bei sich beschlossen hatte, dem Kaiser Ludwig zum Besitz von Lothringen zu verhelfen. Er schrieb daher verschiedene Briefe an Karl sowohl, als

als an manche Bischöfe, besonders an den Erzbischof von Rheims, Hincmar. Der Inhalt aller dieser Briefe war: Man solle bedenken, daß Karl kein Recht an Lothringen habe, sondern daß der Kaiser rechtmäßiger Erbe sei. Nebenhin wurde in diesen Briefen von Exkommunikation gesprochen, welche jene treffen solle, welche sich zu Karls Parthei geschlagen hätten. Die ganze Parthei fand für gut, auf diese Briefe nicht zu antworten.

Darüber wurde Hadrianus noch unwilliger. Er schrieb neuerdings, und zwar viel dringender und nachdrüklicher als zuvor. Er machte Karln kein Geheimniß daraus, daß seine Besitznehmung von Lothringen ungerecht und tirannisch sei. Dem Erzbischof Hincmar sagte er noch auffallendere Dinge. Er machte ihm zuerst Vorwürfe über sein respektwidriges Stillschweigen auf den vorigen apostolischen Brief; er belehrte ihn sodann über das böse, meineidige, tirannische Betragen Karls, und befahl ihm endlich, sich von dessen Gemeinschaft zu trennen, im Fall Karl sich nicht bereden ließe, das mit Unrecht an sich gerissene Lothringen herauszugeben.

Karl

Karl mochte sich nicht Zeit nehmen, eigenhändig zu antworten, er überließ das Geschäft dem Erzbischof Hincmar, der dann auch nicht säumte, dem Pabst einen Brief zu schikken, der eben so zierlich geschrieben, als mit derben Wahrheiten angefüllt war. Es heißt unter andern in diesem Briefe: „ Man spricht in Frankreich ziemlich laut „ davon, daß die neuern Päbste gar sehr „ die Achtung vergessen, die sie einem Kö„ nig schuldig sind, und daß sie sich in die„ sen Zeiten ganz anders geberden, als zu „ den Zeiten Pipins und Karls des Großen. „ — — Wenn ein Bischof widerrechtlich „ einen Christen exkommunizirt, so mis„ braucht er seine Gewalt; aber von der „ Seligkeit kann er schlechterdings Niemand „ ausschließen, der nicht durch Uebelthaten „ sich selbst davon ausschließt. Es ist un„ anständig für einen Bischof, Jemanden „ eines irdischen Königreichs wegen des Na„ mens eines Christen zu berauben, und „ ihn dem Teufel preis zu geben. Der „ Pabst mische sich nicht in Staatsangele„ genheiten, wenn der Friede erhalten wer„ den soll; und er lasse sich ja doch nicht „ träumen, daß man deswegen nicht in den „ Himmel kommen könne, weil man einen „ andern König für rechtmäßig erkennt, „ als den er aufdringen will. Er lasse sich

„ endlich gesagt sein, daß Karl seine Ge„ rechtsame standhaft behaupten, und sich „ weder durch Censuren noch Exkommuni„ kation in seinem Vorhaben irre machen „ lassen wird. „

Es ist zu vermuthen, daß Hadrianus mit diesem Briefe nicht wohl zufrieden sein mochte. Er wollte aber noch Eins versuchen, um Karln den Besitz seines Königreichs zu verbittern. Er schikte einige Legaten nach Lothringen, welche den Auftrag hatten, mündlich Karln auf bessere Wege zu bringen. Diese Leute meinten, sie würden ihre Absicht am sichersten durch Unverschämtheit erreichen. Sie fanden Karln in der Kirche der Abtei St. Denis; und hier traten sie ganz kek und frei vor ihm hin, und erklärten: Er solle sogleich Lothringen hergeben, denn der Pabst wolle es so, und der Kaiser sei der rechtmäßige Herr davon. Karl ließ diese lakonischen Bothschafter auf der Stelle aus seinen Augen schaffen. — Uebrigens weis man nicht, daß dieser Handel weiter geführet worden sei. Da Hadrianus bemerkte, daß er es hier nicht eben mit den Schwächern zu thun habe, und daß man ihm auf seine gewagten Zumuthungen die nöthige Antwort nicht schuldig bleibe, so mochte er wohl eingesehen haben, daß es am

weis.

weislichsten gethan seie, wenn er sich friedlich zum Ziel legte, und es Karln selbst anheim stelle, in wieweit dieser sich mit dem Kaiser über den Besitz von Lothringen vergleichen wolle.

Diese friedlichen Gesinnungen änderten sich aber in eine kleine Rachgierde bei einer Begebenheit, die sich bald darauf ereignete. König Karl hatte den Karlomann, einen ausgemachten Wildling, zum Sohne. Dieser war von seinem Vater zum Geistlichwerden gezwungen worden; und um vielleicht den Unmuth, welchen sein Stand ihm machte, abzukühlen, zog er in Gemeinschaft von zusammengerafften Gesindel im Lande herum, trieb Ausschweifungen, und plünderte die Unterthanen seines Vaters aus. Er hatte diesen Frevel schon vordem einmal im Gefängniß abgebüßt; aber gleich nach seiner Loslassung, fieng er sein voriges Gewerbe neuerdings an. Die Bischöfe drohten ihm mit der Exkommunikation.

Unter diesen Umständen wendete sich Karlomann mit einer förmlichen Appellation an den Pabst; er bat um Schutz gegen seinen Vater und gegen die Bischöfe. Wer sollte glauben, daß ein Pabst sich mit der Klage eines ausschweifenden Landstreichers,

eines

eines offenbaren Aufrührers bemengt haben könnte! Aber man wollte wieder einmal sein gewaltiges Ansehen zeigen; man wollte römische Machtsprüche ins Land schikken; und so nahm sich Hadrianus ohne weitere Untersuchung, der Sache Karlomanns an: denn es war genug, daß eines Theils Karlomann den römischen Stuhl zum Schiedsrichter aufforderte, und dann, daß die Streitsache den ungehorsamen Karl von Lothringen angieng.

Hadrianus griff zu den gewöhnlichen Waffen der Päbste; er schrieb einen Brief an den König Karl. Wir haben genug gesagt, wenn wir bemerken, daß dieser Brief eines sehr unhöflichen und gebieterischen Inhalts war; daß man durchaus Spuren einer voreiligen Rechthaberei, einer blinden Anhänglichkeit für den Karlomann, und die unbilligste Konsequenzmacherei gegen den ungehörten Karl darinn antrift. Anstatt dieses unbesonnene Geschreibsel zu beantworten, ließ es Karl vielmehr seine Sorge sein, den unruhigen Karlomann in seine Gewalt zu bekommen. Dies geschah in kurzer Zeit. Karlomann wurde seiner geistlichen Würde entsezt und zum Tode verurtheilt. Sein Vater ließ ihm das Leben; um aber für die Zukunft seinen Ausschweifungen ein Ziel zu

setzen,

setzen, glaubte man sich bemüssigt, ihn seiner Augen zu berauben.

So zweideutig die päbstliche Verwendung für den Karlomann ausgefallen war, so erhielt doch Hadrianus bald darauf einen neuen Appellanten von ähnlichem Schlage. Der Erzbischof von Rheims, Hincmar, hatte einen Neffen gleichen Namens, welcher Bischof zu Laon war. Dieser jüngere Hincmar, ein wüster, unruhiger Kopf, fieng mancherlei böse Händel an, wodurch er sich die Gnade des Königs, bei dem er sonst in Gunst stande, verscherzte, und darüber zur Verantwortung gefordert wurde. Sein Troz hieß ihn dem König ungehorsam werden. Da ihm das nicht gar freundschäftliche Verhältniß zwischen dem Pabst und dem König nicht unbekannt war; da er überdies aus alten und neuen Erfahrungen wissen konnte, daß die Appellanten nach Rom fast immer Recht zu haben pflegten, so begab er sich in den Schutz des römischen Stuhls mittelst eines Briefes, worinn er gar umständliche Klage gegen den König führte, und ihn als einen Usurpator des Königreichs und der Kirchengüter darstellte.

Hadrianus vergaß sich hier eben so wie beim Karlomann, und begünstigte den schuldigen

digen Appellanten. Indessen bediente der König sowohl als manche andere Bischöfe sich ihres Rechts, und beriefen den jüngern Hincmar vor ein Concilium, wo ihm alle seine lose Streiche vorgezählt wurden. Man war im Begriff, das Urtheil der Entsetzung gegen ihn zu sprechen. Aber Hincmar hielt es für rathsam, den Ausspruch des Conciliums zu verwerfen, und den Bischöfen öffentlich zu sagen: er appellire neuerdings an den Pabst.

Die Folge dieser zweiten Appellation des Hincmar war ein weitläuffiger Briefwechsel zwischen dem Pabst, dem König und den Bischöfen. Der Pabst ließ es in seinen Aeußerungen sehr an der apostolischen Sanftmuth mangeln; er sprach gegen den König vom Befehlen und Gebieten, und daß ohne Rathbefragung, Entscheidung, und Begnehmigung des römischen Stuhls, in dessen Schutz sich Hincmar begeben hätte, nichts gegen denselben beschlossen werden könne.

Diesmal antwortete der König. Sein Brief ist in dem vollsten Gefühl der beleidigten Königswürde geschrieben; es werden dem Hadrianus nachdrükliche und nüzliche Wahrheiten über das Amt und die Pflichten eines rechtschaffenen Bischofs gesagt: er wird

erin-

erinnert, sich künftig mit mehr Mäßigkeit und Bescheidenheit auszudrükken, wenn er mit Regenten spricht; über das Kraftwort **Befehlen** erhält er aber eine vorzüglich deutliche Zurechtweisung, und es wird ihm zu verstehen gegeben, er möge sich ein wenig umsehen, ob Petrus und seine übrigen Vorfahren auch mit solchen Kraftworten gegen die Fürsten herum geworfen hätten; endlich wird ihm gesagt, daß, wenn noch mehrere dergleichen Briefe aus Rom kommen sollten, man sich nicht viel bedenken werde, den Ueberbringern sowohl als den Briefen selbst die gebührende Ehre anzuthun.

Eine solche Entschlossenheit kam dem Hadrianus zu unerwartet. Er wurde vermuthlich bewogen, jenen vorigen Brief noch einmal zu lesen, und da er bei kälterem Blute etwa gefunden haben mochte, daß sein erster Eifer zu heftig losgeschlagen hatte, so wurde er in seinem Rükschreiben gar höflich und geschmeidig, entschuldigte sich mancher Ausdrükke wegen, und erzählte, daß jener Brief, da er eben krank gewesen wär, von seinen Beamten geschrieben worden sei.

So lagen die Sachen in Absicht der Amtsentsetzung des Hincmar, welche von dem oben benannten Concilium beschlossen

worden

worden war, als Hadrianus am 26. November 872 starb.

Ihm danken die Mähren einen großen Theil ihrer Bekehrung durch die beiden orientalischen Mönche Cirillus und Methudius; und weil die Neubekehrten entweder schlechte Lateiner waren, oder weil man damals zu Rom noch nicht so steif glaubte, die lateinische Sprache sei ein nothwendiges Stük des Gottesdiensts, so erlaubte er ihnen, ihren Gottesdienst in der gemeinen Landessprache zu halten. — Der König von Kleinbrittanien, Salomon, bat sich von ihm Reliquien zur Bereicherung eines neugebauten Klosters aus; Hadrianus schikte ihm einen Arm des seit jener Zeit heilig gewordenen Pabsts Leo III.

Wenn man eine Schilderung von dem Karakter des Hadrianus geben sollte, so müßte man vor allem bemerken, daß Ehrgeiz die Triebfeder aller seiner Handlungen war; daß es ihm aber theils an Kopf, theils an den Umständen fehlte, seinem Vorfahr Nikolaus völlig gleich zu werden. Seine Lobredner versichern übrigens, er sei ein sehr gutthätiger, gastfreier und edelmüthiger Mann gewesen; sie erzählen sogar, er habe manches Wunder gewirkt, und es sei zum

Beispiel öfters geschehen, daß bei Austheilung des Allmosens das Geld in seinen Händen sich vervielfältigt habe. — Es wird behauptet, Hadrianus sei mit einer gewissen Stephania verheurathet gewesen, von welcher er eine Tochter gezeugt habe, und beide wären bei seiner Wahl noch am Leben gewesen.

CVII.

Johannes VIII.

(872.)

Nach Hadrianus Tode kam Johannes, ein Römer von Geburt und Archidiakonus der römischen Kirche auf den päbstlichen Stuhl. Gewöhnlicherweise durfte er nicht eher, als nach eingeholter kaiserlicher Bestättigung ordiniret werden. Dies geschah in kurzer Zeit, denn der Kaiser befand sich eben in Italien, und kam gelegenheitlich selbst nach Rom.

Die Absicht des Kaisers bei dieser Reise war, den Pabst um die Lossprechung von einem unangenehmen Eide zu ersuchen. Der

Her-

Herzog von Benevent, Adalgisus, hatte wegen mancherlei Verwüstungen, welche die kaiserlichen Soldaten in seinem Gebiet verübten, den Kaiser in die Enge zu bringen gesucht; er sperrte ihn in dem herzoglichen Pallaste zu Benevent nebst seiner Gemahlinn so fest ein, daß ihm zu seiner Befreiung nichts übrig blieb, als die eidliche Versicherung: Er wolle künftig nie mehr nach Benevent kommen, seine Soldaten sogleich zurükziehen, und den eben geschehenen Vorfall des Einsperrens als ungeschehen betrachten. Der Pabst sah den geleisteten Eid als eine Handlung des Zwanges an, und sprach den Kaiser los. Dieser schien jedoch zu fühlen, daß ein Eid immer ein Eid bleibe, und vielleicht gar, daß der Herzog von Benevent diesen Eid mit vollem Recht fordern konnte. Er wagte es daher nicht, selbst mit der päbstlichen Absolution versehen, dem Adalgisus geradezu auf den Leib zu gehen; er schikte seine Gemahlinn mit einem ansehnlichen Kriegsheer gegen ihn. Aber die Unternehmung gelang so schlecht, daß der geleistete Eid von nun an durch Gewalt befolget werden mußte.

Johannes bemühte sich, so gut er konnte, den Weg seiner beiden Vorfahren fortzuwandeln. Eins seiner ersten Geschäfte war

die

die Zusammenberuffung eines Conciliums von 74 Bischöfen nach Ravenna, wo er die zwischen dem venetianischen Herzog Ursus und dem Patriarchen von Grado ausgebrochene Zwistigkeiten beilegte. Es ist merkwürdig, daß, obschon in diesem Falle der Patriarch der Appellant war, der Herzog Ursus beim Pabst doch Recht behielt.

Kaiser Ludwig starb im Jahr 875. Die Rede war nun davon, wem der kaiserliche Thron zu Theil werden sollte. Karl von Frankreich, der Kahle, war ein eifriger Mitwerber. Johannes trat auf seine Seite. Karl zog an der Spitze einer ansehnlichen Armee nach Rom; der Pabst empfieng ihn mit großer Freude, und am Weihnachtsfeste krönte er ihn unter dem lautesten Zujauchzen des römischen Volks zum Kaiser. Es soll bei dieser Gelegenheit vom Johannes die Erklärung geschehen sein: daß nicht nur blos die Kaiserkrönung ein Vorrecht des römischen Stuhls sei, sondern daß auch die Kaiserwahl selbst von dem Beistimmen des Pabsts abhänge. Es hat Leute gegeben, welche versichern, Karl habe bei dieser Krönungsfeierlichkeit Benevent an den Pabst geschenkt. Aber eben haben wir gehört, daß Benevent damals noch seinen eigenen Herzog hatte.

Zu Pontion in Frankreich ließ Johannes ein Concilium versammeln, dessen Hauptabsicht war, dem Erzbischof von Sens, Angesisus, das Primat über alle fränkische und deutsche Bischöfe einzuräumen. Auf diesem Concilium wurde auch der Bischof von Porto, Formosus, dem Antrage des Pabsts zufolge in den Bann gelegt. Sein Verbrechen bestand darinn: daß er als bischöflicher Missionär in der Bulgarei den König dieses Landes auf seine Seite zu bringen gesucht, und diesen bewogen habe, nie einen andern Bischof von Rom aus zu begehren und anzunehmen. Manche versichern: die Ursache dieses Bannspruchs sei des Formosus Widersezlichkeit gegen die Kaiserkrönung Karls des Kahlen gewesen. Wie dem nun immer sein möge; genug, daß wir den hier exkommunizirten Formosus späterhin den päbstlichen Stuhl werden besteigen sehen.

Die Saracenen begannen um diese Zeit neue Feindseligkeiten gegen Italien. Der Pabst nahm seine Zuflucht zum Kaiser, der auch mit einer zahlreichen Armee zu Hilfe kommen wollte. Es geschahen aber auf der Reise Verzögerungen, und mittlerweile starb der Kaiser durch Giftmischerei seines Arztes, der ein Jude war. Da sich der Pabst auf diese Art verlassen sah, so blieb ihm nichts

übrig,

übrig, als friedliche Verträge mit den Feinden zu machen. Er mußte sich zu einem jährlichen Tribut von 25000 Mancusen (eine damalige Münzsorte) bequemen. Die Saracenen waren damit zufrieden, und zogen sich wieder zurük.

Feindlicher aber als von den Saracenen wurde Johannes von dem Herzog von Spoleto und dem Markgraf von Toskanien behandelt. Der Pabst hatte vordem beide wegen manchen in dem römischen Gebiete verübten Gewaltthätigkeiten exkommunizirt. Sie ersahen nun bei dem Gedränge, worein die Saracenen den Johannes gebracht hatten, ihren Vortheil so gut, daß der Pabst als Gefangener in ihre Hände fiel. Als sie dann in Rom nach Wunsch geplündert hatten, kehrten sie zurük, und ließen den Gefangenen wieder los.

Johannes floh nach Frankreich. Er berief ein Concilium nach Troyes, um da den Herzog von Spoleto seiner abscheulichen Grausamkeiten wegen von allen versammelten Bischöfen mit dem Bann belegen zu lassen. Ueber den Formosus fiel hier wiederholt der Bannspruch, weil er bisher dem römischen Stuhl sich nicht ergeben bezeigt hatte. Der jüngere Hincmar, dem mittlerweile

weile die Augen waren ausgestochen worden, und in dessen Absetzung und Exkommunikation Johannes ehebevor gewilliget hatte, erhielt hier Gnade; man erlaubte ihm Messe zu halten, und mit Bewilligung des Königs bekam er einen Theil der Einkünfte seines Bisthums zum künftigen Unterhalt. Schlüßlich wurde bei diesem Concilium der König Ludwig, der Stammler, von dem Pabst feierlich gekrönet.

Zu Constantinopel war der Patriarch Ignatius mit Tode abgegangen. Photius kam durch des Kaisers Willen auf den patriarchalischen Stuhl zurük. Johannes erhielt durch eine eigene kaiserliche Gesandschaft hievon Nachricht; er wurde um seine Bestättigung ersucht, die er auch unter der Bedingung gab: daß Photius bei einem Concilium über sein bisheriges Benehmen Abbitte thun, daß künftig nie mehr ein Laye zum Patriarchen erhoben werden, und Photius sich aller Ansprüche auf das Seelenheil der Bulgaren begeben solle.

Ueber diesen Schritt des Johannes tritt manchen Römmerlingen der Schweiß auf die Stirne. Da wo zwei vorige Päbste alle ihre Kräfte aufboten, all ihren Stolz erschöpften, um den Orient die Macht Roms füh-

fühlen zu lassen, reißt hier ein feiger Nachfolger das ganze schöne Gebäude der päbstlichen Herrschergröße mit einem Federzuge nieder. Man hat sich in dieser Beklemmung nicht besser zu helfen gewußt, als mit der Fabel von der Päbstinn Johanna; man hat die scharfsinnige Vermuthung gewagt: daß Niemand anderer als Johannes VIII. die Päbstinn Johanna sei und sein könne, denn die unerhörte Nachgiebigkeit bei der Wiedereinsetzung des exkommunizirten Photius sei wahre Weibesschwäche, und Johannes habe mit allem Recht verdienet, deswegen bei der Nachwelt ein Weib gescholten zu werden.

Man bleibt indessen unschlüßig, welche Erfindung alberner sei, diese Vermuthung, oder das oben erzählte Märchen von der Päbstinn Johanna. Leute die lieber denken als vermuthen, lieber die Umstände prüfen, als Fabeln schmieden, sind der Meinung, Johannes habe mit seinem Nachgeben sogar weibisch eben nicht gehandelt. Schon seine festgesetzten Bedingnisse, unter welchen er die Wiedereinsetzung des Photius blos allein zulassen wollte, beweisen etwas hievon. Wenn Johannes übrigens geglaubt hätte, daß es für das allgemeine Wohl der Kirche

che doch ersprießlicher sei, gewisse zu weit getriebene Grillen von unumschränkter Alleinherrschaft, fahren zu lassen, als durch neuen Trotz die vorigen Flammen aufzublasen; wenn er ohne Vorurtheil überlegt hätte, daß Photius denn doch kein so gar gräßliches Ungeheuer sei, als er zu Rom vordem gemacht worden war, und daß seine schwerste Sünde eigentlich blos in seiner Widersezlichkeit gegen gebieterische Anmaßungen bestand — wenn er endlich mit einer gewissen klugen Vorsicht die Berechnung gemacht hätte, daß aller römische Trotz fruchtlos und ohnmächtig sein würde gegen den Kaiser, dessen Gunst Photius im vollen Grade besaß, so müßte es doch wohl ein wenig schwer fallen, einen Mann von solchen Betrachtungen zum unbehilflichen Weibe zu machen.

Auch zeigte Johannes in der Folge, wie wenig er Weib zu sein Lust habe. Da Photius fernerhin von seinen losen Streichen gegen Rom nicht abließ; da die päbstlichen Legaten zu Constantinopel theils zu Treulosigkeiten verleitet, theils mishandelt worden waren, so griff der Pabst zu andern Maasregeln. Er bestättigte die Akten der unter Nikolaus und Hadrianus wider den Photius gehaltenen Concilien; er berief neuerdings ein eigenes Concilium nach Rom, und sprach

so

so wie seine beiden Vorfahren das Verdammungsurtheil über den Photius. — Bei diesem ernsthaften Schritt scheint er die vorigen Ueberlegungen bei Seite gesezt zu haben; aber mußte er es nicht, da man zu Constantinopel von seiner Nachgiebigkeit so argen Gebrauch machte?

Er war nicht mehr Zeuge der Folgen, welche sein Verdammungsspruch wider den Photius im Orient veranlaßte. Er starb bald darauf am 15. Dezember 882.

Wir haben noch zu bemerken, daß er sich eifrig bemühte, die immer unruhigen Saracenen aus Italien zu verjagen; er exkommunizirte den Bischof von Neapel Anastasius, welcher mit diesen Feinden gemeine Sache machte. — Karl den Dikken krönte er zum Kaiser. — Den Missionär Methudius berief er aus Mähren zur Verantwortung nach Rom; man hatte ihn wegen zweideutiger Lehren angeklagt; Johannes fand ihn unschuldig. — Die Mährer erhielten von ihm wiederholt die Erlaubniß, den Gottesdienst in ihrer Landessprache halten zu dürfen; er schrieb ihnen: „Gottes Wort soll in allen Sprachen verkündigt werden; die Apostel thaten dies, und derjenige, welcher die hebräische, griechische und latei-

nische Sprache gemacht hat, bildete auch alle übrige zur Ausbreitung seiner Ehre. „

CVIII.

Marinus.

(882.)

Marinus, der Sohn eines Priesters Namens Palumbus, aus Toskanien gebürtig, folgte nach Johannes Tode durch einhellige Wahl in der päbstlichen Würde. Er hatte als Legat in der Verdammungssache des Photius unter den Päbsten Nikolaus, Hadrianus und Johannes Verdienste gesammelt; denn immer zeigte er sich als ein Mann von vieler Standhaftigkeit und grossem Eifer für die Aufrechthaltung der römischen Gewalt.

Seine päbstlichen Geschäfte waren kürzlich diese: Er verdammte den Photius und dessen ganzen Anhang, worüber der Kaiser Basilius so aufgebracht war, daß er sich Mühe gab, den Marinus vom päbstlichen Stuhl zu stürzen. Er sprach den vom Johannes exkommunizirten Formosus von dem

Bann

Bann los, und sezte ihn wieder in die Verwaltung des Bisthums Porto ein. Er gab einem gewissen Benediktinerkloster in der Diözes Limoges die Erlaubniß, immerfort sich selbst seinen Abt zu wählen, und drohte denjenigen ein fürchterliches Anathema, die sich je unterstehen wollten, diesen Mönchen in ihre freie Wahl einzugreifen. Dem englischen König Alfred machte er ein Geschenk mit einem Stük des Kreuzes Christi. Der nach Hincmars Tode zum Erzbischof von Rheims erhobene Fulcro erhielt von ihm das Pallium.

Er starb im Monat Mai 884. Der Tag seines Todes ist nirgends mit Gewißheit bestimmt worden.

CIX.

Hadrianus III.

(884.)

Dem Marinus folgte Hadrianus, ein gebohrner Römer; man erzählt, er habe seinen Namen geändert, denn vordem hieß er Agapetus.

Wenn

Wenn es wahr sein sollte, wie manche versichern: daß Hadrianus das Gesetz gemacht habe, die künftigen Päbste sollten gleich nach der Wahl ohne die kaiserlichen Abgeordneten zu erwarten, ordinirt werden, so hätte er allerdings einen Platz unter den merkwürdigeren, das heißt, unter jenen Päbsten, die ihr Schärflein zur Vergrößerung der römischen Gewalt und Unabhängigkeit beigetragen haben. Indessen könnte dieses Gesetz auch nur durch die nämlichen Umstände, von denen oben bei Leo IV. die Rede war, entstanden sein; denn die Saracenen verübten hier, wie dort, unerhörte Ausschweifungen in Italien; und da es die Päbste denn schon so weit gebracht hatten, daß sie für die ersten Herrn in Italien angesehen wurden, so mußte auch dafür gesorgt werden, daß der römische Stuhl nie lange unbesezt bliebe.

Hadrianus erhielt bald nach seiner Erwählung ein verbindliches Schreiben von dem Kaiser Basilius. Er wurde darin ersucht, mit dem Photius in Freundschaft zu treten, und ihn für den rechtmäßigen Patriarchen zu erkennen. Der Kaiser unterstüzte diese Vorstellung mit dem Antrage: eine ansehnliche Flotte gegen die Saracenen den Italiänern zu Hilfe zu schikken. Aber Hadrianus

nus

nus hielt dafür, es sei besser, das Land verheerenden Feinden preis zu geben, als einem alten abgeschmakten Zank ein Ende zu machen. Er gab dem Kaiser die Erklärung: er werde so wenig als seine Vorgänger mit dem Photius in Gemeinschaft treten.

Der Kaiser fand sich durch diese Widersezlichkeit so beleidigt, daß er einen äusserst heftigen Brief an den Hadrianus schrieb. Dieser war indessen auf Verlangen des Kaisers Karl nach Deutschland gereist, um dort einem Reichstage beizuwohnen. Da er aber zu Worms starb, so kam ihm jener Brief nicht in die Hände. Der Tag seines Todes ist ungewiß. Wahrscheinlich starb er im Monat September 885.

CX.

Stephanus V.

(885.)

Sobald zu Rom die Nachricht von Hadrianus Tode eingelauffen war, wurde mit allgemeiner Einstimmung Stephanus, von Rom gebürtig, und Priester der römischen

schen Kirche, seines Widerstandes ohngeachtet zum Pábst gewáhlt. Eben so wie mit seiner Wahl eilte man mit der Ordination, und dem von Hadrianus gemachten Gesetz gemäß, hielt man es für überflüßig, die kaiserliche Bestättigung einzuholen. Aber diese Voreiligkeit wäre den Römern fast theuer geworden, denn unmittelbar schikte der Kaiser den Bischof Liutard mit dem gemessenen Auftrag nach Rom: den neuen Pabst auf der Stelle abzusetzen. Stephanus sendete mittelst einer ansehnlichen Legation sein Wahldekret nebst den Vorstellungen des Adels und der Geistlichkeit an den Kaiser. Dieser ließ sich hiedurch beruhigen, und erkannte den neuen Pabst für rechtmäßig.

Der an den Hadrianus gerichtete Brief des Kaisers Basilius, wovon oben die Rede war, wurde dem Stephanus eingereicht. Er unternahm es, statt seines verstorbenen Vorfahrs darauf zu antworten. Es macht ihm Ehre, daß er der Heftigkeit des kaiserlichen Briefes ohngeachtet in einem sehr bescheidenen und anständigen Tone zurükschrieb; vermuthlich wurde er aber zu dieser Mäßigung durch die allgemeine Noth bewogen, welche damals in Rom herrschte; denn er benuzte diese Gelegenheit, am Schluße seines Briefes den Kaiser zu bitten, daß er eine wohl-

aus-

ausgerüstete Flotte zur Beschützung der Stadt Rom, die in der augenscheinlichen Gefahr, den Saracenen in die Hände zu fallen, stunde, schicken möchte. Dasjenige, was er gegen den Photius zu sagen hat, ist in das Gewand sanfter Vorstellungen eingekleidet. Er giebt dem Kaiser zu beherzigen, ob es denn doch nicht einigermaßen traurig sei, daß ein Mann, der schon so oft mit Recht in den Bann gelegt wurde, noch immer in der kaiserlichen Gnade stehe. Er sezt hinzu: blos die Hochachtung für den Kaiser könne ihn vermögen, mit solcher Gelassenheit gegen den Photius zu verfahren: denn sonst würde er ihn sicher noch härter behandeln, als alle seine Vorgänger. Endlich bezeigt er große Freude darüber, daß der Kaiser den jüngsten seiner Söhne zum geistlichen Stande bestimmet habe.

Der Kaiser starb, ehe dieser Brief nach Constantinopel kam. Sein Sohn Leo, mit dem Beinamen der Philosoph, folgte ihm in der Regierung. Es hatte sich das nicht ganz ungegründete Gerücht verbreitet: Photius sei nach Basilius Tode damit umgegangen, einen seiner Verwandten auf den Thron zu bringen. Der neue Kaiser empfand dieses verrätherische Betragen so übel, daß er den Photius unverweilt des Patriarchats

ent-

entsezte, und ihn lebenslänglich in das armenische Kloster Bardi einsperren ließ. So endigte sich die Laufbahn dieses unruhigen Mannes, der sechs Päbsten so großen Verdruß gemacht hatte.

Nebst dieser kirchlichen Angelegenheit machte sich Stephanus auch mit einigen weltlichen Händeln zu thun. Karl der Dikke war des Kaiserthums unfähig erklärt worden; er starb bald darauf in den elendesten Umständen. Statt seiner wurde Arnulph zum König von Deutschland erwählt. Diesen lud Stephanus nach Rom ein, um ihn zum König von Italien, und zugleich zum Kaiser zu krönen; denn die immerwährenden Unruhen in Italien machten es nothwendig einen gemeinschaftlichen Oberherrn zu ernennen, auf dessen Macht man vertrauen könnte. Da aber Arnulph wegen anderweitigen Geschäften nach Rom zu kommen verhindert wurde, so erklärte sich der Pabst für den Herzog von Spoleto, Wido, der während dem die Lombardie erobert hatte. Stephanus rief ihn nach Rom, und krönte ihn mit großer Feierlichkeit im Jahr 891 zum Kaiser.

An der Wahl des Königs von Burgund, Ludwig, nahm Stephanus lebhaften An-

Antheil. Er schrieb an die sämmtliche arelatensischen Bischöfe einen sehr dringenden Brief, damit sie diese Wahl nach ihren möglichsten Kräften unterstützen sollten — ein zweiter Beweis, daß dieser Pabst so wie viele andere kein geringes Vergnügen daran fand, mit den Kronen der Erde Verkehr zu treiben.

Stephanus starb gegen Ende Septembers 891. Es sind keine gemeine Lobsprüche, welche ihm von vielen Schriftstellern beigelegt werden. Am meisten glänzte er durch die schöne Tugend der Wohlthätigkeit. In Rom war es so weit gekommen, daß viele Menschen vor Hunger starben. Eine ungewöhnliche Dürre, und ein Heer von Heuschrekken verzehrten die Früchte der Felder. Stephanus, da er den lateranischen Pallast ganz ausgeplündert fand, gab sein eigenes väterliches Vermögen zur Vertheilung unter die Nothleidenden her; die Heuschrekken aber segnete er kraft einer himmlischen Wundergabe von den Feldern weg.

Noch wollen wir bemerken, daß von ihm ein Schreiben an den mainzischen Erzbischofen Heribert vorhanden ist, worinn er die damals in Deutschland so übliche Feuer- und Wasserprobe auf eine verdiente Weise

lächerlich macht, und ihre Unzulänglichkeit durch einleuchtende Gründe darzuthun sucht.

CXI.

Formosus.

(891.)

Der von Johannes VIII. exkommunizirte, vom Marinus des Banns entledigte, und in sein Bisthum zurükeingesezte Formosus erhielt nach Stephanus Tode die päbstliche Würde. Es ereignet sich hier das erstemal der Fall, daß der Bischof einer andern Kirche Pabst wurde, denn bis jezt war die Wahl immer nur auf Priester und Diakonen gefallen, was beinahe statt eines Beweises dienen könnte, daß die damaligen Bischöfe ihrer Würde nichts zuzuwachsen glaubten, wenn sie von ihren bischöflichen Stühlen auf den Bischofssiz zu Rom herüber geruffen wurden, und daß nur Priester und Diakonen die Erhebung zum Pabstsein für eine ihnen angemessene Ehre ansehen konnten; eine Ehre, die sie mit den übrigen Bischöfen in einen gleichen Rang bringe.

Obschon Photius nun bereits im Kloster Buße that, so blieb er doch noch die Ursache einiger Mishelligkeiten. Formosus wollte, obschon der Kaiser Leo ihn durch eine Gesandtschaft darum ersuchen ließ, doch nicht einwilligen, daß die vom Photius ordinirten Bischöfe, Priester und Diakonen in ihren Würden und Aemtern bleiben dürften. Man war zu Constantinopel über diese Weigerung fast unwillig geworden; aber man wurde endlich darinn einig, daß der Pabst verbieten könne, was er wolle, und daß man thun werde, was das Schiklichste seie; und so blieben alle jene, die Photius ordiniret hatte, in den Aemtern und Würden, die sie bekleideten; wogegen auch Formosus weitershin nichts einzuwenden fand.

Ein kleines Concilium, welches Formosus im Jahr 892 zu Vienne in Frankreich versammeln ließ, ist einiger Verordnungen wegen, die dort gemacht wurden, bemerkenswerth. Wer einen Geistlichen schlägt, oder seiner Mannheit beraubt, beschlossen die versammelten Väter hier, ist exkommunizirt, desgleichen auch, wer einen Geistlichen auf was immer für eine Art verstümmelt. Zur Schadloshaltung für die Laien, welche bei diesen Exemtionen wenig gewannen, wurde aber auch den Geistlichen streng befohlen

mit

mit keinen Weibspersonen unter einem Dache zu wohnen.

In Italien gab es immer noch mancherlei kriegerische Auftritte und Verwirrung. Der Halbkaiser Wido war gestorben; mit seinem Sohn Lambert, den Formosus auch in aller Eile zum Kaiser gekrönt hatte, begann nun Berengarius einen gefährlichen Krieg. Der Pabst merkte, daß sein kaiserlicher Klient wohl der Schwächere sein, und folglich Rom sich nicht gut dabei befinden werde. Er rief daher, so wie sein Vorfahr, den König Arnulph nach Italien, denn er meinte, hier kräftigere Unterstützung finden zu können als beim Lambert.

Arnulph zog gegen Rom. Der neue Halbkaiser Lambert hatte die Stadt besezt, und sie den feindlichen Angriffen verschlossen. Arnulph versuchte den Angriff. Aber vermuthlich würde seine Arbeit mit der Eroberung lange gedauert haben, wenn nicht ein Haase, der durch sein Aufspringen das ganze Lager in Bewegung sezte, und hiedurch die Belagerten verwirrte, die Thore der Stadt öffnen gemacht hätte. Arnulph bemeisterte sich der Stadt; die Römer leisteten ihm die Huldigung, und der Pabst krönte ihn, obschon der ohnlängst gekrönte Kaiser Lambert

nicht weit von Rom sich befand, mit gewöhnlicher Feierlichkeit zum Kaiser. So freigebig war man damals mit den Kaiserkrönungen zu Rom.

Formosus starb am Ostertage im Jahr 896. Dieser Pabst hat mancherlei böse und gute Urtheile über sich leiden müßen. Manche machen ihn zum Merkstein der päbstlichen Ausartung, denn sie bilden sich ein, ein Mann, der ehedem durch einen Pabst in den Bann geworfen worden sei, könne wohl nicht leicht in die Zahl der lobenswürdigen Männer gehören; und diesen hat einer der nachfolgenden Päbste, Stephanus VI., allerdings nach Wunsche gethan, da er den Körper des Formosus ausgraben, auf die schändlichste Art mishandeln, und in die Tiber werfen ließ.

Andere wissen viel Rühmliches von dem Formosus zu erzählen. Er war, sagen sie, ein großer und heiliger Mann; er hat in seinem Leben, obschon er 80 Jahr alt wurde, keinen Wein getrunken, kein Fleisch gegessen, und nie einem Weibe beigewohnt; er war ein vollkommenes Muster der Keuschheit und Enthaltsamkeit. Und als sein Körper, setzen sie hinzu, aus der Tiber von einigen Fischern herausgezogen wurde, haben

einige in dieser Gegend befindliche Bilder sich andächtig geneigt, und den Wiedererstandenen ehrfurchtsvoll begrüßt. — Wir wollen unsern Lesern in den Betrachtungen über diese und dergleichen Urtheile nicht vorgreifen.

CXII.

Bonifacius VI.

(896.)

Man hat sich nicht die Mühe genommen, von diesem Pabst irgend eine merkwürdige Handlung aufzuzeichnen, weil viele ihn nicht einmal für einen wirklichen Pabst wollen gelten lassen. Ueberdies dauerte auch seine päbstliche Herrlichkeit nicht länger als 15 Tage, was bei der ganzen Sache ohne Zweifel das Beste war, denn der päbstliche Stuhl hätte durch ihn sicher wenig Ehre erworben. Er war, selbst nach dem Zeugniß römischgesinnter Schriftsteller, ein grundschlechter Mensch, den man schon vordem als Subdiakon und Priester abgesezt hatte. Wie ein solcher Wüstling zur Pabstwürde gekommen sein mag, ist nicht deutlich genug

genug bekannt geworden. Es wird versichert, er habe sich mit Gewalt und durch erschlichene Partheigängerei eingedrungen. Er bezahlte die Sünden seiner Jugend mit dem Tode am Podagra.

CXIII.

Stephanus VI.

(896.)

Eben so gewaltthätig als Bonifacius suchte nach dessen Tode, Stephanus, ein Römer, eines Priesters Sohn, sich auf den päbstlichen Stuhl einzudringen; er nahm hievon Besitz in der Mitte August 896.

Ein Brandmal in dem Karakter dieses Stephanus ist sein menschenschänderisches Betragen gegen den verstorbenen Formosus. Er ließ dem Todten den Prozeß machen. Formosus wurde ausgegraben, in die päbstlichen Kleider gesteckt, in diesem Aufzuge vor ein Concilium gebracht, und als Angeklagter zur Verantwortung auf den päbstlichen Stuhl gesezt. Weil der Todte nicht

reden

reden konnte, so bestellte man ihm einen Sachwalter. Man sollte nicht glauben, daß eine ganze Versammlung von Bischöfen und Priestern eine so erbärmlich abgeschmakte Farce habe spielen können.

Formosus wurde für sachfällig erklärt. Das Urtheil über ihn war: weil er durch schlimme Wege die päbstliche Würde gesucht, und aus Ehrgeiz sein voriges Bisthum verlassen habe, so sollten ihm nun die bischöflichen Kleider ausgezogen, drei Finger an der rechten Hand abgeschnitten, und der Körper in die Tiber geworfen werden. Dieses Urtheil wurde vollzogen. Zugleich erklärte Stephanus alle durch den Formosus geschehene Ordinationen für ungiltig.

Man hat mehrere Meinungen über die Ursache dieses unerhörten Verfahrens gegen einen Todten. Platina versichert: persönliche Rachsucht habe den Stephanus hiezu verleitet, weil Formosus sich dessen bösen Streichen stets widersezte. Andere glauben: Stephanus, der zur Parthei des Kaisers Lambert getreten war, habe dem Formosus seine Anhänglichkeit für den Arnulph auf diese bittere Art vergelten wollen. Aber welche Ursache es denn immer gewesen sein mag, so bleibt die That des Stephanus jeder-

jederzeit abscheulich, und man muß die Wege der Vorsehung verehren, die es geschehen ließ, daß bald darauf Stephanus vom päbstlichen Stuhl verstossen, ins Gefängniß geworfen, und darinn, nach Baronius Ausdruk, wie ein Dieb mit einem Strik erdrosselt wurde. Sein Tod fällt wahrscheinlich gegen Ende September 897.

CXIV.

Romanus.

(897.)

Von diesem Pabst, einem gebohrnen Galesianer, ist fast nichts zu sagen, als daß er gelebt hat, und dann gestorben ist. Die Sage, daß durch ihn die ganze Verhandlung des Stephanus gegen den Formosus vernichtet worden sei, läßt sich durch keine gründliche Beweise bestättigen. Er starb 3 Monate und 22 Tage nach seiner Erwählung.

CXV.

Theodorus II.

(898.)

Es ist sonderbar, daß die Sterblichkeit in dieser Periode so häuffig über den päbstlichen Stuhl ausbrach. Theodor, ein Römer, behauptete seine Würde nicht länger, als 20 Tage. Er hat für die kurze Zeit seiner Verwaltung Merkwürdiges genug gethan, da er den Körper des Formosus im Vatikan mit großer Feierlichkeit begraben ließ, und die vom Formosus ertheilten Ordinationen für rechtmäßig und giltig erklärte.

CXVI.

Johannes IX.

(898.)

Johannes, von Tibur gebürtig, der Sohn eines Benediktinermönchs, Namens Rampoald *), wurde, nicht ohne Widerspruch, zum Pabst gewählt. Ein gewisser Sergius warf sich zu seinem Nebenbuhler auf; Johannes gewann aber die stärkere Parthei auf seine Seite, und diese jagte den Sergius aus Rom.

Auf seine Veranstaltung wurden einige Concilien gehalten. In dem ersten derselben, welches zu Rom sich versammelte, wurde die gewaltthätig erzwungene Kaiserkrönung des Berengarius für nichtig erklärt, und Lambert für den rechtmäßigen Kaiser erkannt. Merkwürdiger ist dies: daß eben dieses Concilium die Akten jenes Konventikels, wo auf Stephanus Geheiß der todte Formosus mishandelt worden war, verbrennen

*) So liest man die Nachricht beim Flodoard. Pagi macht den Johannes selbst, und nicht dessen Vater zum Benediktinermönch.

nen ließ; man schloß hier sogar diejenigen von der Gemeinschaft der Gläubigen aus, welche den Formosus ausgegraben, und in die Tiber geworfen hatten. Mittels eines Kanons wurde auch die heilsame Gewohnheit erneuert: daß kein künftiger Pabst ohne kaiserliche Bestättigung, und ohne Beisein kaiserlicher Abgeordneten ordiniret werden solle.

Ein anderes Concilium hielt Johannes zu Ravenna, wobei sich der Kaiser Lambert befand. Es wurden hier mancherlei kirchliche Verordnungen theils gemacht, theils bestättigt. Lambert erhielt die persönliche Anerkennung seiner kaiserlichen Würde.

Von der Photianischen Sache wurde dem Johannes das lezte Ueberbleibsel zu Theil. Der Metropolit von Cäsarea, Stilianus, hatte in einem Briefe den Pabst ersucht, er möchte seine Bewilligung dazu geben, daß man im Orient mit denjenigen, welche Photius ordinirt hatte, doch einmal ohne Misfallen des römischen Stuhls Umgang haben dürfe. Aber Johannes schlug dieses Ansuchen in Gemäßheit der Verordnungen seiner Vorgänger rund ab, obschon er es sehr billigte, daß Stilianus über die Sache zu Rom ergebne Anfrage gethan hätte.

Die

Die orientalischen Bischöfe ließen es beim Reinsagen des Pabsts bewenden, und pflegten mit den Photianern Gemeinschaft.

Aus Deutschland kamen dem Johannes einige rathfragende Briefe zu; seine Antworten darauf sind aber nicht bekannt. — Den Bischof von Langres, Angrinus, dessen Wahl Stephanus V. verworfen hatte, sezte er als rechtmäßig erwählt in sein Bisthum ein. — Er starb gegen Anfang August im Jahr 900.

Zehntes Jahrhundert.

Ein eisernes, ein bleiernes, ein finsteres Jahrhundert ist, nach Baronius Ausdrükken, dasjenige, in welches wir jezt treten. Die Kirche Gottes befand sich in der traurigsten Verwahrlosung. Der

Stuhl

Stuhl Petri wurde von Ungeheuern usurpirt. Vornehme schlechte Weiber herrschten in Rom; von ihrer Willkühr hieng die Wahl der Nachfolger Petri ab. Die alten Kirchensatzungen trat man mit Füssen.

Wahr ist es, ohne daß wir der weitern Worte des Annalisten bedürfen, daß dieses Jahrhundert unter die betrübtesten Perioden der Kirchengeschichte gehört. So verwirrt war es bis jezt in Rom noch nicht zugegangen. Wenn es vordem Päbste gab, die von dem Geist des Stolzes und der Herrschbegierde geleitet die Wege der Apostel verließen, in weltliche Händel sich verwikkelten, und die Kirche Gottes zum Schauplatz eigensinniger Zänkereien machten, so sehen wir jezt, daß die Statthalter Christi den unedelsten Neigungen sich überlassen, in Ausschweifungen sich stürzen, und der niedrigsten Weichlichkeit sich preis geben. Mit den Wissenschaften sah es besonders kläglich aus.

Zwar gab es in dieser verderbten Zeit doch einige Päbste von unbescholtenen Sitten. Aber ihre Zahl war gering, und so verlohren sich ihre Bemühungen in dem mächtigern Schwalle der Unordnung.—

Wir

Wir werden nach diesen vorläuffigen Betrachtungen der Mühe überhoben sein, in der Folge unsern Lesern nähere Winke über dasjenige zu geben, was ihnen bei manchen Handlungen der Päbste dieser Zeit auffallend scheinen könnte. Wir werden wie bisher mit der aufrichtigsten Treue die Begebenheiten erzählen, und es jedem Leser überlassen, in deren Prüfung sein Nachdenken zu üben.

CXVII.

Benediktus IV.

(900.)

Der erste Pabst dieses Jahrhunderts ist Benediktus, ein Römer von einer ansehnlichen Familie. Er hielt bald nach seiner Erwählung ein Concilium zu Rom, worinn die vom Johannes IX. veranlaßte Wiedereinsetzung des Bischofs von Langres, Angrinus, bestättiget wurde.

Bei der Wahl eines neuen Kaisers nach Lamberts und Arnulphs Tode machte sich Benediktus viel zu thun. Berengarius gab sich große Mühe, die Kaiserwürde zu erhalten;

ten: er lieferte sogar dem von den italiänischen Fürsten als Kaiser erkannten Ludwig, des arelatensischen Königs Sohn, eine blutige Schlacht. Das Glük erklärte sich aber für den Ludwig, welcher sogleich nach Rom reiste, und vom Pabst sich mit gewöhnlicher Feierlichkeit zum Kaiser krönen ließ.

Benediktus behauptete seine Würde nicht länger als 3 Jahre und 2 Monate; er starb im Jahr 903 gegen Anfang Oktobers. — Wenn man von ihm keine besonders ruhmwürdige Handlungen erzählen kann, so weiß man doch auch nichts Uebels von ihm, und er macht also eine Ausnahme von denjenigen Päbsten, deren Schilderung wir oben vorausgeschikt haben.

CXVIII.

Leo V.

(903.)

Dieser Pabst kommt fast nicht in Betracht, indem er einige Wochen nach seiner Stuhlbesteigung von seinem Nachfolger Christophorus verdrängt, und ins Gefängniß geworfen

worfen wurde, wo er vor Schmerz und Gram in kurzer Zeit starb.

CXIX.

Christophorus.

(903.)

Dieser Usurpator, ein Römer, behielt seine Würde, die er so begierig und gewaltthätig an sich gerissen hatte, nicht länger als 7 Monate. Sein Nachfolger Sergius bezahlte die Schuld des Vorgängers an ihm; er ließ ihn in ein elendes Gefängniß stekken, und darinn auf eine mühselige Art umkommen.

CXX.

Sergius III.

(904.)

Selbst römisch gesinnte Schriftsteller zählen den Sergius, einen gebohrnen Römer,

mer, unter die grundschlechten Menschen. Sein Hauptverbrechen lassen sie in dem argen Umgange mit der berüchtigten Buhlerinn Theodora und ihrer Tochter Marozia bestehen; die Frucht des Umganges mit dieser leztern war ein Sohn, den wir in der Folge unter dem Namen Johannes XI. auf dem päbstlichen Stuhl finden werden. Es wär überflüßig und fast unanständig, alle die zweideutigen Streiche anzuführen, welche jene Theodora mit ihren eben so berühmten Töchtern mittelst ihres schönen Handwerks zu Rom, und besonders in Beziehung auf die Päbste verübte. Alle Gewalt in Rom lag in den Händen dieser Weiber, und der Vatikan war eine Art von Freudenhaus geworden, vermuthlich und am meisten aus der Ursache, weil man im Vatikan die Zeit mit keinen bessern Geschäften wegzubringen wußte.

Da Sergius in Absicht des weiblichen Geschlechts sehr tolerante Gesinnungen hegte, so war seine Entscheidung sehr natürlich, welche er auf die Anfrage des orientalischen Kaisers Leo gab. Leo hatte bereits drei Weiber gehabt; sie waren aber alle unfruchtbar. Er schritt daher zur vierten Ehe mit einer gewissen Zoe, die ihn schon vordem bei Lebenszeiten der ersten Gemahlinn mit

einem

einem Sohne beschenkt hatte. Der Patriarch zu Constantinopel, der weniger tolerant war, fand diese vierte Ehe äußerst anstößig und unerlaubt; denn die griechischen Kirchengesetze eifern überhaupt wider die dritte und vierte Ehe. Aber Sergius hatte nicht die mindeste Einwendung zu machen; er bestättigte nicht nur die geschlossene Ehe aufs feierlichste, sondern ließ auch dem Kaiser durch eine eigene Legation dazu Glük wünschen. Der Patriarch mußte seinen intoleranten Eigensinn mit der Verweisung ins Elend büßen.

Es ist nicht zu erwarten, daß Sergius viel Merkwürdiges hätte thun sollen. Er suchte durch die sieben Jahre, da er den päbstlichen Stuhl besaß, seines Lebens froh zu sein, und starb im August 911.

CXXI.

Anastasius III.

(911.)

Anastasius war von Rom gebürtig. Man weiß von ihm fast nichts zu sagen, als daß

daß er auf Verlangen des Berengarius die Kirche zu Pavia mit vielem Putzwerk versah, und dem dortigen Bischof erlaubte, auf einem weißen Pferde zu reuten, das Kruzifix vor sich hertragen zu lassen, und bei den Concilien dem Pabst zur linken Hand zu sitzen. Er starb im Oktober 913. Platina sagt von ihm: dieser Pabst ist wenigstens darinn zu loben, daß er keinen seiner Vorgänger mit Schande belegt hat; er führte einen unsträflichen Lebenswandel, und man kann überhaupt nicht sagen, daß er etwas Böses gethan hätte.

CXXII.

L a n d o.

(914.)

Es ist ungewiß, wie lange nach Anastasius Tode der römische Stuhl unbesezt blieb. Vielleicht konnten die Beherrscherinnen Roms nicht gleich den Mann finden, welchen sie zu ihren Absichten brauchten. Das Loos fiel auf den Lan o, einen gebohrnen Sabiner. Er suchte seine Erkenntlichkeit dadurch zu bezeugen, daß er einen sehr be-

günstig-

günstigten Liebhaber der Theodora, den Bischof von Bologna, Johannes, zum Erzbischof von Ravenna erhob. Seine Würde besaß er aber nicht länger als 6 Monate und einige Tage.

CXXIII.

Johannes X.

(914.)

Der nämliche Johannes, welchen Lando zum Erzbischof von Ravenna gemacht hatte, fand jezt in den Augen der Theodora Gnade genug, um Pabst werden zu können. Innige Zärtlichkeit war es, die den Johannes zur Pabstwürde bestimmte, denn Theodora konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Geliebten zweihundert italiänische Meilen von sich entfernt zu wissen.

Wenn man nach dem Sinn und dem Ausdruk unsrer Zeiten von diesem Johannes ein Bild geben wollte, so müßte man sagen, er sei ein vollkommener Weltmann gewesen. Nicht nur wußte er sich beim Frauenzimmer in hohe Gunst zu setzen; er verstand auch

den

den Degen zu führen, und als oberster Befehlshaber ein ansehnliches Kriegsheer zu kommandiren. Ihm dankt Italien die Befreiung von der Tirannei der Saracenen. Er belagerte diese Feinde des christlichen Namens drei Monate lang in ihrer Festung am Fluße Garigliano. Hungersnoth zwang sie, aus der Festung zu brechen. Sie verbrannten bevor alle ihre zusammengeraubten Kostbarkeiten. Mit ungewöhnlichem Muthe sezte sich Johannes gegen den Ausfall der Feinde. Es begann ein blutiges Treffen; die meisten Saracenen wurden niedergehauen, und ein großer Theil zu Gefangenen gemacht. Johannes zog als Sieger nach Rom. Alles Volk empfieng ihn mit lautem Jubel; Theodora sezte der allgemeinen Freude die Krone auf.

Es lag in dem Karakter des Johannes, daß er bei allen seinem Hange zur Weichlichkeit nicht ganz müßig bleiben konnte. Er berief bald nach dem über die Saracenen erfochtenen Siege ein Concilium nach Altheis in Baiern; den Bischof von Ortona, Petrus, schikte er als Legaten hin. — Durch seine Vermittlung geschah die Vereinigung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche. — Er legte eine Streitigkeit bei, welche wegen der Verwalsung

waltung des Bisthums Tongres entstanden war; er ließ auf einem diesfalls veranstalteten Concilium den Hilduin, welcher sich gewaltthätig in dieses Bisthum eingedrungen hatte, exkommuniziren. — Den Berengarius krönte er zum Kaiser.

Die Menschenkenner versichern, daß die größten Ausschweiflinge am Ende gar andächtig zu werden pflegen. Beim Johannes schien dies der Fall zu sein, Gewissensbisse, oder was es sein mochte, fiengen an ihn zu beunruhigen; er wollte sich mit dem Himmel aussöhnen. Um aber dieses bußfertige Geschäft nicht gar zu unbequem für sich zu machen, schikte er einen Legaten nach Spanien, der statt seiner beim Grabe des heil. Jakobus zu Compostella bethen sollte. Zugleich ließ er dem Bischof dieser Stadt den Auftrag machen, daß er immerfort des heiligen Vaters in seinem Gebet eingedenk sein möchte. Der Bischof bequemte sich willig zu dieser frommen Arbeit; dagegen bewilligte auch Johannes auf sein Ansuchen den Spaniern den Gebrauch ihres seit längerer Zeit beibehaltenen Missals, welches ohnehin nur in einigen zufälligen Kleinigkeiten von dem römischen unterschieden war.

Der

Der Tod des Johannes war traurig. Ein Weib hatte ihn zum Pabst gemacht; ein Weib ließ ihm das Messer an die Kehle setzen. Seine Freundinn Theodora lebte nicht mehr; ihre Tochter Marozia, welche unterdessen den Markgrafen von Toskanien geheurathet hatte, fand in der Länge das Vertrauen des Johannes in sie sehr geschwächt. Sie beredete ihren Mann, mit gewaffneter Hand durch Beihülfe einiger Strassenräuber in den päbstlichen Pallast einzudringen, und dem Johannes den Garaus zu machen. Er wurde in einem Kopfküssen erstikt. Sein Tod fällt in das Jahr 928, nach Pagis Meinung gegen Ende Junius.

Diejenigen sehen zuverläßig die Sache von einer schiefen Seite an, welche diesen Pabst geradehin in die Klasse der Bösen werfen; ihr Eifer wider den verdächtigen Umgang des Johannes mit nicht wohlberüchtigten Frauenzimmern hat sie gegen seine wahren Verdienste ungerecht gemacht. Die herzhafte Unternehmung wider die Saracenen giebt ihm einen wohlverdienten Platz unter den Errettern des Vaterlandes. Diese Unternehmung ist desto ruhmwürdiger, da sie in einer so weichlichen Zeit und von einem Manne geschah, der in den Fesseln der Liebe krank lag. Hätte dieser Johannes in

einer

einer andern Zeit, unter andern Umständen, und fern von seinen Weibern gelebt, Rom würde an ihm einen Mann gesehen haben, der vielleicht noch mehr als manche seiner Vorgänger ein Schrekken der Könige und ein standhafter Beförderer des päbstlichen Ansehens geworden wär; und eben darum stünde vielleicht sein Namen, der jezt bei Manchen so viel als ein Dieb und Schelm gilt *), mit rothen Buchstaben im Kalender.

CXXIV.

Leo VI.

(929.)

Leo, der unmittelbar nach Johannes Tode folgte, behielt seine Würde nicht länger als 6 Monate. Es wird von ihm gesagt: Er sei ein guter und von aller Tirannei weit entfernter Mann gewesen; er habe die durch Narrheit und Unbesonnenheit (stultitia & temeritate) der vorigen Päbste zügellos gewordene Römer in Ordnung zu brin-

*) Baronius sagt von ihm: Qui latro, fur & latro ingressus erat.

bringen gesucht; er sei bemüht gewesen, die an den äußersten Gränzen von Italien noch herumschwärmenden Saracenen auch von da völlig zu verjagen. Es ist unerwiesen, daß Leo im Kerker gestorben sei; wenigstens hat Baronius falsch citirt, wenn er sich bei dieser Nachricht auf den Flodoard berufft; denn Flodoard hat hievon keine Erwähnung gethan.

CXXV.

Stephanus VII.

(929.)

Von diesem Pabst, einem Römer, weiß man gar nichts Merkwürdiges. Um indessen doch etwas anzuführen, so bemerken wir, daß während seines Pabstseins der Herzog von Böhmen, Wratislaw, die christliche Religion annahm. Er starb im März 931. Platina rühmt ihn seiner Güte und Frömmigkeit wegen.

CXXVI.

CXXVI.

Johannes XI.

(931.)

Wir haben diesen Pabst, den Sohn Sergius III. und der Marozia, bereits oben angekündigt. Er kam natürlicherweise durch die Hinterthüre zu seiner Würde; denn Marozia, die als Gemahlinn des Wido Rom mitbeherrschte, ließ ihren Willen statt der Wahl gelten.

Aber es war die Zeit gekommen, wo der Herrschbegierde der Marozia das Ziel gesezt werden sollte. Einer ihrer Söhne aus einer vorigen Ehe, Alberich, wurde von ihr sowohl, als seinem neuen Stiefvater Hugo, König von Italien, übel behandelt. Da er von dem leztern einmal ins Gesicht war geschlagen worden, wiegelte er aus Rache die Römer auf, bemächtigte sich der Engelsburg, und brachte den Hugo so in die Enge, daß er die Flucht ergreifen mußte. Marozia gerieth in seine Hände, und er glaubte wohl zu thun, wenn er sie und ihren päbstlichen Sohn Johannes lebensläng-

lich

lich einsperren ließ. Johannes starb im Jahr 936.

Einige Schriftsteller sind mit diesem Pabst sehr unbarmherzig umgegangen. Sie nennen ihn einen jungen Schwachkopf, der gar nicht im Stande war, der römischen Kirche vorzustehen. Und sie haben darinn so Unrecht eben nicht, wenn sie behaupten, daß seine Jugend, verbunden mit den schönen Grundsätzen, die er aus der Lebensart und den Sitten seiner Mutter abgezogen haben konnte, ihn zu leichtsinnigen Ausschweifungen verleitete, worüber er die ernsthaften Angelegenheiten seines Amtes allerdings gering achten mußte.

CXXVII.

Leo VII.

(936.)

Leo, ein gebohrner Römer, erhielt nach Johannes Tode gegen Anfang Jenners im Jahre 936 die päbstliche Würde. Er war ein Mann von sehr unbescholtenen Sitten, und er gab sich Mühe, dieses sein Beispiel

spiel auch bei andern mit Nachdruk geltend zu machen. Er unternahm daher eine ernsthafte Reformation der Klerisei, besonders der Mönche, wobei er sich den Abt der noch nicht lange gestifteten Abtei von Cluni, Odo, zu Hülfe rief. Das St. Martinskloster zu Tours zog besonders seine Aufmerksamkeit auf sich; er verbot dem Abt desselben in einem nachdrüklichen Schreiben, daß er künftig nie mehr einer Weibsperson den Eintritt innerhalb die Klostermauern gestatten solle, indem dies bisher zu mancherlei Aergerniß Ursache gegeben habe.

Nebst diesen Geschäften konnte Leo den Odo auch zu einer andern wichtigen Unternehmung brauchen, nämlich zur Aussöhnung und Friedensstiftung zwischen Hugo, König von Italien, und Alberich, Beherrscher von Rom, welche auch durch die Klugheit und Ueberredungsgabe dieses frommen Mönchs glüklich zu Stande kam.

In Deutschland sah es, so wie überall in diesen Zeiten, mit der Kirchenzucht sehr übel aus; es waren mancherlei Misbräuche in Schwung gekommen. Gerhard, Bischof von Salzburg, schrieb hierüber an den Pabst, und reiste späterhin selbst nach Rom, um Rath einzuholen. Wir müßen hier bemerken,

ken, daß Leo bei dieser Gelegenheit das salzburgische Bisthum wieder nach Lorch, wo es ursprünglich gegründet worden war, übersezte. Leo schrieb auf Veranlassung des Gerhard an alle Könige und Fürsten Deutschlands einen Brief, welcher einen rühmlichen Beweis giebt von seinem Eifer für alles, was recht und gut ist, obschon auch einige Erklärungen und Bescheide darinn vorkommen, die nur durch den Geist jener Zeiten zu entschuldigen sind. Er untersagt: Z. B. den Gebrauch des Vaterunsers beim Essen, denn dieses Gebet gehöre blos allein zur Messe. Die Ehe der Priester verwirft er schlechterdings; und einem jeden Mann verbietet er, seine Pathe oder deren Tochter zu heurathen.

Sonst ist von diesem Pabst nichts Bemerkenswürdiges aufzufinden. Ein gewisser deutscher Schreiber sagt hiebei nach seiner Art: **Die übrigen löblichen Handlungen des Leo liegen in der Finsterniß dieses Jahrhunderts begraben.** Dies soll vermuthlich eine feine Dollmetschung desjenigen sein, was Baronius sagt: Es habe in diesem finstern Jahrhundert an Schriftstellern gefehlt, welche die Thaten der Päbste aufgezeichnet hätten. — Leo starb wahrscheinlich am 18. Julius 939. Mabillon glaubt, er sei vor

seiner

seiner Erwählung ein Benediktinermönch gewesen.

CXXVIII.

Stephanus VIII.

(939.)

Die Wahl des Stephanus, der nach Platina's Bericht von Geburt ein Deutscher gewesen sein soll, mißfiel dem Albrich, damaligen Herrn von Rom. Es entstand auf seinen Wink ein tumultuarischer Auflauf unter dem römischen Volk, wobei Stephanus so übel behandelt, und besonders sein Gesicht durch viele Wunden so verunstaltet wurde, daß er seine ganze päbstliche Verwaltung hindurch sich niemals öffentlich sehen zu lassen wagte.

Folgendes ists, was von ihm erzählet wird. Er bestättigte den Hugo, des Grafen Herberts Sohn, welcher durch einen Mönch, Artold, verdrängt worden war, als Erzbischof von Rheims.— Wider den fränkischen König Ludwig, Karls des Einfältigen Sohn, war durch die Großen des Reichs eine

eine Rebellion ausgebrochen; Stephanus schikte den Bischof Damasus als Legaten nach Frankreich, welcher den Widerspenstigen die Exkommunikation androhen mußte; man verglich sich friedlich, und nahm den Ludwig wieder als König an. — Bei neuentstandenen Mißhelligkeiten zwischen Hugo und Alberich rief er den Abt Odo neuerdings als Friedensstifter nach Rom. Odo mußte wegen einer zugestossenen Krankheit zurükreisen, ohne sein Geschäft vollenden zu können, er starb bald darauf.

Einem Monat nach dessen Tode starb auch Stephanus gegen Anfang Dezember 942.

CXXIX.

Marinus II.

(942.)

Marinus, ein gebohrner Römer, wird als ein sehr gütiger, friedfertiger und frommer Mann gerühmt. Die Mönche standen vorzüglich in seiner Gnade; er gab ihnen Privilegien, und ließ ihnen Klöster und Kirchen bauen; man glaubt, er sei selbst ein

Mönch gewesen. Merkwürdig ist sein Brief an den Bischof von Capua, Scio, der ebenfalls ganz zu Gunsten der Mönche geschrieben ist. Dieser Bischof mußte sich einen unwissenden, in den Kirchengesetzen ganz unerfahrnen Menschen nennen lassen, weil er die Einkünfte einer gewissen Kirche den Benediktinermönchen entzogen, und einem seiner Diakonen zum Nutzgenuß überlassen hatte. Marinus starb im Junius 946.

CXXX.

Agapetus II.

(946.)

Agapetus, ein gebohrner Römer, besaß den päbstlichen Stuhl 10 Jahre und 8 Monate. Wir wollen in der Anzeige seiner Handlungen, die so merkwürdig eben nicht sind, so wie bei den meisten Päbsten dieser Zeiten, kurz sein.

Der Mönch Odo konnte, wie wir oben (S. Stephanus VIII.) erzählt haben, die Streitigkeiten zwischen Hugo und Alberich nicht ausgleichen. Agapetus nahm jezt an der

Sache

Sache Theil. Es ist aber nicht bekannt, wie weit er es mit seiner Vermittlung gebracht haben mag. — Stephanus VIII. hatte den Mönch Artold vom Rheimsischen Erzbisthum ausgeschlossen, und den Grafen Hugo eingesezt; hierüber waren sehr lebhafte Streitigkeiten entstanden. Agapetus ließ zu deren Beilegung einen Sinod zu Rom versammeln; Hugo, den man wegen verschiedenen Verräthereien und Gewaltthätigkeiten gegen andere Bischöfe anklagte, verlor hier sein Bisthum, und Artold wurde in dasselbe eingesezt. — Den deutschen König Otto ersuchte Agapetus um Schuz wider den Berengarius, der nebst andern Feindseligkeiten besonders mit den Geistlichen übel umgieng, denn er forderte Tribut von ihnen. — Die Bischöfe von Salzburg und Lorch waren wegen dem Vorzug des Metropolitenrechts in Mißhelligkeiten gerathen. Agapetus machte den Schiedsrichter; er theilte ihnen die Provinz Pannonien in zwei Helften, gab jedem über einen Theil unabhängige Jurisdiktion, ließ beide sich Metropoliten nennen, und schikte beiden das Pallium. Das Bisthum Hamburg erhielt von ihm die Beståttigung aller vorhin ertheilten Privilegien. — Den Erzbischöfen von Cölln und Canterburi bewilligte er das Pallium.

Aus allem diesen bemerkt man, daß Agapetus ein guter Mann gewesen sein muß, denn er gab lieber als er nahm, und ein friedfertiger Mann, denn er ließ sichs angelegen sein, überall, wo er Zank spürte, die erbitterten Gemüther zu besänftigen. Er starb im Jahr 956, und hinterließ nach seinem Tode den Ruf der Heiligkeit.

CXXXI.

Johannes XII.

(956.)

Unter den übrigen schlechten Päbsten dieses und mehrerer anderer Jahrhunderte mag dieser Johannes ohnstreitig der Schlechteste sein. Er war ein Sohn Alberichs aus der Marozia gezeugt. Bei den ewigen Verwirrungen, denen Italien und besonders Rom damals ausgesezt war, fiel es ihm leicht, seiner Jugend ohngeachtet, sich auf den päbstlichen Stuhl einzudringen. Er änderte seinen Namen, denn vorhin hieß er Oktavianus; und von dieser Zeit an wurde es die allgemeine Gewohnheit der Päbste, bei ihrer Ordination den Namen zu ändern,

Berengarius und sein Sohn Adelbert hatten bis jezt noch nicht nachgelassen in Italien Unheil auszuüben; und immer gieng ihre Züchtigung zu nächst auf die Geistlichkeit los. Johannes wußte keinen andern Rath, als den deutschen König Otto nach Italien zu bitten, damit er diese Landgeiseln zur Ruhe brächte. Otto kam. Berengarius wagte es nicht, seinem ansehnlichen Kriegsheer Widerstand zu leisten, und so zog Otto bis nach Rom, wo er mit allgemeiner Freude empfangen wurde. Johannes krönte ihn zum Kaiser. Die Römer und der Pabst schwuren ihm den Eid der Treue und des Gehorsams mit dem Beisatze, daß sie nie und auf keine Weise je auf die Seite des Berengarius und Adelberts treten würden. Der deutsche Kaiser war nun wieder Herr von Italien.

Johannes wollte nicht lange säumen, zu zeigen, weß Geistes Kind er sei. Er fieng mit Verrätherei an. Otto war noch nicht lange aus Italien entfernt, so errichtete Johannes ein Freundschaftsbündniß mit Adelbert, und ließ ihn ohne Anstand nach Rom kommen. Als der Kaiser dies erfuhr, schikte er einige Gesandte an den Pabst, und an die Römer selbst, um zu erfahren, wie es mit dieser Verrätherei zugegangen sein möge.

Johan-

Johannes gieng in seiner Eidbrüchigkeit so weit, daß er den kaiserlichen Gesandten sogar ein wenig unanständig begegnete.

Die Römer sprachen aber aus einem andern Tone. Sie hatten hinlängliche Gelegenheit gefunden, ihren Pabst in allem seinem Thun und Lassen, in allen seinen Sitten und Arten zu beobachten. Unser Pabst, erzählten sie den Gesandten, pflegt seit langer Zeit den schändlichsten Umgang mit einer Dirne von Soldatenwittwe; sie heißt Rainera. Er hat ihr Städte, Kirchenkleinode und Kruzifixe geschenkt. Nebst ihr hält er noch eine andere Buhlerinn, die Stephania heißt. Fast keine Weibsperson ist vor ihm sicher; die Mädchen wagen es nicht, die Gräber der heil. Apostel zu besuchen. Der päbstliche Pallast ist ein Freudenhaus geworden, und weil der Pabst glaubt, der fromme Kaiser möchte sein Schandleben nicht dulden, so macht er nun mit dem Adelbert, der auch nicht viel besser ist als er, gemeine Sache.

Die Gesandten erzählten dem Kaiser, was sie gesehen und gehört hatten. Laßt ihn, sagte der gutmüthige Monarch, er ist noch ein junger Mensch; vielleicht bessern ihn gute Beispiele; auch will ich sehen, daß ich ihn durch ernsthafte Vorstellungen und

freundliches Zureden von seinem argen Leben abwende. Aber die Nachricht traf bald ein, daß der angezettelte Aufruhr völlig ausgebrochen sei. Der Kaiser glaubte also, Ernst brauchen zu müßen; er versammelte seine Armee, und zog gegen Rom. Bei seinem Anmarsch nahm Adelbert und Johannes die Flucht, nachdem sie vorher die Peterskirche rein ausgeraubt hatten. Otto hielt seinen Einzug in Rom, und nahm die Römer neuerdings in Eid und Pflicht.

Es waren wider den Johannes zu viele und starke Anklagen geschehen, daß der Kaiser dabei ganz gleichgiltig hätte bleiben können. Jedoch meinte er, weil der junge Pabst erst ohnlängst durch eigene Deputirte eine bessere Aufführung habe versprechen lassen, die Sache könnte mit Güte abgethan werden. Er bestellte ein Concilium aus sechszehn Kardinälen, den deutschen Bischöfen von Hamburg, Trier, Minden und Speier, und aus noch sehr vielen italiänischen Bischöfen, Prälaten und Priestern, welche gemeinschäftlich die eingegangenen Klagen untersuchen, und dann das Nöthige über den Johannes erkennen sollten.

Wer

Wer könnte doch nur so wenig gesunden Menschensinn haben, um nicht zu begreifen, daß unter diesen Umständen, da ein junger liederlicher Mensch den päbstlichen Stuhl durch Unbesonnenheit und Schande beflekte, ein Concilium äußerst nothwendig und das einzige Mittel war, der Kirche wieder Ruhe und Würde zu verschaffen! Wer mag an den Männern, welche dieses Concilium ausmachten, das Ansehen und die Gewalt vermissen, über einen ihrer Mitbischöfe und Mitpriester, der das große Vertrauen der Gläubigen, welches sie auf ihn als den Mittelpunkt der christlichen Lehre sezten, so unverantwortlich misbrauchte, zu erkennen und zu urtheilen! — Und nun höre man das schäumende Zetergeschrei des Baronius und seiner Partheigänger über diesen Aftersinod! Man höre die Lästerungen, mit welchen er die Väter dieses Conciliums belegt! Wahrlich, wenn je Baronius in einen albernen Eifer gerathen ist, so ist es hier. Zwar verzeiht man so etwas diesem Annalisten, dessen Sünde es einmal ist, blind zu sein gegen allen Menschenverstand, wenn er die päbstliche Independenz zu vertheidigen hat. Aber wie Pagi hier auf Baronius Wege gehen, und überhaupt in der ganzen Lebensbeschreibung dieses Johannes so leise auftreten, so

so vieles verschweigen, so manches vermänteln, und mit einem Worte, von den Nachrichten Luitprands, den er sonst so fleißig anführt, so wenig Gebrauch machen mag, das ist für den unpartheiischen Denker äusserst auffallend und bedeutungsvoll.

Man reime, wenn man es im Stande ist, solch widersinniges Geschreibe zusammen! Baronius und andere brechen in ein lautes Jammern aus über die traurigen Zeiten des zehnten Jahrhunderts; sie beweinen den betrübten Zustand der Kirche in dieser Periode, und sie sind endlich selbst so ehrlich einzugestehen, daß Ausschweifung und sträfliche Sorglosigkeit der Päbste die vorzüglichste Schuld war an den Zerrüttungen in dem Reiche Christi. Wer sollte nicht glauben, daß unter solchen Jeremiaden der Wunsch miteinbegriffen sein müßte: es möchten damals zwekmäßige Maasregeln ergriffen worden sein, diesen Uebeln abzuhelfen! Aber nein! Sobald solche Maasregeln ergriffen wurden; sobald die Kirche — die Gemeinschaft der Bischöfe als Repräsentanten aller Gläubigen — das ihr zugefügte Aergerniß abwenden, und denjenigen, den sie an ihre Spitze gestellet, als einen Unwürdigen und Meineidigen befand, entweder zur Ordnung zurükbringen, oder entfernen wollte, da erhebt

hebt sich ein allgemeiner Sturm aus den Federn jener Päbstlinge. Sie lassen ehe die ganze Christenheit zu Grunde gehen, als daß sie gestatten wollten: ein schlechter Pabst dürfe zur Rede gestellt und seines Amts entsezt werden.

Das Concilium kannte seine Rechte; es wußte, daß ihm das Richteramt über den pflichtvergeßnen Pabst zustunde. Johannes wurde vorgeruffen auf die gegen ihn geführte Klagen Rede zu geben. Aber Johannes blieb aus. Die Klagen gegen ihn wurden wiederholt. Er hat, hieß es, einen Bischof im Pferdstall ordinirt; er hat einen Knaben von zehen Jahren zum Bischof von Todi gemacht; dem Benediktus hat er die Augen ausstechen, und den Kardinaldiakonus Johannes beschneiden lassen; er hat öffentliche Jagden gehalten, und viele Häuser in Brand gestekt; mit verschiedenen Dirnen führt er das abscheulichste Leben, er hat auf die Gesundheit des Teufels getrunken u. s. w.

Der Kaiser erstaunte über diese Klagen; sie schienen ihm übertrieben. Da aber zu deren Bestättigung hinlängliche Zeugen auftraten, so befahl er, man solle noch einmal mittelst eines Briefes den Johannes zur Verantwortung fordern. Johannes antwor-

tete ganz kurz: daß er das ganze Concilium exkommunizire, und es hiedurch außer Stand setze, einen neuen Pabst zu wählen.

Die Bischöfe schrieben neuerdings: sie versicherten, daß sie es nie an der gebührenden Achtung gegen den Pabst würden fehlen lassen; nur solle er zur Rechenschaft sich einfinden, denn ungehört möchten sie ihn nicht verurtheilen. Anstatt zu erscheinen, gieng Johannes auf die Jagd. Man sprach also das Urtheil der Absetzung gegen ihn, welches der Kaiser mit dem Beisatz bestättigte: daß er sehr wünsche, einen Mann, der durch Tugend andern ein Beispiel sein könnte, auf den päbstlichen Stuhl erhoben zu sehen.

Die Absetzung des Johannes geschah gegen Anfang Dezember im Jahr 963.

CXXXII.

Leo VIII.

(963.)

An Johannes Stelle wurde einhellig Leo, ein Römer, Archivarius der römischen Kirche,

Kirche, zum Pabst gewählt. Diejenigen, welche das vorhin gehaltene Concilium einen Aftersinod nennen, machen auch den Leo zu einem After- oder Gegenpabst. Wir halten uns nicht dabei auf, das Lächerliche und Ungegründete dieser Verläumdung zu beleuchten. Leo wurde am 6. Dezember in Gegenwart des Kaisers ordinirt.

Johannes wartete indessen in der Stille auf Gelegenheit Rache wider den Leo und den Kaiser ausüben zu können. Der Kaiser, welcher in Rom die Ruhe hergestellt zu haben glaubte, ließ den größten Theil seiner Armee zurükmarschiren. Johannes zettelte nun unter den Römern einen Aufruhr an, versprach ihnen alle Reichthümer der Peterskirche, gewann eine ziemliche Anzahl derselben auf seine Seite, und zog an ihrer Spitze nach der Wohnung des Kaisers. Aber die in Rom noch vorhandenen kaiserlichen Soldaten rükten bei vernommenem Lärm den Aufrührern entgegen, griffen sie mit Wuth an, jagten sie in die Flucht, und hieben viele derselben nieder. Das Blutbad wäre gräßlicher geworden, wenn der Kaiser nicht Einhalt gemacht hätte. Er begnadigte die Römer mit dem Beding, daß sie neuerdings den Eid der Treue leisten, und ihm einige Geiseln ausliefern mußten. Doch gab er

auf

auf Fürbitte des Leo die Geiseln wieder zurük. Johannes hatte sich indessen durch die Flucht in Sicherheit zu setzen gesucht.

Kaum war der Kaiser von Rom weggezogen, so begann ein neuer Aufruhr in der Stadt. Einige vornehme Weiber, die wohl wußten, warum sie den Johannes in Schuz nahmen, warben eine ansehnliche Parthei zusammen, in der Absicht, den Leo aus dem Wege zu räumen, und den Johannes wieder als Pabst einzusetzen. An einem bestimmten Tage wurde Johannes wie im Triumph in den lateranischen Pallast geführt; Leo hatte sich unterdessen zum Kaiser nach Camerino geflüchtet. Johannes nahm von seiner Würde vollkommenen Besitz, ließ einige Anhänger von Leo's Parthei grausam mishandeln, schob in aller Eile ein Conciliabolum zusammen, warf hier alle jene Schlüße nieder, welche auf dem römischen Concilium wider ihn waren abgefaßt worden, sezte den Leo ab, erklärte alle vom Leo geschehenen Ordinationen für ungiltig, und drohte allen mit der Exkommunikation, die ferner dem Leo anhängen, oder ihn für den Pabst anerkennen würden.

Diese neue Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Wenn gewissen Schriftstellern, die

die keinen Sinn für Lächerlichkeit und Unsinn haben, zu glauben ist, so hatte Johannes an dem Teufel einen argen Feind; denn es ereignete sich in kurzer Zeit, daß Johannes zur Nachtzeit in dem Bette einer artigen Frau durch einen harten Schlag vom Teufel umgebracht wurde. Luitprand erzählt diese Geschichte sehr ernsthaft; aber Baronius und andere Schriftsteller bezichtigen diesen Schriftsteller der Partheilichkeit. Das scheint aber wohl fast nicht nöthig. Die Partheilichkeit möchte allenfalls in der Allegorie liegen: denn hätte Luitprand gesagt: Johannes sei von dem Manne jener Frau durch einen nachdrüklichen Schlag getödtet worden, so hätte seine Erzählung alle die Wahrscheinlichkeit, die ein denkender Mann nach Johannes Karakter und nach der Lage der vorhandenen Umstände fordern kann. Dieser fatale Todesfall ereignete sich am 14. Mai 964.

Leo kam demohngeachtet noch nicht in seine Stelle zurük. Die Römer beharrten in ihrem Aufruhr, und machten einen gewissen Benediktus, den Fünften dieses Namens, zum Pabste. Pagi und andere räumen diesem Benediktus einen besondern Platz unter den Päbsten ein; sie halten ihn für eben so rechtmäßig eingesezt, als den Leo

für

für unrechtmäßig. Es sei uns erlaubt, gerade das Gegentheil zu behaupten. Leo war von einem Concilium und mit kaiserlicher Bestättigung gewählt. Benediktus wurde, da Leo noch lebte, von einer rebellischen Parthei Römer auf den päbstlichen Stuhl hereingestossen. Dieser Umstand dünkt uns hinlänglich zu sein, den Benediktus nur im Vorbeigehen in die Reihe der Zwischenpäbste zu stellen, um so mehr, da seine Würde gar bald ein Ende hatte, wie wir gleich hören werden.

Als der Kaiser das Beginnen der Römer in Absicht des Benediktus erfahren hatte, zog er mit seiner Armee unmittelbar nach Rom. Er bemächtigte sich der Stadt; und sein erstes Geschäft war, ein Concilium zu veranstalten, wo Benediktus über sein Betragen zur Rede gestellet werden sollte. Hier gestand Benediktus sogleich sein Vergehen mit den Worten: Ich habe gesündiget, erbarmet euch meiner! der Kaiser vergab ihm. Leo aber ließ einen nicht ganz edlen Eifer über sich Meister werden; er zerbrach den Hirtenstab, welchen Benediktus ihm überreicht hatte, und zeigte die Stükke dem Volk vor; dann entsezte er ihn, nicht nur der päbstlichen, sondern auch der Priesterwürde, und befahl ihm, lebenslänglich das Land zu

mei=

meiden. — So gewiß ist es, daß gereizte Priestereifersucht in Ausübung der Rache gegen einen gedemüthigten Feind fast unersättlich, und so selten edel zu sein pflegt.

Leo blieb nicht lange in seiner neuerhaltenen Würde; er starb im März 965. Im nämlichen Jahr starb auch Benediktus, und wurde zu Hamburg begraben. Aus dem Vorhingesagten läßt sichs erklären, warum gewisse Schriftsteller den Benediktus aufs äußerste loben, und den Leo mishandeln. Nicht persönliche Tugenden haben dieses Lob erworben, sondern vielmehr dies: daß Benediktus wider den kaiserlichen Willen Pabst wurde und sein wollte.

CXXXIII.

Johannes XIII.

(965.)

Nach Leo's Tode wendeten sich die Römer an den Kaiser, und ersuchten ihn, nach seinem Willen einen Pabst zu ernen en. Der Kaiser stellte ihnen aber die Wahl frei. Ihr Augenmerk fiel auf den verwiesenen

Bene-

Benediktus; da aber dieser mittlerweile gestorben war, so wurde Johannes, ein Römer, eines Bischofs Sohn gleichen Namens, zum Pabst erwählt, und vom Kaiser bestätigt. Seine Ordination geschah am 1. Oktober 965.

Der neue Pabst ließ die Römer sehr bald seine Lust zum Herrschen fühlen. Er war dem Kaiser sehr ergeben, und deswegen machte er ihnen, besonders dem Adel, harte Vorwürfe über ihre so oft bewiesene Treulosigkeit gegen ihren rechtmäßigen Herrn. Dies gab Anlaß zu einer Verschwörung, wobei Johannes aus Rom verjagt wurde. Er nahm seine Zuflucht beim Fürsten von Capua, Pandulphus, und wartete hier so lange, bis der Kaiser Zeit gewänne, nach Italien zu kommen.

Den Römern war nicht wohl zu Muthe, als sie von des Kaisers Ankunft hörten. Sie ersuchten den Johannes, zurük zu kommen. Er reiste hin, um vorläuffig einiges Schrekken unter seinen Feinden zu verbreiten. Bevor aber erklärte er, um seine Dankbarkeit für die erhaltene gute Aufnahme zu bezeugen, Capua zu einer Hauptstadt, und ordinirte den Bruder des Fürsten zum Erzbischof derselben.

Otto

Otto kam nach Rom. Schon unterwegs hatte er an dem Bischof von Plazenz, und einigen Vornehmen, die als Aufhetzer wider den Kaiser bekannt waren, Beweise seiner Strenge gegeben. In Rom brach sein ganzer Zorn aus. Viele der Aufwiegler wurden des Landes verwiesen, viele aufgehängt, die meisten ins Gefängniß gestekt. Einen der Hauptrebellen ließ Otto nakt auf einen Esel setzen, durch die Straßen von Rom führen, ihn den ganzen Zug hindurch jämmerlich peitschen, und dann aus dem Lande jagen. — Man muß nicht glauben, daß diese Exekution blos des Johannes wegen geschah. Wir haben schon mehrmals gehört, daß die Römer sich nicht zum Ziel legen wollten, und immerfort neue Unruhen anzettelten. Dies war es auch, was den Kaiser bewegen mußte, von seiner so oft bewiesenen Güte abzustehen, und durch deutschen Ernst den Römern zu künftigen Ausschweifungen ihren Rebellenmuth zu benehmen.

Auf Verlangen des Kaisers veranstaltete Johannes am Anfang des Jahrs 967 ein Concilium zu Ravenna; dies war ein sehr angenehmes Concilium für den römischen Stuhl, denn Otto schenkte ihm die Stadt Ravenna und einige andere Plätze, die Be-

rengarius seit längerer Zeit besessen hatte. Der Erzbischof von Salzburg, Harald, wurde hier abgesezt. — Bald hierauf kam ein zweites Concilium zu Ravenna zusammen. Die Stadt Magdeburg erhielt hier den Rang eines Erzbisthums, nebst dem Primat von Deutschland. Ferner wurde festgesezt, daß zu Zeitz, Merseburg, Meissen, Brandenburg und Potsdam Bisthümer errichtet, und alle dem Erzbischof von Magdeburg untergeordnet werden sollten.

Johannes hat große Verdienste um die Ausbreitung der christlichen Religion. Nach Pohlen, wo das Licht des Glaubens schon einigermaßen aufgegangen war, schikte er einige Bischöfe, daß sie den neuen Proseliten den nöthigen Religionsunterricht mittheilten. — Das Bisthum zu Prag ist durch ihn gestiftet worden; er schrieb hierüber an den Herzog Boleslauo: „ Wir bewilligen es, daß die Kirche des heil. Vitus und Wenzeslaus ein bischöflicher Siz werde, desgleichen, daß bei der Kirche des heil. Georg ein Kloster für Benediktinernonnen errichtet werde. Aber darauf soll gesehen werden, daß derjenige, welcher zum Bischof gemacht wird, die lateinische Sprache verstehe. „ Der erste Bischof zu Prag war Dithmar.

Im

Im Jahr 968, andere sagen 971, kam der Kaiser nach Rom, in der Absicht, seinen Sohn Otto II. mit der Tochter des orientalischen Kaisers, Theophania, trauen, und zum Nachfolger im Kaiserthum krönen zu lassen. Johannes verrichtete beide Handlungen mit großer Feierlichkeit am Weihnachtsfeste.

Auf einem zu Rom im Jahr 969 gehaltenen Concilium erhob Johannes das Bisthum Benevent zum Erzbisthum, und unterwarf demselben die Bisthümer Agatha, Abellina, Arriano, Aseoli, Bibino, Volturara, Larino, Thelese, Alife und Stipento. — Dem Abt von Metz erlaubte er den Gebrauch der bischöflichen Kleider. — Das Taufen der Glokken scheint von ihm zuerst eingeführt zu sein; er verrichtete diese Ceremonien an der großen Glokke der lateranischen Kirche, und gab ihr den Namen Johannes der Täufer. Dieser Taufgebrauch wird auf eine sehr spizfindige Art erklärt. Die getaufte Glokke soll nämlich die Stimme des Heiligen, dessen Namen sie führt, vertreten, und wenn die Glokke geläutet wird, soll das Volk sich einbilden, als wenn der Heilige selbst zur Kirche riefe.

Johan-

Johannes starb am fünften oder sechsten September 972, und wurde zu Rom in der Pauluskirche begraben.

CXXXIV.

Benediktus VI.

(972.)

Von diesem Pabste, einem gebohrnen Römer, läßt sich wenig Merkwürdiges erzählen. Es ist alles, was man von ihm weiß, daß er dem Erzbischof von Salzburg den Rang eines päbstlichen Stellvertreters *) in den Provinzen Noricum und Pannonien einräumte, wodurch jenes Vorrecht, welches Agapetus II. dem Erzbischof von Lorch ehedem zuerkannt hatte, verlohren gieng.

Der Tod des Benediktus war traurig. Es gab in Rom noch sehr viele Misvergnügte, welche die Züchtigung, die Otto vor einiger Zeit den Römern hatte angedeihen lassen, nicht vergessen konnten. Ein gewisser Cincius zettelte einen neuen Aufruhr an; und

*) Vices apostolicas concedit, sagt Pagi.

und weil man wußte, daß der Pabst dem Kaiser ergeben sei, und er daher den Aufrührern sich widersetzen würde, so überfiel man ihn im lateranischen Pallast, bemächtigte sich seiner, warf ihn ins Gefängniß, wo er nach einiger Zeit mit einem Strik erdrosselt wurde. Der Tag seines Todes ist unbekannt.

CXXXV.

Donus II.

(974.)

Donus war ein Römer von Geburt. Er behielt seine Würde kaum ein Jahr; man weiß den Tag seines Todes nicht. Platina sagt: er sei ein gar sanfter und friedlicher Mann gewesen, habe sich in keine Händel gemischt, und sei daher auch von Niemand übel behandelt worden. Man begrub ihn in der Peterskirche.

CXXXVI.

Benediktus VII.

(975.)

Vor dem Benediktus suchte sich ein Mitverschworner des Cincius, der Kardinal Bonifacius Franco unter dem Namen Bonifacius VII. auf den päbstlichen Stuhl einzuschieben. Dieser Franco wird einstimmig als einer der nichtswürdigsten Buben beschrieben; man zählt ihn auch gar nicht unter die Päbste, um so weniger, da er gleich nach seinem Eindringen aus Rom verjagt wurde. Er floh nach Constantinopel, nachdem er bevor die besten Schätze der Peterskirche gestohlen hatte.

Die rechtmäßige Wahl fiel nun auf den Benediktus, einen Römer und Bischof zu Sutri. Nach des Kaisers Otto II. Willen sollte der Abt von Cluni, Majolus, Pabst werden. Dieser fromme Mann bedankte sich aber für eine solche Würde, und blieb in seinem Kloster.

Dem Erzbischof von Lorch war die von Benediktus VI. dem Erzbischof von Salz-

burg

burg ertheilte Begünstigung sehr misfällig. Er schrieb hierüber an den Pabst, bat sich seine vorigen Rechte aus, und, um seiner Bitte gewiß zu sein, versicherte er, daß durch seine Predigermühe die Ungarn bereits dem christlichen Glauben sehr nahe gebracht worden wären. Benediktus bestättigte seine vorige Rechte.

Die vom Bonifacius Franco verübten Schandthaten bewogen den Benediktus, ihn zu exkommuniziren. Dies geschah auf einem im Lateran versammelten Concilium. — Einige Jahre nachher hielt Benediktus ein anderes Concilium zu Rom, wo einige Kanones wider die durch Simonie erhaltenen Ordinationen festgesezt wurden. — Der Erzbischof von Magdeburg erhielt von ihm das Pallium.

Benediktus starb am 10. Julius 984.

CXXXVII.

CXXXVII.

Johannes XIV.

(984.)

Johannes, der vorhin Petrus hieß, war Bischof zu Pavia, und hatte ehedem beim Kaiser Otto II. das Amt eines Erzkanzlers bekleidet. Er blieb nicht länger als 8 Monate im Besiz seiner Würde; denn als Franco die Nachricht von Otto's Tode erhalten hatte, eilte er von Constantinopel nach Rom, fand da seine Parthei noch ziemlich mächtig, und so wurde es ihm nicht schwer, den Johannes in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihn in die Engelsburg stekken, und dort entweder vor Hunger oder durch Gift sterben.

Franco war nun das zweitemal als Usurpator auf den päbstlichen Stuhl eingedrungen; aber seine Würde dauerte nicht lange, denn er starb bald darauf eines plözlichen Todes. Die Römer übten für die mancherlei von ihm erlittenen Bedrükkungen und Tiranneien dadurch Rache aus, daß sie den todten Körper äußerst mishandelten, und

durch

durch die Pfützen der Stadt ihn herum-schleppten.

Nach seinem Tode folgte noch ein anderer Johannes, der Sohn Roberts, wie man ihn gewöhnlich nennt; der aber vor seiner Ordination noch starb, und daher gar nicht unter die eigentlichen Päbste gezählet wird.

CXXXVIII.

Johannes XV.

(985.)

Der Sohn eines Priester, Namens Leo, ein Römer, erhielt jezt unter dem Namen Johannes XV. die päbstliche Würde. In Rom gieng es immer noch unruhig zu. Die Päbste waren mit ihrer Macht so weit herab gekommen, daß sie die Angriffe und Gewaltthätigkeiten erbitterter Faktionen ertragen, und oft deren Opfer werden mußten. So widerfuhr es dem Johannes, der, nicht lange nach seiner Wahl, genöthiget wurde, aus Rom zu gehen, weil ein gewisser Crescentius der Engelsburg sich bemäch-

tigt hatte, und sehr deutlich zu verstehen gab, daß er über Rom zu herrschen gesonnen sei.

Johannes wendete sich an den Kaiser Otto um Schuz. Der Kaiser versprach ihm, sobald seine Geschäfte es erlauben würden, mit einer hinlänglichen Armee nach Rom zu kommen. Johannes gab von dieser kaiserlichen Zusage dem Crescentius Nachricht, und dieser fand so viel Ernst darinn, daß er für rathsam hielt, den Pabst wieder nach Rom einzuladen. Johannes kehrte zurük, und wurde fernerhin mit aller Achtung behandelt.

Es hatte sich in dieser Zeit zugetragen, daß der Bischof von Prag, Adalbert, schon seit fünf Jahren von seinem Bisthum abwesend, und in ein römisches Kloster gegangen war. Verschiedene Leute glaubten, den Adalbert darüber tadeln zu müssen, daß er seine geistliche Heerde verlassen, und den Mönchsrok angezogen hatte. Die Böhmen waren besonders misvergnügt, und baten den Pabst, daß er ihnen den Bischof wieder zurükschikken möchte. Johannes that dies, aber Adalbert war nicht lange zu Prag; denn er fand die Einwohner dieser Stadt so ausgelassen wie sonst, und zog deswegen

in

in sein römisches Kloster zurük. Im folgenden Jahre mußte er aber neuerdings nach Prag gehen.

Johannes ist der erste Pabst, von welchem man mit Zuverläßigkeit weiß, daß er eine feierliche Heiligsprechung verrichtet habe. Diese Ehre widerfuhr einem Deutschen, dem Bischof von Augsburg, Ulrich. Sein Nachfolger Liutulph bewirkte dies, denn bei einem zu Rom versammelten Concilium las er ein ganzes Buch ab, worinn das Leben und mancherlei ganz wunderbare Begebenheiten des Ulrichs erzählt wurden. Der Pabst und das Concilium fand dies alles so wahr und wohlgegründet, daß die Kanonisation ohne allen Widerspruch vollzogen wurde. — Es ist Schade, daß die gleichzeitigen Schriftsteller, welche von dieser Heiligsprechung Nachricht geben, nicht zugleich die Summe der Kosten bemerkt haben, welche man bei dieser Feierlichkeit zu Rom erforderlich fand, dies gäbe einen guten Maasstab, um in der Folge manche Finanzspekulation des römischen Hofes nach Gebühr zu beurtheilen und zu bewundern.

Mit den französischen Bischöfen gerieth Johannes im Jahr 990 auf folgende Art in Streit. Arnulph, oder Arnold, Erzbischof

schof zu Rheims, war der Verrätherei gegen seinen König schuldig befunden, seines Bisthums entsezt, und Gerbert an seine Stelle erwählet worden. Alle diese Verhandlungen geschahen in einem eigends hiezu bestellten zahlreichen Concilium. Der Pabst hatte schon vordem zu erkennen gegeben, daß er den Arnulph in Schuz nehmen wolle. Diese Gesinnungen bewogen einige beim Concilium anwesende Aebte, die Erklärung zu geben: daß die Absetzung und das ganze Verfahren des Conciliums wider den Arnulph ungesezmäßig und ungiltig seie, ehebevor nicht die Sache vom Pabst untersucht, und der Beklagte von ihm zur Rede gestellt worden wär.

Diese Erklärung goß Oel ins Feuer. Alle Bischöfe bezeugten ihren Unwillen. Aber Arnulph, Bischof von Orleans, nahm das Wort, und hielt eine Rede, die es allerdings verdient, daß Fleuri einen Theil derselben aufbehalten hat. Wir wollen einige Stellen anführen, die uns sowohl den Mann, der sie sagte, ehrwürdig machen, als ein Bild des Pabstes und der damaligen Kirchenverfassung geben können.

„Es ist gewiß, sagt er, daß die römische Kirche wegen dem Andenken des h. Petrus

trus Hochachtung verdient, wir beweisen diese gern. — Aber wie sieht es in unsern Zeiten aus! Ehedem gab es Gregore, Leone, und andere große Päbste, die durch Weisheit und Wissenschaft die Kirche zu regieren verstanden. Betrachten wir die Ungeheuer, die in diesen Tagen den römischen Stuhl besessen haben! (Arnulph bestättigt dies durch Herzählung der auffallendsten hieher gehörigen Thatsachen — dann fährt er fort) wo ist ein Gesetz, daß so viele, auf dem Erdboden zerstreute, durch Wissenschaft und Tugend ehrwürdige Bischöfe Diener und Sklaven solcher nichtswürdiger Menschen sein sollen, die allgemein ihres Lasterlebens und ihrer Unwissenheit wegen bekannt sind! — Wenn von jedem Bischof strenge Sitten, Eingezogenheit und Wissenschaft begehret wird, welche Forderungen muß man nicht an denjenigen thun, der den Rang des Lehres aller Bischöfe behaupten will? Warum sezt man Leute auf den ersten Stuhl in der Kirche, die des lezten im Priesterthum nicht werth sind? Was soll man von einem Menschen denken, der auf einen erhabenen Thron sich sezt, und im Glanz des Purpurs und Goldes sich zeigt? Wenn ein solcher, hätte er auch Wissenschaft, keine Tugend besizt, so ist er, der ein Gott sein will, der Antichrist im Hause Gottes. Fehlt ihm

aber

aber Wissenschaft und Tugend, so ist er ein blosses Götzenbild, das eben so wenig einen klugen Rath zu geben vermag, als ein Kieselstein Wasser. — Es wäre dienlicher, das Urtheil derjenigen, die hier versammelt sind, zu hören, als in Rom zu fragen, wo alles um Geld feil ist, und die Aussprüche des Richters nach der Schwere des Goldes bestimmt werden. Die Römer mögen es versuchen, und uns einen Pabst geben, dessen Urtheile unwidersprechlich wären. Aber das ist unmöglich, und die afrikanischen Bischöfe haben schon vorlängst mit Grund behauptet: wie könnte Gott einem Einzelnen alle Einsicht geben, da er sie vielen in einem Concilium versammelten Bischöfen nicht giebt? Und woher will man das heut zu Tage nehmen, da Niemand in Rom etwas lernen will? „ u. s. w.

Als Johannes Nachricht erhielt, daß das Concilium, ohne bei ihm angefragt zu haben, den Erzbischof von Rheims abgesezt hätte, erklärte er alles Geschehene für ungiltig, und untersagte allen Bischöfen, die beim Concilium gegenwärtig waren, die Ausspendung der Sakramenten und alle geistliche Verrichtungen. Die Bischöfe achteten dieses Verbot eben nicht viel, aber es entstand hieraus ein weitläuffiger Briefwechsel zwi-

schen

schen ihnen und den Pabst. Der Erfolg davon war, daß ein neues Concilium unter dem Vorsitz päbstlicher Legaten gehalten, und da die streitige Sache noch einmal in Beurtheilung gezogen werden sollte. Dieses Concilium versammelte sich zu Mouson in Frankreich. Es kam hiebei dahin, daß Gerbert, der bevor eine nachdrükliche Rede zu seiner Vertheidigung gehalten hatte, auf das Zureden mehrerer Bischöfe sein Amt ablegte, und Arnulph in sein Bisthum wieder eingesezt wurde.

Johannes überlebte diese ihm angenehme Begebenheit nicht lange. Er starb im Jahr 996. Der Monat und Tag seines Todes ist unbekannt. Ohngeachtet desjenigen, was wir oben den Bischof von Orleans, Arnulph, über das Pabstwesen seiner Zeit haben sagen gehört, wird doch versichert, daß Johannes nicht ohne vorzügliche Verdienste gewesen sei. Er hat sogar einige Bücher geschrieben, wovon aber auf unsere Zeiten nichts gekommen ist. Nebst andern Talenten besaß er auch große Fertigkeit in den Kriegsübungen, und man behauptet, er sei ein vollkommener Soldat gewesen. Es giebt Leute, die ihm dieses Talent fast zum Ueblen angerechnet haben, indem es sich für einen sanftmüthigen Hirten nicht gezieme,

das

das Schwerdt zu führen. Andere hingegen sagen, dies sei sehr gut und löblich, und es stehe einem Manne, der in geistlichen Dingen ohnehin der oberste Herr ist, gar wohl an, wenn er im erforderlichen Falle auch als ein weltlicher Fürst sich zeigen, und dem Feind nicht blos mit geistlichen, sondern auch mit eisernen Waffen die Stirn bieten könne. — So fein und gegründet diese Bemerkung ist, so lehrt uns doch die ganze Geschichte der Päbste, daß man sich zu Rom bei den geistlichen Waffen immer besser befand, und ungleich größere Dinge damit bewirkte, als man es mit eisernen je im Stande gewesen wär.

CXXXIX.

Gregorius V.

(996.)

Die Wahl dieses Pabstes war das Werk des Kaisers Otto III. Die Römer hatten sich nach Johannes Tode an ihn gewendet, daß er ihnen den Mann bestimme, der zur päbstlichen Würde tauge. Otto schikte einen seiner Lieblinge, den Hofkaplan Bruno, einen vier und zwanzigjährigen Men-

Menschen, der nebst körperlichen Vorzügen auch Wissenschaft besaß, nach Rom, daß er zum Pabst angenommen werde. Die Römer ließen sich des Kaisers Willen gefallen, und Bruno wurde vom Erzbischof von Mainz, Willigisus, unter lauten Freudenbezeugungen des römischen Volks zum Pabst ordiniret. Er änderte seinen Namen Bruno in Gregor.

Seine erste Handlung war der Beweis eines dankbaren Herzens. Otto, der damals nur noch König von Deutschland hieß, gieng nach Rom, um da seinen päbstlichen Clienten zu besuchen. Gregor ließ es aber nicht blos beim Besuch bewenden, sondern er krönte seinen Gönner mit großem Gepränge zum deutschen Kaiser. Diese Ceremonie geschah im Jahr 996 am 31. Mai an einem Sonntage.

Die genaue Freundschaft zwischen dem Kaiser und den Pabst machte gewisse Leute in Rom aufmerksam, besonders diejenigen, denen daran gelegen war, daß sie in der Regierung etwas zu sagen hätten. Crescentius, von dem schon einigemal die Rede war, lebte noch. Er suchte sich neuerdings eine ansehnliche Parthei zu verschaffen, und es gelang ihm, den Mann, auf dessen Macht er

so

so eifersüchtig war, aus Rom zu entfernen; Gregor mußte fliehen, wenn er sich nicht den ärgsten Mishandlungen seiner Feinde aussetzen wollte.

Mittlerweile machte Crescentius einen neuen Pabst aus dem Bischof von Placenz, und gab ihm den Namen Johannes. Gregorius aber, der Pavia zu seinem Zufluchtsorte gewählt hatte, berief verschiedene italiänische Bischöfe zu einem Concilium, und exkommunizirte da den eingedrungenen Afterpabst mit seiner ganzen Parthei. Indessen würden diese geistlichen Waffen diesmal wenig gewirkt haben, wenn nicht der Kaiser, sobald er von dem Aufruhr in Rom Nachricht erhalten hatte, mit einem ansehnlichen Kriegsheer nach Italien gekommen wär, und hiedurch jenen Waffen den eigentlichen Nachdruk gegeben hätte.

Rom wurde eingenommen. Crescentius warf sich in die Engelsburg; der neue Pabst aber fiel den Siegern in die Hände. Er mußte seine Pabstwürde sehr theuer büssen; es wurden ihm, man weiß nicht genau auf wessen Veranlassung, die Augen ausgestochen, die Nase abgeschnitten und die Zunge ausgerissen; einige setzen hinzu: Es seie mit dieser Züchtigung noch nicht genug gewesen,

wesen, sondern der Kaiser habe befohlen, in seinem jämmerlichen Zustande ihn noch rükwärts auf einen Esel zu setzen, ihm einen Fuchsschwanz in die Hand zu geben, und ihn so durch die Straßen von Rom zu führen. — Solche Züchtigungen sind ein trauriger Beweis von den noch sehr rauhen Sitten jener Zeit.

Crescentius wehrte sich in seiner Feste so gut er konnte. Aber ein allgemeiner Sturm machte ihn endlich zum Gefangenen des Kaisers. Man ließ ihm den Kopf abschlagen, und sein Rumpf wurde vor einem Stadtthor am Galgen aufgehängt; Zwölfen der gefährlichsten Mitverschwornen widerfuhr das Nämliche. Gregor hatte jezt keine Lust mehr, für den Crescentius um Gnade zu bitten; er that dies vordem gleich bei seiner Stuhlbesteigung, wo der Kaiser schon fest entschlossen war, diesem Aufwiegler eine ähnliche Züchtigung angedeihen zu lassen. Gregor hatte begreifen gelernt, daß ein heimlicher und unablässig nach Herrschaft dürstender Feind keiner Dankbarkeit gegen seinen Nebenbuhler fähig seie.

Im nämlichen Jahr, da Gregor seine Würde zurük erhalten hatte, berief er ein Concilium nach Rom. Der Hauptgegenstand dessel-

desselben war die Entscheidung über den Fall: daß der König von Frankreich, Robert, eine Wittwe, bei deren Kindern er Pathe gewesen war, geheurathet hatte. Die ganze Heurath wurde für blutschänderisch erklärt, und so fort ungiltig gemacht. — Ferner wurde über den Erzbischof von Magdeburg, Gisiler, erkannt, welcher das Bisthum zu Merseburg gegen dieses verlassen hatte. Wenn dieser Tausch, beschloß man, nicht aus Geiz oder Hochmuth geschehen ist, so mag er gelten; im andern Fall sollte Gisiler beider Bisthümer verlustig werden.

Gregor nahm auch an der Streitsache über das rheimsische Erzbisthum Theil. Er bestättigte die Wiedereinsetzung des Arnulphs, den er auch aus dem Gefängniß, worinn er auf Befehl des Königs durch 3 Jahre für seine Verrätherei hatte leiden müßen, befreite; den Gerbert machte er zum Erzbischof von Ravenna. Er starb im Jahr 999 am 18. Februar.

CXL.

CXL.

Silvester II.

(999.)

Gerbert, von dem schon einigemal die Rede war, und der, wie wir eben erzählt haben, vom Gregor V. zum Erzbischof von Ravenna erhoben wurde, bestieg jezt unter dem Namen Silvester den päbstlichen Stuhl.

Vermuthlich würde Gerbert die Erwartungen, welche man bei einem großen Manne hat, hinlänglich erfüllt haben, wenn er längere Zeit im Besitz seiner Würde geblieben wär. Seine Kirchenverwaltung dauerte nur vier Jahre, einen Monat und neun Tage; er starb im Jahr 1003 am 12. Mai.

Wir fassen seine Handlungen kurz zusammen. Es wird versichert, dieser Silvester sei derjenige Pabst gewesen, welcher den bekannten heil. Stephanus zum König von Ungarn erklärte, und jene Krone, die bei dieser Nation immerhin als ein Kleinod betrachtet wurde, ihm zuschikte. Man sezt hinzu: Silvester habe den Gesandten, welche

Ste=

Stephanus der Krone wegen nach Rom gesendet hatte, folgende Erklärung gegeben: „Ich heisse der Apostolische, aber euer König verdient mit Recht den Namen eines Apostels; denn durch sein Bemühen hat Christus ein ganzes großes Volk gewonnen; und deswegen soll er, da die göttliche Gnade ihm gewiß an der Hand sein wird, über alle Kirchen und über alles Volk statt unsrer die Regierung führen.„ Nebstdem erhob er die Kirche zu Gran zur Metropolitankirche.

Er erneuerte das Primat des Erzbisthums zu Sens in Frankreich; er schikte dem Erzbischof von Cölln das Pallium, und, was seiner Denkungsart Ehre macht, er bestättigte den Arnulph, seinen vormaligen Nebenbuhler, im Besitz des Erzbisthums von Rheims, und gewährte ihm die vollkommenste Ausübung aller Rechte und Vorzüge dieses bischöflichen Stuhls.

Silvester behauptete einen vorzüglichen Platz unter den gelehrten Päbsten. Blos allein Wissenschaft war es, wodurch er sich zu den erhabnen Würden, die er bekleidete, hinaufschwang; Wissenschaft machte ihn zum Liebling des Kaisers und vieler Fürsten. Seine Herkunft war gering, und man weiß nicht einmal mit Gewißheit seinen Geburtsort und

seine

seine Eltern. Vorzüglich verwendete er sich auf das Studium der Mathematik und der Astronomie: er verfertigte verschiedene künstliche Maschinen, eine Uhr, ein Astrolabium, und die Himmelskugeln.

Solche Kenntniße waren in einem Jahrhundert, wo die Wissenschaften überhaupt demüthig im Staube lagen, etwas Unerhörtes, und man darf sich daher über die Märchen nicht wundern, welche späterhin ein gewisser Kardinal Benno *) von diesem Pabst zusammengelogen hat. Silvester, sagt dieser fabelsüchtige Apostel der Unwissenheit, war ein Zauberer, ein Schwarzkünstler und Hexenmeister; er hat seine Kunst aus einem Buche gelernt, das er aus Sevilien gestohlen hatte; er stand im Bündniß mit dem Teufel, und hatte dem Satan seine Seele verkauft. In seinem Zimmer bewahrte er einen Kopf von Erz, der ihm alle Dinge, die er wissen wollte, sagen mußte. Diesen Kopf fragte er, wann er sterben würde; und der Kopf versicherte, nicht eher, als bis er zu Jerusalem gewesen wär; und da denn Silvester einst in der Kirche zum Kreuz von Jeru-

*) Pagi nennt diesen Benno einen Pseudo-Cardinalis und einen Author Schismaticus.

Jerusalem die Messe hielt, so gieng des Teufels Prophezeiung in Erfüllung, Silvester starb — und was des albernen Geträtsches mehr ist.

Bewährte Schriftsteller halten diesen Pabst für einen ausgezeichnet würdigen Mann; sie loben nicht nur seine Gelehrsamkeit, sondern auch seinen tugendhaften Wandel. Freunde andächtiger Schwärmereien ergötzen sich an einem seiner Briefe, worinn er die Christen zu einem Kreuzzuge ins gelobte Land auffordert. Wir bemerken diesen Umstand, weil daraus erhellet, daß die Idee der Kreuzzüge älter ist, als die Kreuzzüge selbst. Noch setzen wir hinzu, daß Silvester bei seiner Stuhlbesteigung den alten Gerbert ziemlich auszog, denn aus dem endseligen Eiferer wider päbstliche Machtansprüche wurde ein Pabst, der den vorgefundenen Rechten seines Stuhls nicht das Mindeste vergeben zu dürfen glaubte.

Eilftes Jahrhundert.

CXLI.

Johannes XVII.

(1003.)

Da jener Johannes, welcher unter Gregor V. als Zwischenpabst eingedrungen war, als der Sechszehnte dieses Namens angesehen wird, so hat der gegenwärtige Pabst die Benennung des siebenzehnten. Er folgte dem Silvester nach drei und dreissig Tagen. Es wird versichert, er sei von sehr vornehmer Herkunft, und zwar aus der venetianischen Familie der Sicci gewesen. Von seinen Verrichtungen ist nicht das geringste aufgezeichnet worden; auch mag er nicht viel Merkwürdiges gethan haben; denn er starb fünf Monate und zwanzig Tage nach seiner Erwählung.

CXLII.

Johannes XVIII.

(1003.)

Ein gebohrner Römer, Namens Fasanus, folgte nach Johannes Tode in der päbstlichen Würde; er verwechselte seinen Namen mit Johannes. Es ist wenig, was wir von ihm wissen. Er schikte einen Legaten nach Deutschland, welcher der Einsegnung des neuen Erzbischofs von Magdeburg, Tagmo, beiwohnen mußte. Die Stadt Bamberg erhielt durch seine Bewilligung ein Bisthum, und wurde dem Erzbischof von Mainz untergeordnet. — Den heil. Bruno schikte er als Missionär zur Bekehrung der Russen. — Der neue Erzbischof von Canterburi, Elpheguს, erhielt das Pallium von ihm, und reiste in dieser Absicht selbst nach Rom. — Er machte einige glükliche Versuche die constantinopolitanische Kirche mit der römischen zu vereinigen; doch sind die nähern Nachrichten von dieser Verhandlung nicht bekannt. Er starb im Jahr 1009 im Mai.

CXLIII.

Sergius IV.

(1009.)

Sergius, ein Römer, war vor seiner Erwählung Bischof zu Albano. Er soll ehedem Petrus geheißen haben, und er legte diesen Namen aus Ehrfurcht gegen den Fürsten der Apostel ab. Ueber einen andern Namen, den er vordem geführt haben soll, giebt es unter den gelehrten Geschichtsforschern einen harten Streit. Die Rede ist davon, ob dieser Sergius, oder Sergius II. es war, der os porci hieß. Uns scheint die Sache nicht wichtig genug, um die mancherlei scharfsinnigen Vermuthungen für und wider anzuführen, oder gar zu zergliedern.

Dies ist gewiß, daß in dem Leben dieses Pabsts sehr wenig Merkwürdiges aufzufinden ist. Er legte einen Streit bei, welcher zwischen den Bischöfen von Hamburg und Verden über den Besitz einer Pfarrei entstanden war; die Entscheidung fiel für den Erzbischof von Hamburg aus. Ein neues Kloster in Frankreich ließ er durch seinen Legaten einweihen, was dem Bischof

Hugo,

Hugo, in dessen Diözes dieses Kloster sich befand, ein starken Eingriff in seine Rechte zu sein schien.

Sergius starb im Jahr 1012. Er wird vieler Tugenden wegen gelobt, und steht im Benediktinischen Monologium unter denjenigen, welche dafür angesehen werden, daß sie gegründete Ansprüche auf das Heiligsein haben.

CXLIV.

Benediktus VIII.

(1012.)

Johannes, der Sohn des Grafen von Tuscien, Bischof von Porto, bestieg nach Sergius Tode unter dem Namen Benediktus VIII. den päbstlichen Stuhl. Seine Erwählung war noch nicht lange geschehen, als ein gewisser Gregorius die päbstliche Würde an sich riß, und den Benediktus nöthigte, Rom zu verlassen. Benediktus begab sich nach Deutschland, und suchte da den Schutz des Königs Heinrich, den er auch erhielt. Heinrich zog mit einer ansehnlichen Armee nach Italien. Als man hievon zu Rom

Nach=

Nachricht hatte, wurde Gregor unmittelbar seiner Würde entsezt, und Benediktus wieder zurückberuffen.

Der König gieng auf Verlangen des Pabsts bis nach Rom. Benediktus hatte beschlossen, ihm nebst seiner Gemahlinn Kunegunde, die kaiserliche Krone aufzusetzen. Diese Handlung geschah mit ungemein grosser Pracht. Benediktus ergriff diese Gelegenheit der Kirche einen wichtigen Dienst zu leisten. Er machte es dem Kaiser zur Pflicht, den Namen eines Schuzherrn und Vertheidigers der Kirche anzunehmen, und um der Sache desto mehr Ansehen und Kraft zu geben, überreichte er ihm eine in Gestalt eines Apfels gearbeitete goldene, mit kostbaren Steinen besezte Krone, worauf ein Kreuz befestigt war. Dieses Sinnbild sollte die Bedeutung haben, daß der Kaiser bei seiner Regierung des Kreuzes Christi sich immer erinnern, und darauf bedacht sein möge, das Ansehen der Kirche stets aufrecht zu erhalten. — Benediktus schien es bei dieser Ceremonie sehr gut zu wissen, daß der Mann, mit dem er es zu thun hatte, gerade derjenige sei, der für dergleichen geheimnißvolle Dinge den nöthigen empfänglichen Sinn besäße; denn dieser Kaiser ist jener heilige

Hein-

Heinrich, welchen nebst andern sein Cölibat im Ehestande berühmt gemacht hat.

Der Pabst erreichte auch seine Absicht vollkommen. Heinrich bestättigte feierlich alle jene Schenkungen, welche seit Pipins Zeiten durch kaiserliche Gutmüthigkeit dem römischen Stuhl waren gemacht worden. Dabei vergaß er aber doch nicht, jene alte Verordnung zu erneuern: daß die Ordination der Päbste nie ohne Beisein kaiserlicher Deputirten geschehen dürfe. Uebrigens gab Heinrich, ehe er von Rom abreiste, einen Beweis seines Glaubenseifers. Er hatte bemerkt, daß in den römischen Kirchen nicht so wie anderwärts in der Messe nach dem Evangelium die apostolische Glaubensformel abgelesen werde. Man sagte ihm: dies sei zu Rom fast nicht nöthig, denn hier sei der ewige, nie durch irgend eine Ketzerei beflekte Sitz des reinen Glaubens. Heinrich meinte aber doch, die Römer sollten künftig ebenfalls die Glaubensformel nach dem Evangelium ablesen, denn dies diene wenigstens zur Erinnerung und weitern Befestigung im Glauben.

Zwei Jahre nach des Kaisers Abreise aus Rom wagten die Saracenen einen neuen Einfall in Italien; sie eroberten die Stadt

Luna,

Luna, die jezt Lucca heißt, und streiften weit im Lande umher. Es war ein Glük für ganz Italien, daß der römische Stuhl eben einen Mann hatte, der Muth und Entschlossenheit genug besaß, es gegen die Feinde zu wagen. Benediktus brachte in möglichster Eile eine ansehnliche Flotte zusammen, und zog persönlich an der Spitze des Kriegsheers gegen die Saracenen. Es begann eine hartnäkkige Schlacht, und die Feinde wehrten sich durch drei Tage mit vieler Tapferkeit. Endlich nahmen sie aus Entkräftung die Flucht; ihr König suchte auf einem Fahrzeuge sich in Sicherheit zu bringen. Benediktus ließ sie verfolgen; die Niederlage wurde allgemein; kein Saracene soll lebendig davon gekommen sein. Die Königinn fiel in die Hände der Sieger, und man ließ ihr auf der Stelle den Kopf abschlagen; alle ihre Kostbarkeiten nahm der Pabst in Besitz; die ganze übrige eroberte Beute war unermeßlich; der Kaiser bekam einen ansehnlichen Theil davon. Durch diesen Sieg nahm der Muth des Benediktus so zu, daß er dem König der Saracenen, der ihm einen Sak voll Kastanien mit dem Bedeuten zuschikte, daß im künftigen Sommer so viele Soldaten, als Nüße im Sak wären, nach Italien kommen würden, einen andern Sak voll Reis mit der Antwort zurüksendete;

daß,

daß, wenn der König der Verwüstungen noch nicht müde sei, er nur das zweitemal kommen solle, wo er gewiß eben so viele Streiter zu seinem Empfang bereit finden werde.

Bei einer andern Gelegenheit zeigte Benediktus, wenn auch nicht seine Tapferkeit, doch seine Strenge. Die Juden zu Rom wurden angeklagt, daß sie am Charfreitage das Kreuzbild Christi, mishandelt hätten. Als sich diese Anklage bestättigte, ließ der Pabst alle dieses Frevels schuldige Juden ohne Ausnahme hinrichten. Ob indessen diese Nachricht ganz gegründet ist, läßt sich nicht hinlänglich beweisen.

Was von diesem Pabst noch erzählt wird, ist, daß er im Jahr 1019 nach Deutschland reiste, in Bamberg mit dem Kaiser das Osterfest feierte, und eine dortige Kirche einweihte, wofür der Kaiser das Bisthum Bamberg ihm und seinen Nachfolgern für immer einräumte; — ferner, daß er einige Concilien hielt, deren Gegenstand vorzüglich die Verbesserung der Kirchenzucht war; und dann: daß er dem Kloster auf dem Berge Cassini verschiedene Reliquien z. B. einige Blutstropfen und ein Stük von dem Grabsteine Christi, einen Schwamm mit dem Blut des Erzmärtirers

Ste-

Stephanus u. s. w. schenkte. Noch ist einer seiner Briefe merkwürdig, worinn er alle und jede mit dem Bann belegt, die sich je unterstehen wollten, von den Gütern und Besitzungen des Klosters zu Cluni sich das Mindeste zuzueignen, indem die Mönche ihres Vermögens zur Pflege der Armen und zur Ausübung der Gastfreiheit bedürften.

Benediktus besaß seine Würde beinahe 12 Jahre; er starb im September im Jahr 1024. Er hat das Zeugniß eines gutmüthigen und verständigen Mannes; auch lobt man mit Recht seinen Eifer gegen die Ausschweifungen der Geistlichkeit, denen er mit Nachdruk zu steuern suchte.

Uebrigens hat er seines Todes wegen ein andächtiges Märchen von sich müssen erzählen lassen, welches nach dem Geiste des Zeitalters, worinn er lebte, sehr begreiflich ist. Es wird versichert: er seie zum Fegfeuer verurtheilet worden, und habe von diesem seinem Zustande mittelst einer Erscheinung dem Bischof von Porto Nachricht gegeben, mit dem Beisatze, daß Niemand, als der Mönch Odilo, Abt zu Cluni, durch sein Gebet ihn erlösen könne; und als Odilo dies erfahren habe, sei er sogleich auf die Knie gefallen, und habe so lang gebetet, bis

er

er durch eine neue Erscheinung versichert worden sei: daß Benediktus im Fegfeuer nichts mehr zu leiden hätte.

CXLV.

Johannes XIX.

(1024.)

Man sieht es als einen auffallenden Beweis der tiefgesunkenen Kirchenzucht jener Zeiten an, daß die römische Geistlichkeit nach Benediktus Tode einen Laien zum Pabst wählte, und zu dieser Wahl sich durch Geld bestechen ließ. Der neue Pabst war Johannes, ein Bruder des verstorbenen Benediktus.

Im Orient war es seit vierhundert Jahren Niemanden im Ernst eingefallen, über den Titel eines allgemeinen Bischofs neue Händel anzufangen, der Kaiser Basilius und der Patriarch zu Constantinopel suchten jezt diesen Titel für den Orient geltend zu machen; sie schiften eine sehr ansehnliche Gesandtschaft nach Rom, und weil man zu Constantinopel erfahren hatte, daß

zu Rom für baares Geld alles zu haben seie, so brachten die Gesandten dem Pabst und der römischen Geistlichkeit äußerst kostbare Geschenke mit. Der Pabst und seine Römer fanden dergleichen handgreifliche Beweggründe so überzeugend, daß sie keinen weitern Anstand finden wollten, dem Patriarchen zu Constantinopel seinen geliebten Titel zu bewilligen; denn sagten sie, der ganze Titel ist ja doch nur ein leeres Wort, und im Wesentlichen benimmt er dem römischen Ansehen nichts. Allein die Bischöfe in Italien und Frankreich, die entweder in diesem Titel etwas Wesentliches bemerkten, oder vom Gegentheil nicht so handgreiflich wie die Römer waren überzeugt worden, wollten dieser Bewilligung gar nicht beistimmen. Sie waren zu eifersüchtig auf die Vorzüge der abendländischen Kirche, um der morgenländischen das Mindeste davon abtreten zu wollen. Bei so fester Anhänglichkeit und solchem Eifer für die Rechte des römischen Stuhls konnte der Pabst wohl nichts anders, als den Griechen bedeuten lassen: das geschehene Gesuch könne auf keine Weise statt haben, denn der Titel eines allgemeinen Bischofs seie ein uraltes und ausschließendes Erbstük der Nachfolger des heil. Petrus zu Rom.

Im

Im Jahr 1026 zog der neue König von Deutschland, Conrad, der nach Heinrichs Tode gewählt worden war, mit einem ansehnlichen Kriegsheer nach Italien; er hatte verschiedenen kleinen Empörungen abzuhelfen, die in einigen italiänischen Städten bei Heinrichs Absterben entstanden waren. Der Pabst, der seine Gunst gewinnen wollte, reiste ihm entgegen, und bewog ihn, nach Rom zu kommen. Alles Volk empfieng ihn mit ungemeiner Freude. Der Pabst krönte ihn zum Kaiser, und seine Gemahlinn Gisela zur Kaiserinn. Die Feierlichkeit dieser Handlung gewann sehr viel an ihrer Pracht dadurch, daß eben der König von Burgund, Rudolph, und der König von England, Canut, sich zu Rom befanden, und der Krönung beiwohnten.

Von dem König Canut ist zu bemerken, daß, obschon seine Reise nach Rom vorzüglich aus Andacht geschehen war, er doch auch einige Geschäfte zum Besten seines Landes zu bewirken suchte. Er stellte dem Pabst die Unbilligkeit vor, daß diejenigen seiner Unterthanen, welche nach Rom wallfahrten wollten, gewisse Zölle bezahlen mußten. Der Pabst hob diese Zölle sowohl für die andächtigen Reisenden, als auch diejenigen auf, welche anderer Geschäfte wegen

nach

nach Rom kamen. Auch führte Canut darüber Beschwerde, daß seine Erzbischöfe für die Ertheilung der Pallien zu große Summen zahlen mußten, und erbat sich darinn eine Milderung; der Pabst ließ sich auch zur Bewilligung dieses Gesuchs geneigt finden.

Wenn in jenen Zeiten sonst wenig Wichtiges geschah, so stritt man wenigstens um Namen, und hielt allenfalls gar Concilien darüber. Einen solchen Streit veranlaßte der verstorbene Bischof von Limoges, Martialis. Man konnte nach dem weitläuftigsten Hin- und Herreden auf einem Concilium zu Poitiers, und einem andern zu Paris nicht einig werden, ob dieser Martialis ein Beichtiger oder ein Apostel zu nennen wäre. Die Limogeser wollten einen Beichtiger, die Pariser aber einen Apostel an ihm haben. Die Sache wurde so ernsthaft, daß sich der König ins Mittel legte, und darauf antrug: der streitige Fall solle dem Pabst zur Entscheidung überlassen werden. Dieser schrieb einen langen Brief nach Frankreich, und bewies darinn, daß Martialis mit allem Recht ein Apostel genennet werde; er sezte hinzu: daß er diesem Heiligen auch bereits in der Peterskirche einen eigenen Altar gewidmet habe.

Nicht

Nicht viel wichtiger als diese Streitigkeit war das Ansuchen, welches der spanische Bischof von Gironna, Petrus, an den Pabst machte. Der höchste Herzenswunsch dieses Mannes war, das Pallium tragen zu dürfen, und wenn ihm dieses erlaubt würde, so versprach er, dreißig Christensklaven aus der Gefangenschaft der Saracenen loszukauffen. Der Pabst bewilligte diese Bitte in soweit, daß der Bischof zwölfmal im Jahr, an den Hauptfesten der Kirche, das Pallium tragen dürfe, außerdem aber nicht, worüber der eitle Mann natürlicherweise hochvergnügt war.

Johannes behauptete seine Würde 9 Jahre und 9 Tage; er starb im Jahr 1033. Verschiedene Schriftsteller sagen viel Lobenswürdiges von ihm. Andere sind der Meinung: Er habe nicht nur durch Geld seine Würde erkauft, sondern sei auch ein blutdürstiger Tirann gewesen. Ueber dieses leztere hat man folgende Erzählung: Es war mit der Zügellosigkeit der Sitten in Italien, besonders in Rom so weit gekommen, daß auf den Straßen alle Art von Raub verübt wurde; die Pilgrimme, von denen man wußte, daß sie dem heil. Petrus immer einige Geschenke mitbrächten, waren der Plünderung am meisten ausgesezt. Der Pabst ließ alle

und jede, die als Räuber eingebracht wurden, ohne Barmherzigkeit hinrichten. Den Römern misfiel diese Strenge äußerst; sie sagten laut: Johannes sei kein Pabst, sondern ein Mörder und ein Blutigel, (homicida & sanguinarius) und auf seinem Todbette noch ließen sie ihm bedeuten, sie würden es nicht zugeben, daß er in der Peterskirche wie seine Vorgänger begraben werde. Als der Pabst dies erfuhr, befahl er: Man solle seinen todten Körper vor die Thüre der Peterskirche setzen, und wenn dann die Thüre nicht von selbst aufspränge, so könnten die Römer an ihm verüben, was sie wollten. Aber bald fand sich ein starker Sturmwind ein, schlug die Thüren auf, und schleuderte selbe bis an die andere Kirchenmauer. — Mit solchen Plattheiten ist die ganze Geschichte dieser Zeiten überschwemmt.

CXLVI.

CXLVI.

Benediktus IX.

(1033.)

Da es den Grafen von Tusculum gelungen war, hintereinander zwei Päbste aus ihrer Familie auf den römischen Stuhl zu bringen, so sparten sie jezt keine Mühe, auch einem Dritten diese Würde zu verschaffen. Dieser war ein Neffe des verstorbenen Johannes; er hieß Theophilaktus, und war nach der Behauptung Mancher, ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, nach der Meinung anderer aber doch ein Jüngling von 18 Jahren. Die Wahl wurde durch Geld erzwungen, was um so augenscheinlicher ist, da dieser Päbstling, nebst dem Mangel eines zu einer solchen Würde erforderlichen Alters, schon bei seiner Erwählung als ein Inbegriff aller Laster und Bübereien zu Rom bekannt war. — Tiefer konnte nun wohl das Ansehen der Kirche nicht sinken, da man die ganze Gemeinde der Christenheit so niederträchtig der Willkühr eines unbesonnenen Knaben in die Hände warf.

Am auffallendsten dabei ist dies, daß der Kaiser Conrad einen solchen Pabst als rechtmäßig erkannte. Er ließ sich bei seiner Anwesenheit zu Cremona von ihm besuchen, und nahm ihn sehr gütig auf. Aber laßt uns hier einen Bl'k auf Regentenschwäche werfen! Vermuthlich hätte Conrad diesen Pabst so behandelt, wie er es verdiente, wenn ihm nicht eben daran gelegen gewesen wäre, nur einen Pabst zu haben, er möge aussehen, wie er wolle. Der Erzbischof von Mailand hatte einen Aufruhr wider den Kaiser angezettelt, Conrad war deswegen nach Italien gekommen; die Sachen wurden mittelst der Waffen bald in Ordnung gebracht. Aber Conrad wollte den Erzbischof von Mailand fürs künftige unthätig gemacht haben, und dazu war die päbstliche Exkommunikation nöthig. Der päbstliche Knabe sprach auch dreisthin diese Exkommunikation aus, und gewann hiedurch die kaiserliche Gnade, obschon der Erzbischof nach dem gesprochenen Bannurtheil wenig fragte. Die Gnade des Kaisers gegen den Benediktus äußerte sich in der Folge sehr lebhaft. Die Römer waren es in Kurzem müde, einen Menschen von den ausgelassensten Sitten auf dem päbstlichen Stuhle zu sehen; sie verjagten ihn. Aber der Kaiser verlieh ihm Schutz, sezte ihn in seine Würde wieder ein, und wollte

sich nicht einmal die Mühe nehmen, die Klagen der Römer zu untersuchen.

Wenn schon ehebevor zu Rom Alles um Geld feil war, so mußte dies bei einem solchen Pabst um so gewisser zu vermuthen sein. Die Pohlen machten hierüber einen Versuch. Bei einer allgemeinen Verwirrung im Lande nach des Königs Misko Tode reiste dessen Sohn und einziger Erbe des Reichs, Casimir, nach Frankreich, und wurde, weil er unter solchen Umständen die Regierung fürchtete, in dem Kloster zu Cluni ein Mönch. Er hatte schon das Diakonat erhalten, als die Pohlen nach langem Herumsuchen Nachricht von Casimirs Aufenthalt bekamen, und nach Cluni reisten. Sie suchten ihren Thronfolger zur Umkehr zu bewegen; da aber hievon ohne Bewilligung des Pabsts gar keine Rede sein konnte, so giengen die Deputirten nach Rom. Der Pabst fand eben keine so große Schwierigkeit in der Sache; er entledigte den Mönch seines Gelübdes, jedoch mit dem Beding, daß fürohin der ganze pohlnische Adel Kopf für Kopf jährlich einen Denar an den päbstlichen Stuhl bezahlen, und jeder seinen Kopf nach Art der Mönche scheren lassen solle.

Die

Die Ausschweifungen des Benediktus wurden von Tag zu Tag unverschämter, so daß die Römer fest beschlossen, diesen Menschen ohne weiters sich vom Halse zu schaffen. Sie jagten ihn aus Rom, und machten den Bischof von Sabina, Johannes, unter dem Namen Silvester III. zum Pabst. Aber Benediktus wurde von seiner Parthei so lebhaft unterstüzt, daß Silvester nach drei Monaten ihm wieder Plaz machen mußte.

Benediktus fühlte jedoch, daß dergleichen Unannehmlichkeiten seinem freien Leben und seinem Hang nach Sinnlichkeit großen Eintrag machten; ein Jüngling, sagt man, der einmal auf üble Wege gerathen ist, verläßt dieselben auch im Alter nicht. Hiezu kam das allgemeine Misvergnügen und der allgemeine Haß der Römer gegen ihn, der ihm nicht unbekannt war. Er beschloß daher, den päbstlichen Stuhl mit den Stuben der Phrinen zu vertauschen *), und verkaufte seine Pabstwürde um eine sehr ansehnliche Summe an einen gewissen Johannes, Erzpriester der römischen Kirche. Man sagt: diese Abtretung habe auch besonders der Abt

Bar-

*) Quia voluptati deditus, ut Epicurus magis, quam ut Pontifex vivere malebat, sagt Pabst Viktor III. von ihm.

Bartholomäus durch seine ernstliche Vorstellungen mitbewirken helfen.

CXLVII.

Gregorius VI.

(1046.)

Johannes, der sonst auch Gratianus geheißen haben soll, nahm die Benennung Gregor VI. an, und nun geschah, was bei den so vielen bisherigen Greueln zu Rom sich doch noch nicht ereignet hatte, daß drei Päbste auf einmal das Schifflein Petri fortruderten. Sonderbar dabei ist dies, daß diese drei Nachfolger Petri ganz friedlich beisammen lebten, und die Einkünfte der Kirche gar sittsam untereinander theilten; sie wohnten auch alle drei in Rom, Gregorius im Vatikan, Silvester bei St. Maria Major, und Benediktus im lateranischen Palast.

Man hat hier den auffallendsten Beweis von dem jämmerlichen Zustande der Kirche jener Zeiten; man sieht, wie erbärmlich es mit der Geistlichkeit beschaffen gewesen

sen sein muß, da auch nicht ein Einziger unter ihnen vorhanden war, der Muth und Geist genug besessen hätte, gegen solche Abscheulichkeiten einen rühmlichen Kampf zu wagen. Kaiser Heinrich III. mußte der Kirche zu Hilfe kommen. Die Verse, welche bei dieser Gelegenheit ein gewisser Einsiedler an den Kaiser schikte, sind ihres sonderbaren Witzes wegen nicht ganz unmerkwürdig:

Imperator Henrice, omnipotentis vice,
Vinca sunamitis nupsit tribus maritis;
Dissolve connubium, & triforme dubium.

Heinrich reiste nach Italien, und berief zu Sutri ein Concilium von den meisten italiänischen Bischöfen, um da die Sache der drei Päbste untersuchen zu lassen. Gregorius wurde dazu eingeladen. Dies schien ihm ein sehr tröstlicher Beweis zu sein, daß man ihn hoffentlich in seiner Würde bestätigen, und die andern beide absetzen werde. Er hatte sich geirret. Man überzeugte ihn sehr deutlich der Simonie, und daß er fast eben so wie Benediktus durch Geld und andere schlimme Mittel den päbstlichen Stuhl usurpiret habe. Gregorius, der dies nicht

wohl

wohl läugnen konnte, fand es für dienlich, seine Würde freiwillig abzulegen, womit das Concilium zufrieden war. Der Kaiser nahm ihn mit sich nach Deutschland; wo und wann er aber gestorben ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht darthun. — Wir bemerken im Vorbeigehen, daß dieser Gregor VI. es ist, welcher das zweideutige Verdienst um die Kirche hat, daß er den jungen Hildebrand, in der Folge Gregorius VII, an Sohnsstatt annahm, und dessen Lehrer war.

Die beiden andern Päbste wurden vom Concilium geradezu abgesezet. Silvester mußte nach seinem Bisthum zurükziehen; und Benediktus verkroch sich in seine vorige epikuräische Einsamkeit, um da die Dinge, die noch kommen würden, in der Stille abzuwarten.

CXLVIII.

Clemens II.

(1046.)

Heinrich gieng in Begleitung der Bischöfe, welche auf dem Concilium zu Sutri ver-

versammelt waren, nach Rom, um endlich wieder durch rechtmäßige Wege einen Pabst auf den römischen Stuhl zu bringen. Er überließ die Wahl den Römern. Aber mit Erstaunen mußte er vernehmen, daß unter der ganzen römischen Geistlichkeit kein einziger Mann vorhanden sei, der für einen Pabst Verdienste genug hätte. Heinrich brachte den Bischof von Bamberg, Suiger, in Vorschlag; die Römer stimmten dem Willen des Königs einhellig bei; und da Suiger sich in dessen Gefolge befand, so wurde er unmittelbar als Pabst ordiniret. Er nahm die Benennung Clemens II. an; er war von Geburt ein Sachse.

Der neue Pabst wollte den Tag seiner Erwählung mit einer ähnlichen Feierlichkeit begehen. Er krönte den König Heinrich zum Kaiser, und dessen Gemahlinn Agnes zur Kaiserinn. Um ferner sein päbstliches Amt mit einer den Zeitumständen angemessenen Beschäftigung anzufangen, veranstaltete er zu Rom ein Concilium wider die Simonie, und ersuchte den Kaiser, dabei gegenwärtig zu sein. Nebst Festsetzung einiger ernstgemessenen Verordnungen wider diejenigen, die sich je unterstehen würden, ein geistliches Amt zu kaufen oder zu verkaufen, war das Wichtigste auf diesem Concilium ein gar apo-

stolischer Rangstreit zwischen zwei demüthigen Jüngern Christi, dem Erzbischof von Mailand und dem Erzbischof von Ravenna. Es kam darauf an, wenn von beiden das Recht zustünde, im Concilium dem Pabst zur rechten Hand zu sitzen. Der Pabst handelte als ein kluger Mann und zum Ansehen seines Stuhls, daß er die Sache eben so ernsthaft abthat, als die prozeßführenden Partheien ernsthaft stritten. Er ließ sich den Fall umständlich von beiden Seiten vortragen; und erst nach langer und reifer Ueberlegung gab er die Entscheidung: der erste Platz an der rechten Hand des Pabstes im Concilium gebühre in Abwesenheit des Kaisers dem Erzbischof von Ravenna. — Der unbefangene Zuschauer müßte dergleichen Auftritte geradehin lächerlich finden, wenn es in der Kirche Gottes, wo Stolz und Rangsucht nicht hingehören sollen, nicht schon lange her üblich gewesen wäre, daß aus ähnlichen Kleinigkeiten nach der Zeit die unwidersprechbarsten Rechtsansprüche wären abgeleitet und mehrentheils auch gegründet worden.

Nach geendigtem Concilium zog der Kaiser nach Deutschland zurük, und ließ sich vom Pabst begleiten. Sie kommen gen Benevent. Diese Stadt war in einem Aufruhr wider den Kaiser begriffen; Cle-

mens

mens mußte sie daher exkommuniziren. Zu Salerno bestättigte der Pabst den neueingesezten Bischof, und gab ihm das Pallium. Zu Mantua feierte er mit dem Kaiser das Osterfest. Auf seiner Zurükreise nach Rom überfiel ihn der Tod, man weiß nicht genau, an welchem Orte. Er starb am 9. Oktober 1047. Sein Körper wurde nach Bamberg gebracht, und dort begraben.

CXLIX.

Damasus II.

(1047.)

Der Tod des Clemens brachte die Römer in eine neue Verlegenheit. Sie hatten eben auch wieder Niemand vorräthig, dem sie mit Ehre die päbstliche Würde hätten anvertrauen können. Sie wendeten sich also abermals an den Kaiser. Diese schikliche Zwischenzeit benuzte Benediktus IX. Er kam aus seiner Einsamkeit hervor, und seine Parthei war immer noch mächtig genug, ihn jezt das drittemal auf den päbstlichen Stuhl einzuschieben.

Er behauptete seine Würde über acht Monate, bis nämlich derjenige nach Rom kam, welchen der Kaiser zum Pabst bestimmet hatte. Benediktus wagte es nicht, diesem sich zu widersetzen, und verließ also den Vatikan. Es ist nichts gewisses aufzufinden, wie lange nach dieser dritten und letzten Entsetzung Benediktus noch gelebt habe. Es wird gesagt, er sei beim Tode Leo IX, also im Jahr 1054, noch am Leben gewesen, indem Leo auf seinem Sterbebette für die Bekehrung dieses misgerathenen Menschen gebetet habe. Diese Bekehrung scheint aber kaum geschehen zu sein, wenn wir dasjenige glauben, was Petrus Damiani mit seinem gewöhnlichen Ernst von ihm erzählt. Es hat sich nämlich ereignet, sagt er, daß besagter Benediktus IX. nach seinem Tode einem gewissen Bassus als ein Gespenst in Gestalt eines Bären mit Eselsohren und Schwanz erschienen ist. —

Der Mann, welchen Heinrich zum Pabst tauglich gefunden hatte, war der Bischof von Brixen, Popponius. Er ließ sich Damasus nennen. Seine Würde dauerte aber nicht länger als drei und zwanzig Tage. Er starb zu Präneste am 8. August 1048. Es wird für eine Lüge erklärt, daß Benediktus IX. diesen Pabst vergiftet habe.

CL.

Leo IX.

(1048.)

Damasus war zu bald gestorben, daß unterdessen ein Mann zu Rom hätte in Vorschein kommen können, welcher des Pabstthums würdig gewesen wär. Die Römer schikten also nothgedrungen noch einmal Deputirte an den Kaiser, mit dem Ansuchen, ihnen einen braven Pabst zu geben. Heinrich nahm sich dieser wichtigen Sache so wie vordem mit Eifer an; er berief die Vornehmsten und die Bischöfe seines Reichs nach Worms, daß sie mit Ueberlegung den Würdigsten des Landes zum Pabst wählten. Einhellig fielen die Stimmen auf den Bischof von Toul, Bruno, einen frommen und verdienstvollen Mann. Bruno verbat diese Würde aufs nachdrüklichste; er vergoß Thränen, daß man ihn verschonen möge. Aber seine Weigerung war vergebens. Er ließ sich endlich unter dem Beding willig finden, daß die Römer ihn erst aus freiem Antrieb auch wählen müßten, denn er wolle nicht das Ansehen haben, als sei er ihnen aufgedrungen worden.

Ehe

Ehe Bruno nach Rom reiste, besuchte er noch bevor sein Bisthum zu Toul, feierte das Weihnachtsfest dort, und nahm zärtlichen Abschied von seiner Gemeinde. Dann zog er nach Rom in der Kleidung eines Pilgrims. Man sagt: zu dieser Kleidung habe ihn der Mönch Hildebrand bewogen, als er im Vorbeireisen das Kloster zu Cluni besuchte. Andere finden dies unwahrscheinlich, und behaupten, Hildebrand sei beim Concilium zu Worms gegenwärtig gewesen, und von da aus unmittelbar mit Bruno nach Rom gegangen.

Die Römer hatten schon Nachricht von der Ankunft ihres neuen Pabstes; sie zogen ihm Schaarenweise entgegen. Fromme Demuth bewog den Bruno beim Eintritt in Rom seine Schuhe auszuziehen, und baarfuß bis in die Peterskirche zu gehen. Hier erklärte er, daß er zwar auf kaiserliche Anordnung nach Rom geschikt worden sei, daß er aber ohne die allgemeine beistimmige Wahl der Römer die Pabstwürde nicht annehmen werde. Geistlichkeit und Volk war aber aufs vollkommenste mit ihm zufrieden; er wurde noch am Tage seiner Ankunft gewählt, und zehn Tage nachher, am 12. Februar feierlich ordiniret. Er verwechselte den Namen Bruno mit Leo. Es hat Leute gegeben,

geben, die glauben, er sei Kardinal gewesen; diese Sage ist aber ungegründet. Dies weiß man, daß er von sehr vornehmer Herkunft, und ein Verwandter des Kaisers war. Das Bisthum Toul behielt er als Pabst bei.

Er begann seine Kirchenverwaltung mit einem Concilium zu Rom wider die Simonie. Es ereignete sich hiebei ein Wunder. Der Bischof von Sutri ward der geistlichen Aemterverkaufung angeklagt; er wollte durch einen falschen Eid von dieser Beschuldigung sich reinigen; fiel aber todt zur Erde, als er den Eid beginnen wollte. — Zu Pavia hielt er bei seiner Durchreise nach Frankreich ebenfalls ein Concilium, dessen Schlüße aber unbekannt sind. Er gieng hierauf nach Deutschland, kam zu Cölln mit dem Kaiser zusammen, und reiste in Begleitung des Erzbischofs von Trier und verschiedener anderer Bischöfe nach Rheims.

Hier wurde ein feierliches Concilium eröffnet. Es ereignete sich hisbei wieder der Fall, daß zwei demüthige Jünger Christi, die Erzbischöfe von Trier und Rheims in einen Rangstreit über den Vorsitz geriethen. Der Pabst wollte durch diesen Handel die Geschäfte des Conciliums nicht verzögern;

er

er ließ die sämmtlichen Bischöfe in einem Zirkel herumsitzen, und er hatte seinen Stuhl mitten darinn.

Ein Diakonus der römischen Kirche trug die Sachen vor, worüber gesprochen werden sollte. Dieser Vortrag war ein leidiges Register von jämmerlichen Misbräuchen und Ausschweifungen der Klerisei; über Simonie und Unkeuschheit wurde aber am meisten geklagt. Einige Bischöfe, die es etwa nicht auf Ernst wollten ankommen lassen, legten ihre erkauften Aemter freiwillig nieder; einige wurden abgesezt. Dem Bischof von Langres begegnete die Unannehmlichkeit, daß er von zween seiner Geistlichen beschuldiget wurde: er habe mit dem Weibe des Einen Ehebruch getrieben; er habe Geld erpreßt, Tirannei und Mordthaten verübt u. d. gl. Ein Bischof, der ihn vertheidigen wollte, wurde stumm. Der Angeklagte fand zu seinem Glük Gelegenheit, flüchtig werden zu können. Dem Abt von Poitiers bewies man seine begangene Unzucht; das Concilium sezte ihn ab. Mehrere Bischöfe und Aebte, die entweder zum Concilium nicht gekommen, oder heimlich davon gegangen waren, wurden mit dem Bann belegt. Die sämmtlichen Verhandlungen betrafen Odiosa.

Als

Als dieses Concilium, dessen Beschluß war: keinem andern als dem römischen Bischof gebühre der Titel des Allgemeinen, sich geendigt hatte, gieng Leo nach Mainz, und hielt abermal ein Concilium wider die Simonie; die ganze Christenheit war voll von Simonie. Es geschah hier ein Wunder. Der Bischof von Speier wurde des Ehebruchs beschuldigt; er begann die Sache zu läugnen, und sofort wurde und blieb sein Mund ganz schief. Bei dieser Reise durch Deutschland erlaubte Leo den Domherren zu Bamberg, daß sie an den vorzüglichsten Kirchenfesten Infeln (mitras) tragen dürften. Dem Erzbischof von Cölln gab er das Amt des deutschen Erzkanzlers.

Nach diesen vollbrachten Geschäften reiste Leo nach Rom zurük. Die Freude des Volks bei seiner Ankunft war außerordentlich. Er blieb aber nicht lange in Rom; sondern besuchte verschiedene Gegenden umher, um die Sitten der Geistlichkeit zu beobachten, und den mancherlei Misbräuchen abzuhelfen. Zu Sipontum, einen heut zu Tage nicht mehr vorhandenen Orte am Fuße des Berges Gargano hielt er ein Concilium, und sezte zwei der Simonie schuldig befundene Erzbischöfe ab. Auf dieser Reise besuchte er das

das Kloster auf dem Berge Cassini, wo er äußerst gütig und herablassend mit den Mönchen umgieng, und im gewöhnlichen Speisesaal mitten unter ihnen aß.

Im Jahr 1050 hielt Leo ein zweites Concilium zu Rom. Der Haugtgegenstand desselben war die Heiligsprechung des im Jahr 994 verstorbenen, und seitdem in den Ruf der Heiligkeit gekommenen Bischofs von Toul, Gerhard. Zugleich wurde Klage geführet über einen Mönch, Namens Berengarius, der eine neue Ketzerei zu stiften beginne. Diese Ketzerei bestand in der schon vor ein paar Jahrhunderten vom Johann Scotus bekannt gemachten Meinung: daß der Leib Christi im Altarssakrament nicht wirklich vorhanden, sondern blos figürlich und im mistischen Sinne zu betrachten sei. Das Concilium exkommunizirte den Berengarius nebst seiner aufgewärmten Meinung des Scotus.

Berengarius war hiemit übel zufrieden. Er suchte Freunde zu finden, die ihn unterstüzten; besonders wendete er sich an den Herzog von der Normandie, Wilhelm, welcher aber nichts zu thun wagte, als daß ein neues Concilium zu Vercelli sich versammeln, und die neue Lehre noch einmal untersuchen möge.

möge. Es gieng aber dem ketzerischen Mönch zu Vercelli nicht besser, als beim Concilium zu Rom. Er, Scotus, und die neue Lehre wurden einhellig in den Bann gethan. Auch zu Paris, wo von der frischen Ketzerei bereits Lärm entstanden war, geschah in einem auf Befehl des Königs Heinrichs versammelten Concilium das Nämliche, jedoch mit der besondern Klausel: daß Berengarius zugleich für vogelfrei erklärt, und jedermann aufgefordert wurde, den Ketzer, wo er ihn immer finden möge, todt zu schlagen. Berengarius war bei keinem dieser Concilien persönlich zur Rede gestellet worden.

An dem Concilium zu Paris hatte Leo keinen unmittelbaren Antheil. Er reiste statt dessen von Vercelli aus nach seinem Bisthum Toul, wo er den Körper des heiliggesprochenen Gerhard, den er eigends nach Toul hatte bringen lassen, mit großem Gepränge in der Hauptkirche beilegte. Er kam auf dieser Reise zu Augsburg mit dem Kaiser zusammen, und gieng dann wieder nach Rom zurük.

Leo hielt jezt zu Rom das dritte Concilium. Die gegen den Bischof von Vercelli, Gregorius, geschehenen Anklage: daß er mit der Wittwe seines Oheims Ehebruch

getrieben habe, gab Anlaß, daß verschiedene Verordnungen wider die über allen Glauben ausschweifenden Unkeuschheit der Geistlichen gemacht wurden. Sonderbar hiebei war das Gesetz: daß alle jene Weibspersonen in Rom, welche zum bösen Umgang mit Geistlichen sich hingeben würden, als Dienstmägde oder Sklavinnen (ancillæ) in den lateranischen Pallast gebracht werden sollten. Der Bischof von Vercelli wurde seines begangenen Ehebruchs wegen exkommunizirt; er that aber Buße, und erhielt nachher die Lossprechung. Auf eben diesem Concilium wurde dem König von England, Eduard, das Gelübd, die Gräber der Apostel zu besuchen, erlassen, weil die Großen des Reichs es gar nicht schiklich fanden, daß ihr König bei innerlichen Unruhen, die damals in England herrschten, das Land verlassen solle.

Die ungemeine Thätigkeit dieses Pabstes ließ es nie an Beschäftigung fehlen. Kaum war das römische Concilium geendigt, so trat Leo wieder eine Reise nach Deutschland an. Er kehrte im Durchreisen wieder bei den Mönchen auf dem Berge Cassini ein; hielt am Feste der Apostel Peter und Paul die feierliche Messe in der Kirche des Klosters, und wusch zwölf Mönchen die Füße. Von da zog er gen Benevent, und sprach

die Einwohner dieser Stadt von der Exkommunikation los, welche ehedem Clemens II., und wie versichert wird, ein Jahr vorher Leo selbst wegen neuen Empörungen wider den Kaiser über sie verhängt hatte. Zu Augsburg wurde eine Streitigkeit mit dem Erzbischof von Ravenna sehr traurig geendigt. Dieser Prälat hatte sich bei manchen Gelegenheiten ziemlich vermessen gegen den Leo betragen, und in einer Zusammenkunft mehrerer Bischöfe erlaubte er sich die lose Rede: Sein Hals solle ihm mit dem Schwerdt abgeschnitten werden, wenn er nicht die Absetzung des Pabstes zuwege brächte. Und siehe! sogleich auf diese Rede befiel ihn ein außerordentlicher Schmerz am Halse, und nach drei Tagen war er todt!

Die Hauptabsicht dieser päbstlichen Reise mochte wahrscheinlich die Aussöhnung zwischen dem Kaiser, und dem König von Ungarn, Andreas sein, welcher leztere ein dem Kaiser gegebenes Versprechen nicht gehalten hatte. Es betraf die Einrichtung eines jährlichen Tributs. Leo, der für die Erfüllung dieses Versprechens selbst Bürge gewesen war, drohte dem Andreas mit der Exkommunikation, wenn er seine Zusage nicht erfüllen würde. — Als Leo durch Regensburg gieng, sprach er die Bischöfe Wolfgang und

Erhard, welche vom Jahr 972 an hintereinander diesem Bisthum vorgestanden waren, heilig. — Zu Worms trug sich ein sonderbarer Fall zu. Der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt, und nach der Gewohnheit der Deutschen las ein Diakonus dabei die üblichen Lektionen ab. Dem Pabst schien dies eine Neuerung, und er untersagte dem Diakonus das Singen. Da aber dieser sich hieran nicht kehren wollte, so sezte ihn der unwillig gewordene Pabst sogleich ab. Der Erzbischof von Mainz empfand dies so übel, daß er dem Pabst drohte: weder er noch ein anderer solle sich unterstehen, die Messe zu vollenden, bis nicht der Diakonus wieder in sein Amt eingesezt seie. — Man sagt, auf dieser Reise habe Leo die Vertauschung des Bisthums Bamberg, welches bis jezt stets den Päbsten zugehörig war, mit dem Bisthum Benevent beim Kaiser bewirkt. Es wird hinzu gesezt: dieser Tausch habe nicht blos die Stadt, sondern das ganze Fürstenthum Benevent betroffen. Wir haben nicht Zeit und Raum genug, uns hierüber in kritische Untersuchungen einzulassen.

Es ist oben gesagt worden, daß zu dieser Zeit fast die ganze Christenheit voll Simonie war. Leo wußte, daß dies der Fall

auch

auch bei den mantuanischen Bischöfen sei. Er veranstaltete daher bei seiner Zurükreise durch diese Stadt ein Concilium, um die straffälligen Bischöfe zur Rede zu stellen. Aber diese wußten das ganze Concilium dadurch zu vereiteln, daß sie ihre Bedienten gegen das päbstliche Gefolge aufwiegelten, wodurch in der Kirche ein so ernsthaftes und blutiges Handgemenge entstand, daß beinahe Leo selbst mit einigen Steinen wäre todt geworfen worden. Es wurde zwar am folgenden Tage eine strenge Untersuchung über diesen Vorfall angestellt; Leo wollte aber die Urheber nicht einmal wissen, und reiste, ohne das Concilium gehalten zu haben, nach Rom zurük.

Zweierlei Gegenstände bewogen den Leo, zu Rom ein viertes Concilium zu versammeln. Die Bischöfe von Friul und Grado waren über die Gränzen ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit in Streit gerathen; einer wollte dem andern befehlen, aber keiner dem andern untergeordnet sein. Leo gab jedem ein gewisses Stük Land, dem Bischof von Grado die Provinzen Istrien und Venedig, und dem Bischof von Friul die Lombardei, wo jeder als Metropolit für sich seine Gerichtsbarkeit ausüben konnte. — Die Griechen wollten es nicht leiden, daß beim Abendmal ungesäuer-

säuertes Brod gebraucht werde. Leo verdammte den Gebrauch des gesäuerten Brodes in einem nachdrüklichen Briefe an den Patriarchen von Constantinopel.

Es gereicht dem Leo zum Ruhm, daß er nicht nur Concilien zu halten, sondern auch als Feldherr eine Armee anzuführen verstand; wenigstens war sein Muth lobenswerth, wenn auch die Unternehmung nicht den angenehmsten Ausgang gewann. Die Normannen hatten sich schon seit geraumer Zeit in Apulien festgesezt. Da sie die Eroberer dieses Landes waren, so wurden sie gar oft mancher Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten wegen beim Kaiser und beim Pabst angeklagt. Der Pabst, der alle diese Beschwerden für gegründet erkannte, beschloß, diese feindlichen Nachbarn sich vom Halse zu schaffen. Er brachte ein ansehnliches Kriegsheer zusammen, und zog an dessen Spitze nach Apulien. Die Normannen, denen das Kriegsheer des Pabstes fast fürchterlich vorkam, wollten sich zu einem gütlichen Vergleich verstehen. Sie schikten Deputirte mit Friedensvorschlägen an den Pabst.

Leo fand in diesem Antrage, was mancher andere auch gefunden hätte, Feigheit; er sprach in einem sehr hohen Tone mit den

Depu-

Deputirten, und gab ihnen zu verstehen: die einzige Bedingung, unter welcher sie dem Hagel seiner Waffen ausweichen könnten, sei, daß sie sogleich alle mit Mann und Maus das Land räumen sollten. Diese Zumuthung erbitterte die Normannen aufs äußerste; sie sezten sich zur Wehre; es begann eine harte Schlacht, und, was sich der Pabst wohl nicht mochte eingebildet haben, sein Kriegsheer wurde geschlagen, und er selbst zum Gefangenen gemacht.

Es war eine sehr edle Großmuth von den Feinden, daß sie ihren päbstlichen Gefangenen mit vorzüglicher Hochachtung behandelten. Der Graf Umfred, Anführer der Normannen, begleitete ihn sogar in eigener Person nach Benevent, wohin Leo gebracht zu werden verlangte. Um aber auch Großmuth mit Großmuth zu vergelten, so sprach Leo seine tapfern Feinde von dem Banne los, segnete ihre Waffen, billigte ihre Eroberungen, und machte ihnen Muth, dieselben weiter fortzusetzen. Sein eigenes Kriegsheer suchte er für die erlittene Niederlage dadurch zu trösten, daß er alle auf dem Schlachtfeld Todtgebliebene für Märtirer erklärte, und zu ihrer Ehre am Wahlplatz eine Kirche bauen ließ.

Die große Sorge, welche Leo für das Wohl der Kirche trug, bewegte ihn, einen neuen Versuch zur Vereinigung der orientalischen Kirche mit der römischen, zu wagen. Das Haupthinderniß war, der im Orient allgemein angenommene Gebrauch des gesäuerten Brods; und dann auch, daß der Patriarch von Constantinopel dem römischen Stuhl die verlangte Unterwürfigkeit nicht leisten wollte. Leo schikte in dieser Absicht drei Legaten nach Constantinopel. Aber die Verhandlungen giengen sehr unfriedlich von statten; es kam so weit, daß die Legaten gegen den Patriarchen mit der Exkommunikation losschlugen.

Leo erlebte den Ausgang dieses Geschäftes nicht. Er starb, ehe noch die Legaten zurükkamen, zu Rom am 10. April 1054. Der Hauptzug seines Karakters war Frömmigkeit nach dem Sinn des Mönchsgeists. Er trug beständig ein Cilicium um den blossen Leib; er schlief auf der Erde, und bekleidete sich mit einem härenen Hemde. Er hielt täglich Messe, betete täglich den Psalter, und gieng wöchentlich dreimal mit blossen Füßen in die Peterskirche, um dort zu beten. Gegen die Arme war er sehr wohlthätig; es begegnete ihm darum einst der wunderbare Zufall, daß ein Aussätziger, den

er auf der Gasse gefunden, auf seinen Schultern in den vatikanischen Pallast getragen, und in sein eigenes Bett gelegt hatte, am folgenden Tage verschwunden war, eine Begebenheit, woraus man sehr zuverläßig schloß, daß dieser Aussätzige Niemand anderer, als Christus selbst gewesen sein könne. Er wirkte, wie wir bereits erzählet haben, schon bei seinem Leben verschiedene Wunder, aber ungleich mehrere nach seinem Tode. Er ist daher mit Recht unter die Heiligen versezt worden.

Nebst diesen angezeigten Verdiensten finden wir unsers Orts dasjenige am vorzüglichsten wichtig: daß er, so viel seine Kräfte, und seine einigermaßen eingeschränkte Fähigkeiten es erlaubten, für die Wiederherstellung der ganz zu Boden gesunkenen Kirchenzucht unermüdet arbeitete. Daß ihm übrigens, selbst bei seiner so ausgezeichneten Frömmigkeit und Demuth, die Behauptung und Vermehrung päbstlicher Rechte nicht gleichgiltig war, beweisen mehrere seiner Handlungen sehr augenscheinlich; und auch dies hat viel beitragen müssen, daß man seine Ansprüche, unter die Zahl der Heiligen versetzet zu werden, nicht verkennen konnte.

CLI.

Viktor II.

(1055.)

Die Römer fanden nach Leo's Tode abermal keinen für die Pabstwürde tauglichen Mann. Sie mußten sich neuerdings an den Kaiser wenden, und übertrugen das Geschäft dieser Deputation dem Subdiakonus Hildebrand, der es auch um so lieber übernahm, da er hiebei nach dem Drang seines immer thätigen und unruhigen Geistes etwas zu geschäfteln fand. Sein Augenmerk fiel auf den Bischof von Eichstädt, Gebhard, und obschon der Kaiser und Gebhard selbst diese Wahl zu hintertreiben suchten, so wußte doch Hildebrand die Sachen so zu drehen und zu leiten, daß Gebhard endlich mit nach Rom gieng. Man empfieng ihn mit großen Freuden, und seine Ordination geschah am 13. April 1055, nachdem der päbstliche Stuhl beinahe ein Jahr unbesezt geblieben war. Gebhard ließ sich Viktor II. nennen.

Der Kaiser Heinrich war um diese Zeit nach Florenz gekommen. Der neue Pabst, der ein Verwandter des Kaisers war, reiste

hin,

hin, theils einen Besuch abzulegen, theils ein Concilium wider die Simonie und die Ketzerei des Berengarius zu halten. Es wurden zugleich manche andere Verordnungen gegen verschiedene kirchliche Misbräuche gemacht.

Da Viktor aus Frankreich Nachricht erhalten hatte, von den äußerst verderbten Sitten der dortigen Geistlichkeit, und ihn Geschäfte hinderten selbst hinzureisen, so schikte er den Hildebrand als Legaten hin. Dies war die erste Expedition Hildebrands in päbstlichen Angelegenheiten; er ließ es auch an den Ausbrüchen seines sich schon reif genug entwikkelnden Herrschgeistes dabei nicht fehlen. Zu Lion versammelte er ein Concilium. Viktor selbst hätte nicht strenger und eigenmächtiger mit den sträflichen Gliedern der Geistlichkeit verfahren können, als sein Subdiakonus; er sezte verschiedener Vergehungen wegen sechs Bischöfe ab. Mit einem dieser Bischöfe ereignete sich ein sonderbarer Fall. Er war der Simonie angeklagt; das Urtheil wider ihn sollte den folgenden Tag gesprochen werden. In der Nacht miethete er sich für ansehnliche Summen falsche Zeugen, und trat dann am Tage des Urtheils mit großer Entschlossenheit ins Concilium. Hildebrand bediente sich eines

gar

gar fein sein sollenden Kunstgrifs, den Angeklagten zu verwirren. Er hieß ihn mit drohender Stimme die Worte sagen: Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist. Der Bischof sprach den Vater und den Sohn ganz fertig aus; aber beim heil. Geist blieb seine Zunge stecken; und siehe! da wußte Hildebrand nun handgreiflich, daß der angeklagte Bischof in Ernst und Wahrheit ein Simoniakus sei. Er wurde abgesezt.

Hildebrand wollte auf seiner Legation so viel Früchte seines Eifers erndten als möglich. Er hatte gehört, daß die Kezerei des Berengarius hie und da in Frankreich noch stark herumspukke. Er berief daher ein Concilium nach Tours, wo Berengarius selbst erscheinen mußte, und zur Vertheidigung seiner Lehre aufgefordert wurde. Er war aber nicht im Stande, hinlängliche Gründe für die Wahrheit seiner Meinung anzuführen; und dies bewog ihn, sich selbst nebst seiner Lehre zu verdammen, und, was die nothwendige Folge hievon sein mußte, der Lehre zu entsagen. Diese Umkehr war aber nicht aufrichtig genug, und wir werden in der Folge sehen, daß Berengarius seinen alten Kezer bei weitem nicht ausgezogen hatte.

Der

Der Kaiser Heinrich berief im Jahre 1056 den Viktor nach Deutschland, wahrscheinlich in der Absicht, um durch dessen Ansehen und Vermittlung die Nachfolge im Kaiserthum auf seinen siebenjährigen Sohn zu bringen; denn Heinrich, der einige Zeit her kränklich gewesen war, merkte, daß er vielleicht bald sterben würde. Viktor kam; und er traf wirklich bei seiner Ankunft den Kaiser bereits auf dem Todbette, welcher auch am 5. Oktober des nämlichen Jahrs starb. Viktor gab sich Mühe, zwischen der Kaiserinn und einigen Großen des Reichs eine Aussöhnung zu stiften, und dem jungen Prinzen seine Ansprüche zu sichern. Während dem hatte Viktor einige Legaten nach Toulouse geschikt, um in Sachen der Simonie, dieses unerschöpflichen Sinodalgegenstandes, ein Concilium zu halten. Der Erzbischof von Narbonne war hiebei der meisten Verbrechen, der Simonie, des Kirchen- und Straßenraubes angeklagt worden.

Als Viktor in Deutschland seine Geschäfte geendiget hatte, trat er seine Rükreise nach Rom an. Er blieb hier eine kurze Zeit, und gieng nach Toskanien, wo er unvermuthet im Junius 1057 starb.

Es

Es war bei den Päbsten dieser Zeit zur Gewohnheit geworden, daß sie sich durch irgend ein Wunder auszeichneten. Mit diesem Viktor ereignete sich folgende Begebenheit. Seine strenge Zucht brachte viele Geistliche wider ihn auf. Ein Subdiakonus ließ sich zum Werkzeug der Rache brauchen, und warf eine starke Dosis Gift in den Meßkelch des Pabsts; als nun dieser nach der Konsekration den Kelch in die Höhe heben wollte, so merkte er, daß der Kelch eine ganz außerordentliche Schwere bekommen habe, und daß er nicht im Stande sei, ihn aufzuheben. Er warf sich mit dem ganzen Volk zur Erde, und bat Gott um die Eröfnung dieses unbegreiflichen Zufalls. Sogleich fuhr der Teufel in den nahestehenden Giftmischer, und hiedurch offenbarte sich denn die That sowohl als der Thäter. Den vergifteten Kelch aber ließ Viktor in einen Altar verschließen, und als eine merkwürdige Reliquie für die Zukunft aufbewahren.

CLI.

CLII.

Stephanus IX.

(1057.)

Friderikus, Bruder des Herzogs von Lothringen, Gottfrieds, Kardinal und Kanzler der römischen Kirche, und zugleich Abt des Klosters auf dem Berge Cassino, war der Mann, welcher nach Viktors Tode die Aufmerksamkeit der Römer auf sich zog. Man bedachte sich nicht lange, ihn zum Pabst zu wählen, obschon einige der Meinung waren, die Wahl solle bis zur Zurükkunft Hildebrands, der mit dem Pabst Viktor nach Toskanien gereist war, verschoben bleiben. So weit hatte es dieser Kardinalmönch bereits zu Rom gebracht, daß in den wichtigsten Verhandlungen immer seine Meinung für eine der entscheidendsten mitgehalten wurde. Jedoch geschah die Ordination des neuen Pabstes, der die Benennung Stephanus IX. annahm, ohne den Hildebrand eben zu erwarten, am 3. August 1057.

Stephanus begann sein Amt damit, daß er zu Rom verschiedene Sinoden wider die Ehe der Priester hielt. Er erklärte diese Ehen

Ehen nicht nur für blutschänderisch, sondern er sezte auch alle jene Priester ab, welche seit der Verordnung Leo IX. geheurathet hatten. Seine Strenge gieng so weit, daß selbst diejenigen, welche über ihr eheliches Verbrechen Buße thaten, doch lebenslänglich keine Messe mehr halten durften.

Mit diesen und ähnlichen Arbeiten beschäftigte sich der Pabst vier Monate hindurch zu Rom. Dann reiste er auf den Berg Cassino in seine Abtei, um dort einige Misbräuche abzuschaffen; nebst andern hatten die Mönche des Gelübdes der Armuth ein wenig vergessen. Er wurde hier krank, und erlaubte daher, daß ein neuer Abt gewählt werden dürfte. Die Wahl fiel auf einen gewissen Desiderius, den wir in der Folge auf dem päbstlichen Stuhle finden werden. Während Stephanus noch auf dem Berge Cassino verweilte, machte er die Verordnung, daß das Bisthum von Marsi, welches bereits unter Benediktus IX. in zwei Bisthümer getheilt worden war, wieder in eins zusammengezogen werden solle. Als er gesund war, gieng er nach Rom zurük; und seine erste Handlung war hier, daß er den bekannten Petrus Damianus zum Kardinal ernannte, wogegen der in seine Einsamkeit verliebte

Mönch die dringendsten Einwendungen, jedoch vergebens, machte.

Man will behaupten, diese Reise des Stephanus nach Cassino habe nebst den abzuschaffenden Misbräuchen auch noch eine andere sehr große Absicht gehabt. Stephanus gieng viel mit dem Gedanken um — und dieser Gedanke mag wohl zum Theil dem Hildebrand gehört haben — dem jungen Kaiser Heinrich mit guter Art das deutsche Kaiserthum zu nehmen, und es seinem Bruder, dem Herzog von Lothringen, zuzueignen. Es war bei diesem Tausche vorzüglich darauf gesehen worden, damit der Pabst jemanden zur Hand bekäme, der ihm die ewig unruhigen Normannen aus Italien jagte. Zu einer solchen Unternehmung war aber Geld nöthig. Deswegen nahm Stephanus den Schatz des cassinischen Berges in Augenschein; und er war kaum nach Rom zurükgekommen, so schikte er einen gemessenen Befehl an den Schatzmeister des Klosters, daß dieser sogleich in möglichster Stille die sämmtlichen Kostbarkeiten zusammenpakken und nach Rom bringen solle. Die Mönche versteinerten vor Schrekken bei dieser Hiobspost. Sie weinten und beteten, wodurch es geschah, daß der Pabst einen gar gräßlichen Traum bekam, welcher ihn so betäubte, daß er nicht nur den ganzen Schatz

zurükgab, sondern auch noch eigends ansehnliche Geschenke nach Cassino schikte; worüber die Mönche, wie billig, hocherfreut waren.

Von der Gesandtschaft, welche Stephanus in den Orient schikte, um neuerdings eine Vereinigung zwischen den beiden Kirchen zu versuchen, ist fast nichts zu sagen, denn die Gesandten kamen unverrichteter Dinge zurük, weil sie auf der Reise den Tod des Pabsts erfahren hatten. Stephanus starb zu Florenz am 29. März 1058. Bei seinem Tode geschah etwas Wundermässiges. Der Teufel kam sehr oft in das Zimmer des Sterbenden, und erschrekte ihn; es war aber eben der Abt von Cluni, Hugo, zu Florenz; und dieser heilige Mann bewirkte es, daß der Teufel nicht ins Zimmer zu kommen wagte, sobald er gegenwärtig war; der Pabst ersuchte daher den Hugo, immer bei ihm zu bleiben, wodurch dem Teufel fürohin aller Zugang gesperrt wurde.

Kurz vor seinem Tode machte Stephanus noch folgende Verordnungen: daß während des erledigten Pabstthums die Schlüsse seiner Sinoden unverbrüchlich gehalten, und daß mit der Wahl eines neuen Pabsts bis zur Rükkehr Hildebrands aus Deutschland gewartet werden solle. Hildebrand war an

den

den kaiserlichen Hof geschikt worden, um mit der Kaiserinn Agnes gewisse Verhandlungen zu pflegen, und, wie einige hinzusetzen, beim jungen Heinrich den Mentor zu spielen. Man würde die Sache am kürzesten und treffendsten vortragen, wenn man sagte: Er habe sich vom Pabst das Geschäft eines Spions und Händelmachers in Deutschland auftragen lassen! —

CLIII.

Benediktus X.

(1058.)

Die Römer fanden es nicht ganz nöthig, mit der Wahl eines neuen Pabstes auf Hildebrands Zurükkunft zu warten. Wenigstens wollten die Grafen von Tuscien von der Verordnung des verstorbenen Stephanus nichts wissen; sie sammelten ihre Parthei zusammen, und sezten den Bischof von Veletri unter dem Namen Benediktus X. auf den päbstlichen Stuhl.

Mit seiner Ordination hatte es große Schwierigkeit. Der Bischof von Ostia, Petrus Damianus, dem von alten Zeiten her

die Verrichtung dieser Zeremonie oblag, gieng heimlich davon. Ein gemeiner Priester jener Kirche wurde, mittelst eines ihm an den Hals gesezten Degens, gezwungen, den neuen Pabst zu ordiniren. Seine päbstliche Herrlichkeit dauerte aber nicht länger, als neun Monate und zwanzig Tage. Er wird in die Reihe der Gegenpäbste geworfen, wie wir gleich hören werden.

CLIV.

Nikolaus II.

(1058.)

Als Hildebrand in Deutschland gehört hatte, daß Stephanus gestorben, und nach ihm ein Mittelding von Pabst und Nichtpabst auf den römischen Stuhl gesezt worden sei, so machte er am kaiserlichen Hofe die nöthigen Anstalten, daß die Kaiserinn einen solchen Mann zum Pabst bestimme, den er zu seinen Absichten brauchen könnte. Hiezu kam, daß ein ansehnlicher Theil römischer Bürger eine Gesandschaft an den kaiserlichen Hof geschikt, und um einen rechtmäßigen Pabst gebeten hatten, indem sie den Benediktus nicht als einen solchen erkennen wollten.

Hil-

Hildebrand warf sein Augenmerk auf den Bischof von Florenz, Gebhard; er brachte ihn beim kaiserlichen Hofe in Vorschlag, und erhielt desselben Bestättigung. Sofort reiste er nach Florenz, um den neuen Pabst abzuholen. Er schrieb von da aus einen harten Brief an die Römer, worinn er ihnen Vorwürfe über die geschehene verwerfliche Ernennung des Benediktus machte. Auf diesen Brief reisten viele Kardinäle nach Siena, um hier die Wahl des Gerhard nach aller Förmlichkeit zu unternehmen. Alle Stimmen vereinigten sich für ihn. Seine Wahl geschah am 28. Oktober 1058; er ließ sich Nikolaus II. nennen.

Hildebrand brachte ihn im Triumph nach Rom. Es wurde aber bevor ein Concilium zu Sutri veranstaltet, wo die Bestättigung des neuen Pabstes im Angesichte alles Volks geschehen sollte und wirklich geschah. Nikolaus erhielt nun mit großer Feierlichkeit seine Ordination. Mittlerweile war Benediktus heimlich davon gegangen. Nikolaus ließ ihn aber nach seiner Ordination vor sich bringen, um ihn über sein böses Betragen zur Rede zu stellen. Benediktus fiel auf seine Kniee nieder, bat demüthig um Verzeihung, und erhielt dadurch noch so viel Gnade, daß er wenigstens nicht exkommunizirt, sondern nur seiner bi-

bischöflichen und Priesterwürde entsezt, und lebenslänglich in der Kirche Maria Majore eingesperrt wurde. — Bei einer zu starken Gegenmacht kann man den Besiegten nicht immer feig nennen, sonst müßte diese Benennung den Benediktus mit Recht treffen. Daß aber überhaupt an dem Benediktus nicht viel Besondres gewesen sein mag, beweist ein Brief des Petrus Damianus, worinn gesagt wird: Benediktus sei ein gar jämmerlicher Blödkopf gewesen; mit dem Beisatze: Er, Damianus, wolle ihm ohne Anstand die Füsse küssen, und ihn einen Apostel nennen, wenn er im Stande sei, auch nur eine Zeile aus einem Psalm oder einer Homilie zu erklären. — Solch ein Pabst müßte dann auch nach aller Gebühr ein Gegenpabst heissen.

Die erste wichtige Arbeit des Nikolaus war die Zusammenberuffung eines zahlreichen Conciliums wider die Ketzerei des Berengarius. Dieser Mensch war ein ganz besondrer Ketzer, und man möchte fast sagen, er verdiene nicht einmal diesen Namen, sondern den eines unstetten Zweiflers, der heute Buße thut über das, was er gestern geglaubt hat; und morgen wieder glaubt, was er heute abgeschworen hat. Dies war gerade der Fall bei dem gegenwärtigen Concilium. Als man ihn zu den Beweisen seiner Lehre

auf-

aufforderte, trat er demüthig hin, und legte nach Art der Schulknaben das zweitemal folgende Erklärung ab: " Ich Berengarius ꝛc. erkenne den wahren apostolischen Glauben, und verdamme daher alle Ketzereien, besonders diejenige, von welcher ich bis jezt angestekt war — — Ich beschwöre dieß bei der heiligen Dreifaltigkeit, und dem heiligen Evangelium u. s. w." Hierauf verbrannte er seine eigne und des Scotus Schriften. Wir werden aber bald hören, daß dieses ganze Glaubensbekenntniß eine Lüge war.

Ein andrer Gegenstand dieses Conciliums war die Bestimmung der Maasregeln bei künftigen Pabstwahlen. Es wurde festgesezt, daß zuerst die Kardinalbischöfe untereinander über den neuen Pabst Verhandlungen pflegen, dann die Kardinalpriester, und endlich die übrige Geistlichkeit nebst dem Volk zur Wahl herbei ruffen sollten; und daß schlüßlich die Wahl dem Kaiser bekannt gemacht und die Bestättigung von ihm eingeholt werden müßte. Uiber diese leztere Verfügung gebärden sich gewisse Schriftsteller sehr grämlich, und geben sich Mühe, die Sache als ungegründet darzustellen. Jedoch läßt sich nicht läugnen, daß man bis dahin zu Rom immer noch so ehrlich blieb, von dem uralten Gebrauch, daß die Kaiser die Wahl der Päbste zu be-

stättigen

stättigen hätten, nicht abzugehen. Fernerhin wurden die Umstände freilich ein wenig anders.

Die mailändische Kirche befand sich schon seit einiger Zeit in einer traurigen Verwahrlosung; die Geistlichkeit vergaß aller Zucht und Ordnung, und man behauptet: es sei zu Mailand kein Priester gewesen, der nicht entweder sein Amt gekauft, oder im Konkubinat gelebt hätte. Nikolaus wollte diesem Unheil abhelfen; er schikte zwei Legaten, den Bischof von Ostia, Petrus Damianus, und den Bischof von Luca, Anselmus, zur Untersuchung und zur Abstellung der eingerissenen Misbräuche hin. Ehe den Mailändern die Absicht dieser Legation bekannt wurde, betrugen sie sich gegen die beiden Bischöfe sehr gefällig. Sobald aber die Geistlichen erfuhren, daß der Pabst ihnen ihre Weiber nehmen, und die der Simonie Schuldigen absezen lassen wolle, so wiegelten sie das Volk auf, und es wäre mit den Legaten fast zu sehr ernsthaften Auftritten gekommen. Es blieb ihnen nichts anders übrig, als die Versicherung zu geben, daß sie in Absicht des Geschehenen keine Strenge brauchen, sondern nur fernern Ausschweifungen vorbeugen wollten. Der Erzbischof Guido war der erste, welcher das Versprechen der Besserung ablegte; aber kaum waren die Legaten fort, so wurde Guido

durch

durch Drohungen und Beschimpfungen der Geistlichkeit gezwungen, sein Versprechen unerfüllt zu lassen.

Es war seit dem zehnten Jahrhunderte in der Kirchenzucht so viel verdorben worden, daß die spätern Päbste, welche es mit der Kirche redlich meinten, mit dem Verbessern gar nicht fertig werden konnten. Nikolaus sahe sich genöthiget, eine Reise nach Apulien zu unternehmen, um auch der Ausartung der dortigen Geistlichkeit persönlich einen Zaum anzulegen. Er hielt zu Melfi, einer Stadt im Gebiete von Luca, andre sagen, in der neapolitanischen Stadt Amalfi ein Concilium, wo meistens über Simonie und Konkubinat gehandelt wurde. Auf dieser Reise geschah es auch, daß Nikolaus die Normannen vom Bann lossprach, alle ihre Eroberungen, Benevent nämlich, Calabrien und Apulien, billigte, und selbe ihrem Herzoge Robert Guiscard, den er für seinen Vasallen erklärte, als ein päbstliches Lehen überließ. Robert mußte hiebei einen Eid ablegen, worinn er versprach, dem heiligen Petrus, dem Nikolaus seinem Herrn, und allen Nachfolgern auf dem römischen Stuhl zwölf Groschen (denarios) pavianischer Münze für jedes Joch Ochsen zu bezahlen. Nikolaus ließ es bei dieser Freigebigkeit

digkeit nicht einmal bewenden; er gab dem Robert auch die Anwartschaft auf Sicilien.

Sonderbar sieht es fast aus, daß dieser Pabst mit der Vertheilung der irdischen Königreiche so willkührlich verfahren durfte; es giebt für die weltlichen Regenten jener Zeit nicht die beste Meinung. Aber Nikolaus befand sich sehr wohl dabei, besonders dadurch, daß die Normannen für eine solche Großmuth zu allen Gegendiensten sich brauchen ließen. Sie zogen in einer ziemlichen Anzahl mit dem Pabste nach Rom, und auf dessen Geheiß säuberten sie das römische Gebiet von allen den kleinen Feinden und Räubern, welche seit einiger Zeit in der dortigen Gegend ihr Unwesen getrieben hatten.

Eine andre Reise des Nikolaus nach Florenz und in das cassinische Kloster ist minder wichtig, sie betraf blos Mönchsangelegenheiten. Er bestättigte einem gewissen Nonnenkloster seine alten Privilegien; er machte einen Mönch des cassinischen Klosters zum Kardinal, und gab einem andern Mönch ein Bisthum, welches er dem vormaligen Besitzer genommen hatte.

Aus Frankreich, so wie überall her, kamen Nachrichten und Klagen über das un-

ordent-

ordentliche Leben der Geistlichkeit. Die damals allgemein herrschenden Laster, Simonie und Unkeuschheit, waren dort ebenfalls sehr vollzählig zu Hause. Nikolaus schikte den Kardinal Stephanus als Legaten hin, und trug ihm auf, zu Tours ein Concilium zu halten. Die schuldig befundenen Geistlichen mußten es geschehen lassen, daß man ihnen ihre gekauften Aemter und ihre Weiber nahm. — Zur nämlichen Zeit ließ Nikolaus durch einen andern Legaten, den Abt des Klosters Cluni, zu Avignon ein Concilium versammeln, wo von der Wahl eines gewissen Bischofs Gerard die Rede war. Dergleichen Dinge sind zu unwichtig, um viele Worte darüber zu verlieren.

Als Nikolaus in einem zweiten Concilium zu Rom die Angelegenheiten einiger engländischen Bischöfe entschieden hatte, reiste er nach Florenz. Man weiß nicht, welche Absicht diese Reise gehabt haben mag, denn Nikolaus starb bald nach seiner Ankunft am 22. Julius 1061. Seine päbstliche Würde hat also nicht länger als 2 Jahre, 6 Monate und 25 Tage gedauert. Die vielen Geschäfte, welche er in einer so kurzen Zeit ausgeführt hat, beweisen allerdings die Thätigkeit seines Geistes. Nebstdem wird er auch seiner Mildthätigkeit we-

gen

gen sehr gelobt. — Wir dürfen nicht vergessen anzumerken, daß er den Kardinalsubdiakonus Hildebrand zum Archidiakonus machte, und also hiedurch diesem Manne eine neue Stufe zu seiner künftigen Herrlichkeit baute.

CLV.

Alexander II.

(1061.)

Die Verschiedenheit der Gesinnungen bei mehrern Partheien, und die verwikkelten Umstände dieser Zeit machten es fast unvermeidlich, daß über die Wahl eines neuen Pabstes nicht mäncherlei Mishelligkeiten hätten entstehen sollen. Zu Rom, wo Hildebrand mit seinem eisernen Sinne den Ton angab, hielt man auf strenge Zucht bei den Geistlichen, und fieng an, sich um das kaiserliche Ansehen nicht viel zu bekümmern, weil eine Frau die Regierung verwaltete, und der junge Kaiser von den deutschen Bischöfen bereits nach Gefallen hin und her gegängelt wurde. Eine andre Parthei italiänischer und zum Theil deutscher Bischöfe, an deren Spitze der kaiserliche Großkanzler in Ita-

Italien, Wipert, stand, war der Meinung, man müßte jezt auf einen Pabst bedacht sein, der es mit dem Unwesen der Geistlichen nicht so strenge nähme, und nicht wie die beiden Vorgänger, ein Concilium nach dem andern wider Simonie und Weiberumgang halte. Um diese Absicht desto kräftiger durchzusetzen, begaben sich diese Bischöfe in den Schuz der Kaiserinn, die es bereits sehr schwer empfunden hatte, daß die Kardinäle zu Rom es wagten, ohne ihre Einwilligung einen neuen Pabst, und zwar den Bischof von Luca, Anselm, zu wählen.

Die Kaiserinn befahl, zu Basel ein Concilium zu halten, wo die von den Römern geschehene Wahl für ungiltig erklärt, und unter kaiserlichem Ansehen ein andrer Pabst ernannt werden sollte. Es war damals ein gewisser Cadolus oder Cadalaus, Bischof von Parma, vorhanden, von dem man wußte, daß er die Sünden der Geistlichkeit eher für Schwachheiten hielt, und besonders wider den Cölibat stark eiferte. Wir bemerken im Vorbeigehen, daß ein Mann von solchen Gesinnungen bei den Römern, und bei allen Cölibatsvertheidigern ohnmöglich in einem guten Rufe stehen kann. Petrus Damianus hat ihm auch bereits zu seiner Zeit eine sehr arge Lobrede gehalten;

er

er nennt ihn einen abscheulichen Menschen, und nimmt über dessen verdächtiges Weiberwesen den Mund entsetzlich voll. Es kommt uns nicht zu, in dieser Sache irgend einer Parthei Recht oder Unrecht zu geben. Nur des Folgenden wegen wollen wir die einzige Bemerkung wagen. Petrus Damianus, der Hauptankläger des Cadolus, ist hinlänglich als ein warmblütiger Mönchsschwärmer bekannt, der mit großem Muth unter der Fahne des strengen Hildebrands zu dienen suchte. Der Cölibat war bereits das Idol des römischen Hofes geworden, und wer es mit Rom gut meinen wollte, mußte Steine aufheben wider jeden, der dem Cölibat abgeneigt war. Verläumdung aber und Hinzuflikken gehässiger Umstände diente stets zu den tauglichsten Waffen, wenn ein gefährlicher Feind auf den Boden gebracht werden sollte. Und so haben wir die ganze Geschichte voll mit Beispielen, daß fast jeder Bischof oder Geistliche, der wider den Cölibat gesprochen hat, mit den schwärzesten Farben als ein Wollüstling und ausschweifender Weiberknecht geschildert worden ist. Sollte man sich daher wohl so ganz in der menschenfreundlichen Vermuthung betrügen, daß vielleicht Cadolus eben kein so ausgemachter Weiberknecht gewesen sei, und daß nur vielmehr der wüthende Eifer der Cöli-

bats-

batsvertheidiger ihm dergleichen arge Benennungen auf den Kopf geschrieben haben könnte?

Cadolus wurde also Pabst, oder vielmehr Gegenpabst. Er brachte ein kleines Kriegsheer zusammen, und zog mit kaiserlicher Bewilligung nach Rom, um mit Gewalt Besiz vom päbstlichen Stuhl zu nehmen. Das Glük schien ihm so günstig, daß er beinahe seinen Nebenbuhler zum Gefangenen gemacht hätte. Aber endlich siegte die Parthei des Bischofs Anselm. Cadolus hatte kaum Zeit, sich durch die Flucht zu retten. Er gieng nach Parma in sein Bisthum zurük. Anselm wurde von den Römern mit großer Freude empfangen. Die päbstliche Würde blieb in seinen Händen; und seinen Namen änderte er in Alexander II.

Die Kaiserinn und der junge Kaiser waren sehr unwillig über das, was in Rom vorgieng. Sie erklärten die Wahl des Alexanders für unrechtmäßig; und Cadolus wurde aufgefordert, noch einmal durch die Waffen seine Ansprüche auf die Pabstwürde geltend zu machen. Inzwischen spielte der Erzbischof von Cölln, Hanno, den entweder römisches Geld oder römische Gnade so dienstfertig

fertig gemacht hatte, einen artigen Meisterstreich. Er suchte den zwölfjährigen Heinrich seiner kaiserlichen Mutter zu entwenden, und ließ ihn nach Cölln bringen. Hier hielt er im Beisein des jungen Kaisers ein Concilium, und bewog ihn mit Ernst und Güte, die Wahl des Pabstes Alexander zu bestättigen. Von dieser Zeit an blieb Heinrich in den Händen des Erzbischofs, welcher sich zu seinem Vormund aufwarf. Es ist nöthig, einen aufmerksamen Blik auf die Erziehungsart des jungen Heinrichs zu werfen, um sich manche künftige Erscheinung in dem Leben dieses Regenten zu erklären.

Alexander war nun in dem vollkommenen Besitz seiner Würde. Cadolus mußte sich in seinem Bisthum zum Ruhigsein bequemen; und es war immer noch Glük genug für ihn, daß man ihn ruhig sein ließ; denn unter andern Umständen würde er nach Art mancher seiner dießfälligen Vorgänger seine Lust zum Pabstsein theuer haben bezahlen müssen.

Das erste, womit Alexander zu thun hatte, war ein Mönchsprozeß zu Florenz. Der dortige Bischof, Petrus, hatte sich der Simonie verdächtig gemacht. Darüber geriethen die reingläubigen Mönche in großen Eifer; sie erklärten alle geistlichen Handlungen

ihres

ihres Bischofs für ungiltig, und ihn selbst schimpften sie einen Ketzer. Sie ließen es nicht bei ihrem Eifer allein bewenden; sie wiegelten das Volk auf. Da aber der Bischof auch seine Anhänger hatte, so kam es zu ernsthaften Händeln; man balgte sich herum, und einige Mönche blieben im Tumult todt. Der Pabst wollte diesem Unwesen abhelfen, und schikte den Petrus Damianus als Legaten und Friedensstifter hin. Aber Damianus war nicht im Stande seine wüthenden Mitbrüder versöhnlich gegen ihren Bischof zu machen. Er gieng nach Rom zurük, und einige Mönche hinter ihm nach; sie wollten die Sache dem Pabste persönlich vortragen. Der Pabst versprach ihnen eine Untersuchung, und auch die Absetzung des Bischofs, im Fall er schuldig befunden würde. Dies wollten aber die Mönche handgreiflich beweisen. Einer von ihnen, Namens Petrus, entschloß sich, eine bisher unerhörte Feuerprobe zu machen. Er gieng mit blossen Füssen auf einem mit glühenden Kohlen bestreuten Steige zwischen zwei angezündeten Hauffen dürren Holzes hindurch, und nahm keinen Schaden; dieser Salamanderstreich hat ihm den Beinamen des **feurigen** erworben.

Da diese Art von Wunder beim Volk zu Florenz großen Eindruk machte, so fand

 sich

sich Alexander genöthigt, in der Sache des angeklagten Bischofs, zu Rom ein Concilium zu halten. Es wurden Zeugen abgehört, welche behaupteten, der Bischof habe sein Amt gekauft; seine Absetzung war also unvermeidlich. Auf eben diesem Concilium wurden einige andre kirchliche Vererdnungen gemacht, als: Die Geistlichen sollen gemeinschaftlich beisammen wohnen — Niemand soll mehrere geistliche Aemter besitzen — Die Ehen unter Blutsverwandten sind ungiltig u. s. w.

Die Mönche zu Cluni hatten ebenfalls mit dem Bischofe von Mason, Drago, einen Streit. Der Abt des Klosters, Hugo, klagte beim Pabste, daß dieser Bischof über die Mönche einige Gerichtsbarkeit ausüben wolle. Der Pabst schikte den Petrus Damianus nach Frankreich, welcher zu Chalons ein Concilium versammeln mußte. Der Bischof Drago hörte da eine nachdrükliche Erinnerung über die dem besagten Kloster längst bewilligte Immunität und Exemtion, und daß er es ferner nicht wagen solle, die Mönche, welche von Niemand als dem Pabst abhängen, im geringsten zu beunruhigen. Der Bischof bekannte seine Schuld, und that sieben Tage bei Wasser und Brod Buße. — Kann man sich wohl bei solchen Begebenheiten

über

über die so stark angewachsene Macht der Mönche wundern!

Es ist schon oben gesagt worden, daß Berengarius bei Abschwörung seiner Lehre nicht aufrichtig war. Er hatte seitdem in der Stille wieder fortgekezert, bis einige Bischöfe in Frankreich, besonders der Bischof von Rouen, aufmerksam auf ihn wurden. Auch Alexander erhielt Nachricht davon; er schrieb einen wohlmeinenden Ermahnungsbrief an den Berengarius, der aber ohne Wirkung blieb. Es wird dem Berengarius sehr arg ausgelegt, daß er sich in seinen Schriften schimpflicher Ausdrükke gegen die Päbste und die römische Kirche bedient habe. Unartig ist dies immer; aber das Schimpfen war in jenen Zeiten, wie wir so oft gehört haben, so allgemein zum herrschenden Tone geworden, daß man wohl nicht leicht von einem Kezer eine sittsamere Sprache fordern darf, als von Concilien, Päbsten, Patriarchen und Bischöfen.

Als im Jahre 1063 der Herzog von Calabrien, Roger, mit seinen Normannen die Saracenen besiegt und einen großen Theil von Sicilien erobert hatte, schikte ihm Alexander zum Beweis seiner Zufriedenheit eine geweihte Fahne. Zugleich versprach er allen,

die

die künftig zur völligen Vertreibung der Saracenen die Waffen ergreifen würden, die Erledigung von ihren Sünden. — Nach einiger Zeit hierauf hielt Alexander zu Rom einige Concilien wider die Ehen unter Blutsfreunden. — Bei einer Reise auf den cassinischen Berg verschwendete er mancherlei wichtige Aemter und Würden an einige dortige Mönche; das ganze Kloster aber entzog er der Gerichtsbarkeit der Bischöfe und unterwarf es unmittelbar dem römischen Stuhle. — Die Bemerkung kann unsern Lesern nicht entgehen, wie besorgt die Päbste waren, gerade nur den reichsten Klöstern Exemtionen zu ertheilen; das Kloster auf dem cassinischen Berge wurde auf zwei Millionen (versteht sich, kleiner Münze) Einkünfte geschäzt.

Cadolus hatte sich, wie wir bereits gesagt haben, bisher ziemlich ruhig gehalten. Jedoch blieb er stets in der festen Meinung, er sei rechtmäßiger Pabst. Seine Parthei wurde allmälig muthiger, und es schien, als wollte er an ihrer Spitze zur Behauptung seiner Ansprüche neue Schritte wagen. Unter diesen Umständen fanden es mehrere Bischöfe für nothwendig, ein Concilium in der Absicht zu halten, damit die bisherige Spaltung ganz gehoben werden möge. Dieses Concilium versammelte sich zu Mantua.

Cadolus

Cadolus wurde dazu beruffen, seine Sache persönlich zu verantworten; er blieb aber aus. Da nun in seiner Abwesenheit erwiesen wurde, daß er sich seinen Pabsttitel gekauft habe, so geschah auch seine förmliche Entsetzung, und man untersagte ihm zugleich alle priesterliche Verrichtungen. Dieses Urtheil brachte ihn so auf, daß er einen gewaltigen Einfall in Rom wagte, um die Peterskirche in Besitz zu nehmen. Die Unternehmung mislang aber. Seinen Feinden entkam er zwar, indem der Kommendant der Engelsburg ihn in diese Feste in Sicherheit brachte; jedoch mußte er diesem für die Loslassung eine ansehnliche Summe zahlen. Was in der Folge mit ihm geschehen, und wie und wo er eigentlich gestorben sein mag, ist bei den mancherlei widersprechenden Nachrichten nicht mit Gewißheit zu bestimmen. — Auf der Rükreise von diesem Concilium machte Alexander zu Mailand einen ohnlängst verstorbenen Geistlichen, Namens Arialo, heilig; dieser Arialo war als ein zu eifriger Vertheidiger des Cölibats unter den Händen seiner geistlichen Mitbrüder zum Märtirer geworden, denn sie schlugen ihn todt, um seiner widerlichen Beweise für die geistliche Enthaltsamkeit los zu werden.

Wir

Wir müßten zu umständlich werden, wenn wir alle minder erheblichen Verrichtungen dieses Pabstes anführen wollten. Sein vorzüglichstes Augenmerk war immer auf die Verbesserung der Kirchenzucht gerichtet. Er schikte in dieser Absicht auch nach England einige Legaten, um theils manche Misbräuche dort abzuschaffen, theils verschiedene Streitigkeiten englándischer Bischöfe beizulegen. Einen der auffallendsten Misbräuche aber, daß die Mönche sehr häuffig in die geistlichen Aemter bei den englándischen Kathedralkirchen sich eindrängten, und worüber mehrere Bischöfe zu Rom Klagen führten, schafte er nicht ab, sondern beståttigte denselben durch eine eigne Verordnung.

Allerdings ist das Wichtigste in dem Leben dieses Pabstes, was er kurz vor seinem Tode zu thun wagte; es betraf den König Heinrich IV. Bereits im Jahre 1068 hatte sich Alexander mit größtem Ernst der Ehescheidung Heinrichs von seiner Gemahlinn Bertha widersezt, und es dahin zu bringen gesucht, daß Heinrich von diesem Vorhaben ganz abstehen mußte. Im Jahre 1073 waren mancherlei harte Klagen über den König nach Rom gekommen; besonders führten die Sachsen große Beschwerden wegen vieler Tirannei und Mishandlungen,

welche

welche der König und seine Minister wider sie verübten. Hiezu kam, daß Heinrich beschuldigt wurde, er verkaufe alle geistliche Würden um hohes Geld, und verwende diese Summen zum Unterhalt seiner Armee. Hildebrand, der seither schon fest in dem Geschäft des allmächtigen Ohrenbläsers am römischen Hofe stand, wußte den Alexander dahin zu vermögen, daß dieser den König Heinrich wie irgend einen andern Verbrecher geradehin nach Rom zur Verantwortung citiren ließ. Man bildet sich leicht ein, wie Heinrich eine solche Zumuthung aufgenommen haben mag. Sein ganzer Zorn entbrannte, und Alexander würde ohne Zweifel seinen kühnen Schritt haben bereuen dürfen, wenn er nicht kurz darauf gestorben wäre. Sein Tod ereignete sich am 21. April 1073.

Alexander stand bei seiner Lebenszeit in dem Rufe eines Wunderthäters. Auf dem cassinischen Berge trieb er einen Teufel aus, und befahl ihm, in eine Wüstenei zu fahren, wo weder Mensch noch Vogel zu finden sei. Durch das Wasser, worinn er nach der Messe seine Hände gewaschen hatte, machte er zu Aquino ein lahmes Weib gesund. Man rühmt seinen Wandel als ein Muster der Tugend und Frömmigkeit; zur Würde des Heiligseins

ligseins ist er jedoch von seinen Nachfolgern nicht erhoben worden.

CLVI.

Gregorius VII.

(1073.)

Wir nähern uns dem Zeitpunkte, der in Absicht der in Kirche und Staat veranlaßten Revolutionen unter die merkwürdigsten der ganzen Geschichte gehört. Alle Umstände waren so vorbereitet, alle Triebräder der Maschine so geordnet, daß die fürchterlichsten Bewegungen entstehen mußten, so bald ein Mann aufträte, welcher Muth und Kraft genug besäße, den entscheidenden Stoß gegen die Maschine zu wagen. Diesen Mann fand Rom an dem Pabste, von welchem jezt die Rede sein wird.

Es ist aus dem bisher Gesagten hinlänglich bekannt, zu welchem Ansehen bei der Geistlichkeit sowohl als dem römischen Volke der Archidiakonus Hildebrand sich geschwungen hatte. Schon ehedem bei Alexanders Wahl vereinigten sich viele Stimmen zu seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl.

Aber

Aber der kluge Beobachter fand damals den Weg noch nicht gebahnt genug für seine Absichten. Nach Alexanders Tode stimmte nun ganz Rom einhellig für ihn; man brauchte sogar Zwangmittel, indem es schien, als wenn Hildebrand die Pabstwürde gar nicht annehmen wollte. Diese Widersetzlichkeit wird mit Recht für einen Kunstgriff seiner Verstellung gehalten.

Noch am nämlichen Tage, da die Wahl geschehen war, wurde Hildebrand in die Peterskirche gebracht, und dort sein Wahldekret dem Volke vorgelesen. Es ist nothwendig, daß wir einige Stellen dieses Dekrets anführen. " Wir erwählen einstimmig, heißt es darinn, zum obersten Hirten und Pabst einen gottesfürchtigen und gelehrten Mann, einen standhaften Vertreter der Gerechtigkeit und Billigkeit, einen Mann, den widrige Zufälle nicht schrekken und den das Glük nicht übermüthig macht; der geehrt wird wegen seinen unbescholtenen Sitten, seiner Eingezogenheit, Keuschheit, Nüchternheit und Gastfreundschaft; der von seiner Kindheit an im Schoos der Kirche auferzogen worden ist zur Weisheit u. s. w."

Allein dieser Lobsprüche und der allgemeinen Beistimmung der Wählenden ohngeachtet,

achtet, wollte doch Hildebrand die Ordination nicht annehmen, ehebevor nicht die kaiserliche Beståttigung seiner Wahl eingehohlt worden wåre. Er schikte daher selbst einige Bothen nach Deutschland, und ließ am kaiserlichen Hofe die Nachricht verbreiten: wie man ihm mit Gewalt die påbstliche Würde aufgezwungen habe; wie er gar nicht verlange Pabst zu sein, und daß es blos allein vom Kaiser abhången solle, ob die Wahl giltig oder ungiltig sein werde. Der junge Kaiser hatte einige Bischöfe um sich, die als wohlmeinende Schutzengel ihm stark anlagen, die Wahl nicht zu beståttigen; die ihm sagten, er solle die Schlange nicht in seinen Busen stekken, die ihn in der Folge tödten werde. Aber Hildebrand hatte auch Schutzengel von seiner Parthei am kaiserlichen Hofe; und es schien, daß diese größere Gewalt über Heinrichs Willen hatten als jene.

Heinrich schikte mit halber Genehmigung den Grafen Eberhard nach Rom, die Wahl nach den bestehenden Kirchengesetzen zu untersuchen. Dieser Gesandte mußte entweder ein schlechter Menschenkenner sein, oder es mit seinem Vaterlande und seinem Könige nicht gut meinen, oder, was das Wahrscheinlichste ist, durch römisches Geld gewonnen worden sein; denn er sprach in seinem

Bericht

Bericht sehr zu Hildebrands Vortheil, und fand die geschehene Wahl vollkommen gesetzmäßig. Heinrich gab nun ohne Anstand seine Einwilligung; er sandte den Bischof von Vercelli, Gregorius, mit dem Auftrage nach Rom, als kaiserlicher Abgeordneter der Ordination des neuen Pabstes beizuwohnen. Diese geschah am Feste Peter und Paul, den 29. Junius 1073. Da Hildebrand nur den Orden des Diakonats hatte, so mußte er bevor zum Priester und Bischof geweiht werden. Seinen Namen Hildebrand änderte er in Gregorius VII., und man glaubt darum, weil er hiedurch seine Dankbarkeit gegen seinen Lehrer und Wohlthäter Gregorius VI. bezeigen wollte. Ueber seine Herkunft sind die Meinungen getheilt. Manche, worunter auch das Brevier gehört, lassen ihn zu Toscanien gebürtig und den Sohn eines Zimmermanns oder Schmiedes sein. Andre behaupten, er sei zu Rom aus einer adelichen Familie gebohren. Ein Mann, wie Hildebrand, hätte doch verdient, daß die Zeitgeschichte um seine Abkunft besorgter gewesen wäre.

Gregorius wollte mit der Ausführung seines großen Plans nicht lange säumen. Sein Hauptaugenmerk gieng auf die Zusammenberuffung eines Conciliums nach Rom,

wo er die Entwürfe, mit welchen er sich bisher insgeheim herumgetragen hatte, laut an den Tag legen könnte. Bevor wagte er aber einige kleine Versuche, um zu erfahren, wie die Könige der Erde es mit ihm zu halten gesonnen wären. Der erste dieser Versuche schien sehr geringfügig. Er ließ durch einen Legaten dem Könige von Arragonien bedeuten, daß fernerhin statt des alten gothischen das römische Ritual in allen spanischen Kirchen eingeführt werden solle; das Nämliche ließ er auch den Königen von Castilien und Navarra bekannt machen. In Arragonien fügte man sich nach seinem Begehren; in den beiden andern Königreichen aber nicht, wobei Gregorius eben nichts weiters that, als daß er einen geschmeidigen Ermahnungsbrief hinschrieb.

Der zweite Versuch war ernsthafter. In Frankreich gab es große kirchliche Unordnungen; der König Philipp wurde beschuldigt, daß er nicht nur für baares Geld schlechte Leute zu Bischöfen mache, sondern auch an der Plünderung der Klöster Theil nehme. Gregorius schrieb ihm einen sehr nachdrüklichen Brief, und drohte ihm mit der Exkommunikation, wenn diesen Ausschweifungen nicht sogleich ernstlich gesteuert würde. Der König ließ durch einen eignen Gesandten

dem Pabste die ergebne Versicherung machen, daß er den eingerissenen Uebeln abhelfen, und sich selbst künftig bessern werde.

Das oben bemerkte Concilium versammelte sich am ersten Fastensonntage im Jahre 1074. Es fanden sich fünfzig Bischöfe und eine Menge Aebte und andre Geistliche dabei ein. Gregorius drang hier auf die Festsetzung folgender Dekrete. Erstens: Wer immer ein geistliches Amt durch Geld erworben hat, soll davon für immer ausgeschlossen sein. Zweitens: Wer ganze Kirchen durch Geld an sich gebracht hat, soll davon entfernt werden. Drittens: Verheuratheten Geistlichen sind alle kirchliche Amtshandlungen untersagt, und in Folge dessen sollen alle verheurathete Geistliche ihre Weiber, oder wie es im Grundtext heißt, ihre Konkubinen von sich schaffen, und jeder, der künftig ordinirt zu werden verlangt, das Gelübd ablegen, daß er lebenslänglich unverehlicht bleiben will. Viertens: Das Volk soll keine Amtshandlung eines Geistlichen für giltig erkennen, der im mindesten gegen die Verordnungen des päbstlichen Stuhls sich widerspenstig bezeigt. Auf dem nämlichen Concilium exkommunizirte Gregor den Erzbischof von Mailand, Gottfried, und den Herzog von Apulien, Robert Guiscard. Jener war angeklagt worden, daß er seine bischöfliche

Würde dem Könige Heinrich abgekauft habe. Dieser hatte die Stadt Benevent belagert und mehrere Plätze im Gebiete des heiligen Petrus erobert.

Gregor war nicht zufrieden, jene Dekrete gemacht zu haben. Er bot allen Ernst und alle Strenge auf, daß sie auch aufs pünktlichste befolgt würden. Besonders arbeitete er für die unverbrüchlichste Beobachtung des Cölibats. Hierüber gerieth der größte Theil der Geistlichen in Wuth, denn sie fanden es unmenschlich, daß man ihnen ihre rechtmäßigen Weiber auf eine so gewaltsame Art nehmen wollte. In Deutschland brach das Feuer am heftigsten aus. Man verschwur sich wider den Pabst; man nannte ihn laut einen Ketzer und einen vermessenen Menschen, der sich unterstünde, Gottes Wort mit Füssen zu treten, und Verordnungen zu machen, die jenen der Apostel schnurstraks entgegen wären.

Unter diesen Cölibatsfeinden stand der Bischof von Constanz, Otto, fast oben an. Gregor hatte ihm die Dekrete des Conciliums zur Bekanntmachung zugeschikt. Aber Otto verwarf alles, was die Ehelosigkeit der Priester betraf. Dieß reizte Gregors ganzen Zorn. Er schrieb einen äußerst harten Brief

an

an ihn; er spricht darinn von der Abscheulichkeit des Weiberumgangs, und behandelt überhaupt diesen Bischof wie einen ausgefeimten Dirnenknecht; schließlich beruft er ihn nach Rom zur Verantwortung bei einem Concilium, welches in der ersten Woche der künftigen Fasten gehalten werden solle. Zugleich sandte Gregor an die Geistlichkeit und die ganze Constanzer Kirchengemeinde ein Kreisschreiben, worinn wörtlich gesagt wird; " Kraft apostolischer Gewalt befehlen wir euch, daß ihr eurem Bischof nicht den mindesten Gehorsam bezeigen sollt, so lange er in seiner Widerspenstigkeit verharren wird. Glaubt dabei ja nicht, als gereichte dies zu eurem Seelenschaden; denn es geschieht durch das Ansehen des heiligen Petrus, daß wir euch von allen Verbindlichkeiten gegen einen solchen lossprechen, der den Aussprüchen des apostolischen Stuhls nur im geringsten sich zu widersetzen wagt." Otto verharrte jedoch in seinem Sinne; er fiel in die Exkommunikation, und starb nach einigen Jahren, ohne sich um die Lossprechung vom Bann zu bekümmern.

Aus dem Orient von dem neuen Kaiser, Michael Ducas, erhielt Gregor bald nach seiner Erwählung ein angenehmes Schrei-

Schreiben. Der Kaiser wünschte ihm zu seiner Erhebung Glük; und die verbindliche Art, womit der Kaiser sich ausdrükte, bewog ihn, einen Versuch zu machen, ob er die morgenländische Kirche nicht etwa unter die Bothmäßigkeit des römischen Stuhls bringen könnte. Er schrieb gar höfliche und süsse Briefe an den Kaiser zurük, sprach von der friedlichen Vereinigung beider Kirchen, forderte zur Vertreibung der Saracenen auf, und erbot sich, obschon er eben keinen Soldaten vorräthig hatte, mit 50000 Mann nach dem Orient zu kommen, und in eigner Person die Armee anzuführen. Er rechnete hiebei auf die Dienstfertigkeit des König Heinrichs, und es mochte nicht wenig zu den feindlichen Gesinnungen des Gregors gegen diesen Regenten beitragen, daß Heinrich seine Truppen lieber zur Bezwingung der Sachsen brauchen, als sie in den Orient auf Gregorianische Abentheuer ausschikken wollte.

Zur nämlichen Zeit schrieb Gregor an den ungarischen König Salomo einen gar sonderbaren Brief. Er macht ihm Vorwürfe darüber, daß er seine Bestättigung in der Königswürde von dem deutschen Koiser, und nicht vom Pabste eingehohlt hätte. " Es wird dir doch bekannt sein, sagt er, daß

dein

dein ganzes Königreich dem apostolischen Stuhl gehört, und daß dieser es als ein Geschenk geben kann, wem er will; der König Stephanus hat es ihm mit allen Rechten und aller Macht abgetreten; du mußt daher deinen Scepter als eine bloße Gabe des apostolischen Stuhls ansehen.„ Als in der Folge Salomo vom Geisa überwunden und aus Ungarn verjagt wurde, schrieb ihm Gregor: er könne ihm eben nicht helfen, denn er müsse darauf wachen, damit die Rechte der Kirche über Ungarn unverlezt erhalten würden, und er könne seine Verjagung nicht anders als eine gerechte Strafe des Himmels betrachten, weil er sich unterstanden hätte, Ungarn für kein päbstliches Lehen anzusehen.

Indessen war der Zeitpunkt herangerükt, wo Gregor zu Rom ein zweites Concilium zu halten beschlossen hatte. Es kam hier über drei Hauptgegenstände zur Sprache. Das erste Dekret betraf die Simonie; und in Folge dessen wurden fünf Minister des Kaiser Heinrichs exkommunizirt, weil sie bei Besetzung einiger Bisthümer sich durch Geld hatten bestechen lassen. Den deutschen Bischöfen von Bremen, Straßburg, Speier und Bamberg, dann den Bischöfen von Pavia und Turin verbot man alle geistliche Verrichtungen, weil sie angeklagt waren, daß sie ihre Würden

gekauft hätten. Der Bischof von Plazenz aber wurde förmlich abgesezt.

Das zweite Dekret erneuerte das Verbot der Priesterehe; es war des Inhalts: „Wir verbieten im Namen des allmächtigen Gottes und kraft der Gewalt des heiligen Petrus allen Priestern, Diakonen und Subdiakonen, welche des Lasters der Unkeuschheit schuldig sind, den Eintritt in die Kirche, so lange sie sich nicht bessern und Buße thun; und den Gläubigen untersagen wir, den geistlichen Verrichtungen jener Priester beizuwohnen, die in ihrem Laster verharren, denn ihr Segen ist Fluch, und ihr Gebet wird zur Sünde."

Gregor war besorgt, daß dieses Dekret vorzüglich in Deutschland mit allem möglichen Nachdruk bekannt gemacht werde; er schikte einen Legaten hin, und dem Erzbischof von Mainz, Siegfried, wurde aufgetragen, zu dieser Absicht ein Concilium zu versammeln. Als aber Siegfried das Dekret abzulesen begann, entstand ein allgemeines Murren unter der Geistlichkeit. Man erklärte sich, eher auf alle geistliche Aemter Verzicht zu thun, als aus rechtmäßig geschlossenen Ehen zu treten; und da der Erzbischof sich merken ließ, daß er Ernst brauchen wolle, so fielen die

Geistlichen über ihn her, und schlugen auf ihn los, daß ihm fast um sein Leben bange wurde. Unter diesen Umständen lernte er begreifen, daß es am rathsamsten sein würde, von einer so gehässigen Sache mit der deutschen Klerisei fernerhin nicht mehr zu sprechen, und es dem Pabste zu überlassen, wie weit er mit seinem Dekret es zu bringen im Stande sein werde.

Das dritte Dekret, das wichtigste unter allen, enthielt Folgendes: „Wer künftig ein Bisthum oder eine Abtei von der Hand eines Laien annehmen wird, der soll gar nicht für einen Bischof oder Abt angesehen werden; und das Nämliche ist auch von allen mindern geistlichen Aemtern zu verstehen. Wenn aber ein Kaiser, ein Herzog, ein Markgraf, ein Graf, und welcher weltlichen Würde er immer sein mag, sich unterstehen sollte, künftighin die Investitur eines Bisthums oder jeder andern kirchlichen Würde zu ertheilen, so soll er wissen, daß er unmittelbar in die Exkommunikation fällt.“

Es war Niemanden ein Geheimniß, daß dieses Dekret zunächst dem Kaiser Heinrich gelten sollte. Darum schien es auch dem Gregor nicht genug, dasselbe dem Kaiser blos durch den gewöhnlichen Weg bekannt zu machen;

machen; er fügte noch die ausdrükliche Drohung hinzu, daß gerade er, der Kaiser, sogleich in die Exkommunikation falle, wenn er nicht zur Stelle gegen das Dekret den pünktlichen Gehorsam bezeigen würde. In dem nämlichen Briefe, worinn Gregor dem Heinrich dieses Bannurtheil zu Ohren brachte, befanden sich insbesondere noch harte Vorwürfe darüber, daß Heinrich immer noch mit jenen fünf Ministern Umgang pflege, welche auf dem vorigen Concilium zu Rom waren exkommunizirt worden.

Dieses Beginnen des Pabstes mußte allerdings in Deutschland starken Eindruk machen. Da aber Heinrich damals noch im Kriege gegen die Sachsen verwikkelt war, so hatte er nicht Zeit genug, auch schien es ihm nicht rathsam, seinen Unwillen sogleich thätig an den Tag zu legen. Er ließ es dabei bewenden, daß er in seinem Rükschreiben dem Gregor bedeutete: das Dekret würde fortan, insoweit es den alten Kirchensatzungen gemäß sei, beobachtet werden; und bei ruhigern Zeiten wolle er eine Gesandschaft nach Rom schikken, damit hiedurch den Mißverständnissen zwischen Deutschland und dem römischen Stuhle zu beiderseitiger Zufriedenheit ein Ende gesezt werden möge.

Während

Während dem, daß Gregor nach allen Theilen der Erde mit dem Banne herum schlug, hätte es zu Rom fast seinen Kopf gekostet. Es begegnete ihm die Unannehmlichkeit, daß, als er in der Vornacht des Weihnachtfestes im Jahre 1075 die Messe hielt, eine Parthei Verschworner unter Anführung des Cincius in die Kirche eindrang und sich seiner bemächtigte. Er wurde arg mißhandelt; man schlug ihm eine Wunde in den Kopf, riß ihn bei den Haaren aus der Kirche, und schleppte ihn unter den gröbsten Beschimpfungen in das Haus des Cincius. Als jedoch von diesem Vorfall die Nachricht in Rom sich verbreitete, sammelte sich das Volk vor dem Hause des Cincius, und forderte mit drohendem Ungestümm die Befreiung des Pabstes. Cincius bat in dieser Verlegenheit den Gregor fußfällig um Verzeihung, und erhielt sie. Gregor aber wurde unter lautem Freudengeschrei in die Kirche zurükgebracht. Das Haus des Cincius riß der wüthende Pöbel nieder, und Cincius mußte auf ewig Rom verlassen.

Heinrich war indessen auf eine ehrenvolle Art mit Besiegung der Sachsen fertig geworden. Das Glük seiner Waffen hatte ihn so beherzt gemacht, daß er glaubte, mit dem Pabste nun in einem andern Tone sprechen zu können.

können. Er fieng damit an, daß er sich an das Dekret der untersagten Investituren nicht kehrte, und daher verschiedene Bischöfe ab und einsezte, wie es ihm den Umständen gemäß nöthig schien.

Dieses standhafte Benehmen des Kaisers reizte den ganzen Uebermuth des Pabstes. Er schrieb einen heftigen und drohenden Brief, worinn er besonders den Ungehorsam des Kaisers gegen die apostolischen Befehle anklagte. Die Aufschrift dieses Briefes zeigt schon hinlänglich von dem Geiste des Inhalts. " Gregorius, heißt es, Bischof und Diener der Diener Gottes, entbietet dem Könige Heinrich seinen Gruß und den apostolischen Segen, **wenn er anders, wie es einem christlichen Könige zusteht, dem apostolischen Stuhle gehorchen wird.** " Weil jedoch nach Absendung dieses Briefes dem Gregor beifiel, er dürfte etwa nicht nachdrüklich genug geschrieben haben, so eiferte er noch einen zweiten viel heftigern Brief zusammen; und um endlich alles zu erschöpfen, was Stolz und Despotensinn heißt, so schikte er eine eigne Legation nach Deutschland, und ließ den Kaiser zur persönlichen Verantwortung seiner Vergehungen nach Rom citiren.

Ein

Ein solcher unerhörter Schritt mußte den Kaiser zum gerechtesten Unwillen entflammen. Die Legation kam ihm gerade zu der Zeit, als er zu Goßlar von den Ersten des Reichs die lautesten Glükwünsche über seinen erhaltenen Sieg empfieng. Er fertigte daher die Legaten mit der Aeußerung der tiefsten Verachtung ab. Zugleich ließ er an alle Bischöfe und Aebte Deutschlands schreiben, und sie nach Worms zu einem Concilium beruffen. Dieses Concilium kam am Sonntage Septuagesima zusammen. Einhellig wurde hier erkannt und beschlossen, daß Gregor seiner vielerlei Frevel wegen nicht verdiene länger Pabst zu sein. Man faßte ein langes Dekret über diesen Schluß ab, worinn Gregor nach allem seinen Thun und Lassen mit ziemlich schwärzen Farben abgeschildert wurde. Die Bischöfe der Lombardei billigten einstimmig die Entscheidung des Conciliums zu Worms.

Heinrich glaubte sich nun seiner Sache so gewiß, daß er nicht zögern zu dürfen meinte, mit dem ganzen Gewicht des kaiserlichen Ansehens dem Gregor Nachricht von seiner Absezung zu geben. Er schrieb einen sehr nachdrüklichen Brief an ihn, und machte ihm harte Vorwürfe über sein bisheriges Betragen, seine Herrschsucht, seinen Meineid,

seinen

seinen Stolz. Von Seiten des Conciliums war ebenfalls ein Brief aufgesezt worden, welcher die Schlüsse desselben enthielt. Mit diesen Briefen sendete man den Priester Roland von Parma nach Rom, um bei dem zu versammelnden Concilium dieselben dem Pabste unmittelbar zu überreichen.

Gleich nach eröffnetem Concilium trat Roland in die Versammlung, und hielt folgende Anrede. " Der König, mein Herr, alle deutsche und italiänische Bischöfe befehlen dir, daß du den mit Gewalt in Besiz genommenen Stuhl Petri sogleich verlassen sollst; denn es ist widerrechtlich, ohne ihre Einwilligung und ohne kaiserliche Zulassung einen solchen Ehrengipfel zu besteigen. Und euch, der römischen Klerisei, wird hiemit der Auftrag gegeben, daß ihr am künftigen Pfingstfest vor dem König euch stellt, und einen andern Pabst von seinen Händen annehmt, denn dieser gegenwärtige ist kein Pabst, sondern ein reissender Wolf.,,

Einer von Gregors treuesten Anhängern, der Bischof von Porto, Johannes, schrie gleich nach Vollendung dieser Rede: " Nehmt ihn gefangen!,, Andre, die es noch eifriger mit Gregor hielten, drangen darauf, Roland solle in Stükke zerrissen werden. Gregor indessen

dessen spielte seine Rolle meisterhafter als alle diese Feuerköpfe. Er schien ganz ruhig bei allem, was Roland sagte, und seine ernstliche Erklärung bestand blos darinn: daß er sich beruffen fühle, die greulichen Unordnungen in der Kirche abzuthun, und daß er ehe den Märtirertod leiden, als von seinem gerechten Vorhaben im mindesten abstehen werde. Hiemit giengen für diesen Tag die versammelten Väter auseinander.

Am folgenden Tage begannen die Sachen ernsthafter zu werden. Gregor hatte Zeit gewonnen, die Ueberlegung zu machen, daß nun eben der entscheidende Augenblik vorhanden sei, entweder den Kaiser aufs fühlbarste zu demüthigen, oder selbst ein Opfer seines Stolzes werden zu müssen. Seine persönliche Sicherheit war einsweilen ohnehin befestigt durch die eifrige Anhänglichkeit der meisten italiänischen Bischöfe. Diese waren es nun auch, welche den bevor abgeredeten Schlag veranlassen mußten. Sie brachen in einer zweiten Sitzung des Conciliums mit den schamlosten Schmähworten gegen den Kaiser los, und forderten mit Ungestümm den Pabst auf, einen solchen Usurpator und Antichrist ohne weiters öffentlich in den Bann zu thun.

Das

Das wollte nun Gregor sich eben nicht zweimal sagen lassen; und so wich Gottes Geist so weit von ihm, daß er mit folgendem Bannspruch gegen den Kaiser Heinrich losschlug: " Heiliger Apostelfürst Petrus! durch deine Gewalt und dein Ansehen geschieht es, daß ich im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dem Kaiser Heinrich seines wider die Kirche bezeigten unermeßnen Stolzes wegen, die Regierung des deutschen Reichs und der italiänischen Staaten untersage. Alle Christen spreche ich los von jedem Eid, den sie ihm je geleistet haben, oder künftig je leisten werden, und ich verbiete Jedermann, ihm als König zu gehorchen. Denn gerecht ist es, daß derjenige, welcher die Ehre deiner Kirche antastet, selbst aller Ehren beraubt werde. Und weil er als Christ zu gehorchen verschmäht hat und zu dem Herrn nicht zurükgekehrt ist — — weil er viele Greuelthaten verübt, auf meine Ermahnungen nie geachtet, und Spaltungen in der Kirche anzurichten gesucht hat, so belege ich in deinem Namen ihn mit dem Bann, damit alle Völker es wissen und bestättigen, daß du Petrus bist, und daß der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche auf diesen Felsen gebaut hat, und daß die Pforten der Hölle sie nicht bezwingen werden.„ — Unter einem wurden

bei

bei dieser Feierlichkeit die Bischöfe von Mainz, Utrecht und Bamberg, die auf dem Concilium zu Worms am lebhaftesten wider Gregors Anmaaßungen gesprochen hatten, mit in den Bann gethan.

Man bildet sichs ein, welchen Eindruk ein solch unerhörtes Verfahren in Deutschland gemacht haben muß. Heinrich schien des Entschlußes zu sein, den kühnen Römer seinen ganzen Zorn empfinden zu lassen. Aber fast unvermerkt gewannen die Sachen in Deutschland eine solche Wendung, daß dem Kaiser sehr bald aller Muth zu ernsthaften Maasregeln gegen seinen Verfolger fallen mußte. Gregor hatte sich nicht begnügt, blos im Concilium die feierliche Exkommunikation bekannt zu machen. Er schikte nebenbei noch verschiedene aufwieglerische Briefe in Deutschland herum, und suchte mehrere Große des Reichs und viele Bischöfe auf seine Seite zu bringen. Dieser Meisterstreich glükte vollkommen, denn ohnehin gab es unter den deutschen Fürsten Misvergnügte genug, die mit Heinrichs Regierung schon seit lange nicht zufrieden sein zu müssen glaubten, und denen es dann allerdings ein sehr angenehmes Geschäft sein mochte, die Verlegenheit ihres Monarchen durch ihre feindseligen Intriguen noch zu vermehren.

Der

Der Schritt des Pabstes war daher bei Heinrichs Feinden eine willkommne Gelegenheit, über alle alte Schulden Rechnung zu pflegen. Man rafte alle Beschwerden wider ihn zusammen, und es kam gar so weit, daß man auf einem Landtage zu Tibur ohnweit Mainz den Entschluß faßte, ihn seiner Kaiserwürde zu entsetzen, und einen tauglichern und bessern Mann als er sei an seinen Platz zu stellen.

Den Händen seiner sehr zahlreichen Feinden preis gegeben, wußte nun Heinrich keinen andern Rath, als gute Worte zu geben, und durch Angelobung eines bessern Betragens die Gemüther zu besänftigen. Aber man erklärte ihm, daß seinen schon so oft nicht erfüllten Versprechungen auch für die Zukunft nicht zu trauen sei; und endlich ließ man ihm gar bedeuten, man wolle mit ihm als einem Exkommunizirten sich in gar keine Unterhandlungen einlassen, und das erste, womit er anfangen müsse, wenn seine Sachen zu einer günstigen Entscheidung kommen sollten, sei, dafür zu sorgen, wie er seiner Exkommunikation los werden möge.

Gregor wußte indessen sehr gut, was in Deutschland vorging. Der hohe Ton, den sich seine Parthei gegen den Kaiser erlaubte,

laubte, machte ihm Muth, in eigner Person nach Deutschland zu reisen, und da durch seine Gegenwart dem bereits sehr verzagt gewordenen Heinrich noch mehr Herzenleid anzuthun. Er hatte auch schon seine Reise angetreten, als er die Nachricht erhielt, daß der Kaiser selbst im Begriffe sei, nach Rom zu kommen und dort um Lossprechung vom Bann zu bitten.

Ganz ruhig konnte Gregor bei dieser Nachricht kaum bleiben, weil er wußte, daß Heinrich in Italien viele Anhänger hatte, bei denen es vielleicht nichts weiter als seine Gegenwart bedürfte, um den heiligen Vater mit seinen Römern in die Enge zu treiben. Er hielt es daher für das sicherste Mittel, in eine haltbare Festung sich zu verstekken, und da gelassen abzuwarten, was etwa in der Folge für Begebenheiten sich ereignen möchten.

Indessen sezte Heinrich in Begleitung seiner Gemahlinn die Reise nach Italien fort. Es war eben Winterszeit, und alle Beschwerlichkeiten einer ungestümmen Witterung begegneten ihm auf dem Wege. Die Festung, wo Gregor seinen Hinterhalt genommen hatte, war Canusium, oder Canoza oder Canossa, wie es Verschiedene verschieden nennen, ein der berühmten Mathilde, von

welcher

welcher unten die Rede sein wird, zugehöriges Schloß. Hieher mußte nun Heinrich sich wenden. Er suchte durch seine Anverwandte Mathilde Mittel zu finden, beim Pabst auf eine leichte Art zum Gehör zu kommen. Man machte ihm Hoffnung, und so begab er sich gen Canossa.

Gregor brauchte allerdings Zeit, auf eine Rolle sich vorzubereiten, die einen ganz außerordentlichen Aufwand von Hochmuth forderte, denn es war keine geringere, als die des willkührlichen Richters über den Kaiser der Deutschen. Er besann sich, ob er dem Heinrich auch nur den Eintritt in das Schloß gestatten sollte. Doch bewilligte er dies endlich; und nun begann ein Schauspiel, das in der deutschen Geschichte allerdings das einzige, und zum Troste deutscher Männer auch nur das einzige ist.

Als Heinrich in den ersten Hof hereingelassen worden war, schloß man die Thüre hinter ihm fest zu, und alle seine Begleiter mußten außerhalb zurükbleiben. Es wurde ihm auf päbstlichen Befehl bedeutet, seine Kleider abzulegen, und in einen härenen Bußrok sich zu stekken; die Füsse wurden entblößt. In diesem elenden Sünderaufzuge mußte er drei ganze Tage im innersten Schloßhofe

hofe stehen, und demüthig warten, ob der Pabst ihm auch nur Gehör geben werde. Jedermann hatte inniges Mitleiden mit dem so tief erniedrigten Fürsten; nur Gregor mit seinem eisernen Herzen nicht. Mathilde zerfloß in Thränen, und bat vergebens, daß Heinrich wenigstens zur Verantwortung vorgelassen werden möchte.

Endlich am vierten Tage durfte Heinrich vor dem Pabst erscheinen. Nach langen und nachdrüklichen Ermahnungen und Vorwürfen ertheilte ihm Gregor unter folgenden Bedingnissen die Lossprechung: Er solle zu einer Zeit und an einem Orte, welchen Gregor bestimmen werde, erscheinen, und Rede und Antwort geben auf die mancherlei wider ihn eingegangenen Beschuldigungen — Er solle angeloben, nie an seinen Anklägern Rache zu nehmen — Er müsse den Pabst für seinen Richter erkennen und ihm unbedingten Gehorsam leisten — Er dürfe die Zeichen der kaiserlichen Würde nicht tragen, bis sein Prozeß ganz zu Ende gegangen und zu seinem Vortheil ausgefallen sei — Er dürfe von seinen Unterthanen keine Abgabe fordern — Er müsse die schon vordem exkommunizirten Minister und Räthe für immer von sich entfernen — und dann erklären, daß er seine Untertha-

terthanen wirklich ihrer Pflicht und ihres Eides gegen sich entledigt halte, im Fall er alle diese Zusagen nicht streng erfülle.

Solche Bedingnisse und in einem solchen Tone sezt doch eigentlich nur ein Herr seinem leibeignen Knechte. Heinrich befand sich auch wirklich in dieser Lage; und so wär es eine sehr unkluge Widerspenstigkeit gewesen, seinem trozigen Richter nicht alles zuzusagen, was dieser verlangte, und durch einen geheimen Vorbehalt blos nur still in seinem Herzen etwas Anders zu beschließen, als hier die Zunge nothgedrungen bekennen mußte.

Was Heinrich für sich zur Rechtfertigung seines so sehr demüthigenden Schrittes sich sagen konnte, das sagte nicht die Welt und seine Freunde. In Italien hatte er wider sein Vermuthen an mehreren Bischöfen eifrige Anhänger gefunden, die, weil sie eben so wie er in der Exkommunikation lagen, an ihm einen starken Widersacher des Pabstes erwarteten, und nun durch gemeinschaftliche Rache und Gewalt mit ihm als dem Kaiser der Deutschen dem übermüthigen Gregor die Spitze zu bieten gedachten. Diese Absicht war durch Heinrichs Nachgiebigkeit völlig vereitelt; und so traten diese italiänischen Bischöfe

schöfe von seiner Parthei mit aller Erbitterung zurük.

Die Sache schien aber darauf angelegt, den immer wachsamen Gregor über den eigentlichen Gang der Angelegenheiten zu täuschen. Man bemühte sich vorzüglich, ihn in seiner Festung wohl zu bewahren, damit er weder nach Rom noch auch nach Deutschland gehen, und da etwa neue Triebwerke für seine Absichten in Bewegung setzen könne. Inzwischen that Heinrich alles Mögliche, um die italiänischen Bischöfe wieder auf seine Seite zurükzugewinnen. Seine gerechten Beschuldigungen gegen die Treulosigkeit und den Ungehorsam der deutschen Fürsten und Bischöfe, welche ausdrüklich seine Lossprechung vom Banne verlangt hatten, um ihn als Kaiser zu erkennen, und dann die Ankunft mehrerer deutscher Bischöfe in Italien, die Heinrichs Freunde waren, stimmten jene Bischöfe bald dahin, daß sie das Geschehene milder beurtheilten, und dem Kaiser ihre vorige Anhänglichkeit bezeigten.

In Deutschland gieng es desto schlimmer für Heinrichs Angelegenheiten. Seinen geistlichen und weltlichen Feinden war mit der päbstlichen Lossprechung wenig geholfen. Es lag ihrer Politik daran, daß er für immer

in der Exkommunikation verbleibe. Damit dann auch Gregor sein in Deutschland aufgestörtes Feuer in vollen Flammen erhalte, und seine gegen Heinrich bewiesene Nachgiebigkeit durch andre Wege wieder gut machen möge, ließ er durch seine Kundschafter den deutschen Fürsten bedeuten, sie sollten in aller Eile den Kaiser zurückberuffen, auf einem Reichstage über ihn strenges Gericht halten, und, da er sich seiner italiänischen Verhältnisse wegen schwerlich zur bestimmten Zeit werde einfinden können, geradehin seine Absetzung und eine neue Kaiserwahl beschließen.

Alles gieng diesem abgeredten Plane gemäß. Heinrich wurde von den deutschen Fürsten zurückberuffen. Er kam nicht, und entschuldigte sich mit seinen wichtigen Geschäften in Italien. Die Fürsten wählten dann auf einem Reichstage zu Forchheim, und zwar, was Gregors geheimen Einfluß in der Sache unwidersprechlich bezeigt, unter Vorsitz eines päbstlichen Legaten den Herzog von Schwaben, Rudolph, zum neuen deutschen Gegenkaiser.

Diese jezt noch nicht vermuthete Begebenheit änderte Heinrichs Entschluß. Er wagte es, persönlich nach Deutschland zu gehen. Seine Freunde waren über diesen Muth ihres Kaisers erfreut, sie gesellten sich

häufig

häufig zu ihm. Man verwünschte den Pabst und den neuen Kaiser. Auch war der Leztere der überlegenen Gegenmacht Heinrichs wegen gezwungen, mit seinen Anhängern nach Sachsen zu flüchten, und sich dort auf Gefahr eines feindlichen Angriffs in die nöthige Vertheidigung zu setzen.

Gregor in seinem Kastell wollte nicht, daß Rudolph eben so wie er der Sache nur still zusähe; es lag ihm daran, den auf eine so bedenkliche Art thätigen Heinrich wieder näher in seiner Gewalt und in Italien zu haben. Rudolph mußte daher einen Angriff gegen ihn wagen, um ihn aus Deutschland hinaus zu drängen. Gregor hatte sich aber verrechnet. In der Schlacht bei Mellrichstadt gieng es dem Rudolph so übel, daß er in die Flucht gejagt, sein ganzes Kriegsheer zerstreut, und eine große Anzahl fanatischer und ihrem rechtmäßigen Kaiser treuloser Bischöfe theils auf dem Platze erschlagen, theils auf der Flucht sehr übel zugerichtet wurden.

Der in den Ränken einer schlauen Meuchelpolitik so sehr geübte, und von einem unerschütterlichen Ehrgeitze beherrschte Gregor wußte sich bei diesem fehlgeschlagenen Unternehmen ganz nach seiner Art aus der Sache zu ziehen. Eine kleine Treulosigkeit schien ihm verzeihli-

cher,

cher, als eine öffentliche Theilnahme an der unrühmlichen Niederlage seines kaiserlichen Klienten. Er ließ den Sachsen bedeuten: Rudolph sei ganz wider seinen Willen zum Kaiser gewählt worden. Diese Erklärung verschafte ihm dann einen neuen Verbrecher, über den er im nöthigen Falle sein Richteramt verwalten könne; und in den Augen der übrigen Welt war seine an Heinrich verübte Verrätherei durch die vorhin mittelst eines Legaten authorisirte Wahl Rudolphs auf die sinnreichste und genugthuendste Art bemäntelt.

Die Sachsen und alle Anhänger Rudolphs, so gutgläubig und zum Theil auch einfältig sie bis jezt auf den Pabst vertraut hatten, begriffen doch nun zu augenscheinlich, wie sie von dem heil. Vater zu Rom wären hintergangen worden. Sie beklagten sich dann auch aufs bitterste darüber in einem eignen Briefe. Mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit bekennen sie darinn: Sie wären ja doch nur unwissende Leute, und sie hätten ein unbegränztes Vertrauen auf den sehr klugen und sehr frommen Nachfolger Petri gesezt. Nun spürten sie aber, daß gewisse Feinheiten und geheime Absichten müßten verhandelt worden sein, wovon sie völlig nichts verstünden. Es thäte ihnen aber äußerst leid, daß jezt das Land verheert, und durch Raub, Mord und

alle

alle übrigen Kriegstrübsaalen in die traurigste Unordnung gebracht worden sei.

Einschneidend waren diese Vorwürfe allerdings, denn Gregor hatte sie verdient. Aber er ließ sie unbeantwortet; und wartete nur in der Stille ab, welche Wendung die Sachen durch ihre eignen natürlichen Verkettungen erhalten würden. Wenigstens nahm er sich wohl in acht, durch eine persönliche und unmittelbare Geschäftigkeit seine öffentliche Theilnahme merken zu lassen. So wie er in Absicht der Wahl Rudolphs für das Benehmen seines Legaten nicht verantwortlich sein mochte, so ließ er es unter den gegenwärtigen, noch gar nicht reifen Umständen, blos geschehen, daß mehrere seiner Legaten Deutschland durchstrichen; daß sie in allem Betracht das Geschäft gemietheter Kundschafter trieben; daß sie bei Heinrichs und Rudolphs Parthei geschmeidige Ohrenbläserei und Wohldienerei verübten; daß sie beide Partheien entweder zur Versöhnung oder zu neuen Händeln zu bereden suchten, und hiedurch blos dem Richteramte Gregors einen neuen und wichtigen Gegenstand zur Reife kochen wollten. Nebenbei ließen es diese Legaten auch nicht daran fehlen, für ihre Dienstfertigkeit sich bezahlen zu lassen; und man sagte ihnen allgemein nach: sie hätten

von

von beiden Theilen, ganz nach Römer Art, ihre ansehnlichen Kontributionen einzutreiben gewußt.

War es nun die Folge der Verhetzungen dieser Legaten, oder Heinrichs natürliche Lebhaftigkeit und das Bewußtsein seiner gerechten Sache — genug, im folgenden Jahre unternahm Heinrich einen entschloßnen Angriff wider seinen usurpirenden Gegner. Er überfiel ihn auf eine unvermuthete, und folglich wohl nicht edle Art. Fast schon war der Sieg in seinen Händen, als er von dem mit Rudolph verbundenen Herzog Otto übermannt und zum Weichen gezwungen wurde.

Auf diesen Zeitpunkt hatte Gregor gewartet. Wäre Heinrich Sieger gewesen, wahrscheinlich hätte der jezt neuentschloßne Kaiserrichter seine Festung enger verwahren lassen. Aber nun, dem unglüklichen, überwundnen, schwachen Heinrich gegenüber bestieg Gregor seinen Richterthron, und sprach wiederhohlt das Bannurtheil über ihn aus. Keinem Theile, sagt der friedfertige Mann in seinem Exkommunikationsbriefe, habe er beistehen wollen, bis nicht die Sache gerichtlich entschieden sei. Da nun aber Heinrich seinen Ungehorsam gegen den römischen Stuhl so offenbar an den Tag gelegt habe, so müsse

er neuerdings seiner Würde entsezt, aller seiner Besitzungen verlustig erklärt, die Unterthanen ihres Eides entlassen werden u. s. w. Zugleich übertrug er die Kaiserwürde dem Sieger Rudolph, als einem demüthigen und gehorsamen Sohne der Kirche, und überschikte ihm eigends eine neue Krone mit der berüchtigten und lügenhaften Inschrift:

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

Was Heinrich schon damals, als er das erste Exkommunikationsurtheil erhielt, hätte thun sollen, that er jezt. Anstatt feiger Nachgiebigkeit bewies er männliche Entschlossenheit. Er suchte vor allem sein zerstreutes Kriegsheer wieder auf die Beine zu stellen. Bevor er aber seinem Gegner ein neues Treffen liefern wollte, veranstaltete er zu Mainz am Pfingstfeste, und gleich darauf zu Brixen ein Concilium, wo die versammelten Bischöfe folgendes Urtheil über den Gregor sprachen: " Er sei nicht von Gott gewählt, sondern er habe sich durch Simonie und Ränke in die Kirche eingedrungen; die Klerisei wär durch ihn aufs äußerste zerrüttet worden; durch ihn herrsche überall im Reiche Unruhe und Zwietracht; er verdamme einen katholischen und guten König ohne Gründe zum Tode an Leib

und

und Seele; er predige Meuterei und Gottesraub; er vertheidige Meineid und Todtschlag; er sei ein heimlicher Ketzer; er lege Träume aus, stehe mit dem Teufel im Bunde und sei ein offenbarer Schwarzkünstler; weßwegen er seiner Würde feierlich entsezt, und an seine Stelle der vordem durch ihn exkommunizirte Erzbischof von Ravenna, Wigbert oder Guibert, eingesezt werden solle." Wirklich wurde auch Guibert von dem Kaiser und dem größten Theile Deutschlands unter dem Namen Clemens III. als rechtmäßiger Pabst erkannt und bestättigt.

Man weiß eben nicht, daß Gregor diesen seinen Gegner mit offnen Waffen bestritten habe; es ist keine Exkommunikationsbulle gegen ihn vorhanden. Vielleicht daß er diesmal die Mühe des Verfluchens seinen gleichzeitigen und allen künftigen blinden Partheigängern des Pabstthums überlassen wollte. Wenigstens fehlt es, wo man nur die Bücher solcher päbstlicher Zeloten aufschlägt, nicht an den nachdrüklichsten Lästerungen und Lügen über den sogenannten Gegenpabst Clemens III. Ja diese polemische Geschichtlinge verbunden mit den dogmatischen Klopffechtern haben sogar eine hæresim Henricianam erfunden, welche in nichts geringerem, als in dem Glauben besteht: daß die Kaiser in der

Wahl

Wahl der Päbste und Bischöfe die höchste Gewalt besitzen, ein Glauben, der jeden Bekenner desselben nach der Vorschrift jener Menschen ohne weiters dem Teufel in die Hände liefern müßte.

Der aufmerksame Beobachter von Gregors Karakter macht aber bei diesem merkwürdigen Verstummen des gereiztesten Ehrgeizes die sehr natürliche Betrachtung: daß eben dieses Verstummen nur wieder eine Folge einer äußerst feinen und geschmeidigen Politik war; denn auch eine scheinbare Feigheit ist oft ein sehr wesentlicher Grundsatz der Politik. Gregor begriff, daß er mit einem neuen Exkommunikationsbriefe unter den jetzigen Umständen in Deutschland wahrscheinlich nur würde ausgelacht werden; denn theils war ihm das laute und allgemeine Misvergnügen der Deutschen über sein stolzes und nebenbei so auffallend heuchlerisches Betragen nicht unbekannt; theils waren die meisten deutschen Bischöfe aufs innigste mit Heinrich verbunden; theils besaß Heinrich ein so zahlreiches und entschloßnes Kriegsheer, daß die Italiäner selbst darüber Unruhe empfanden; und endlich war Rudolphs Parthei und die mit ihm verbundenen Sachsen wegen dem vormaligen fast verrätherischen Benehmen des Pabstes

stes gegen sie immer noch mistrauisch, und dann auch zugleich verzagt und schwach.

Gregor befand sich völlig wieder in der nämlichen Lage, wie damals, als er Heinrichen das zweitemal zu exkommuniziren im Begriffe stand. Er mußte ja doch wohl abwarten, wer bei einem künftigen Treffen den Sieg an sich reissen würde; und nur erst bei einer vollkommenen Niederlage Heinrichs konnte er diesen und den von ihm zum Pabst eingesezten Clemens III. hintennach mit seinen geistlichen Waffen vollends zu Grunde richten.

Die frischen Kriegsrüstungen des Kaisers gegen Rudolph waren überall kein Geheimniß; und Gregor wußte ohnehin Alles, was in Deutschland geschah, sehr früh durch seine Kundschafter. Wirklich führte auch Heinrich schon im folgenden Herbste sein Kriegsheer nach Sachsen, und lieferte seinem Gegner eine Schlacht. Es verdient, wenn nicht in ernsthafteren und gehässigeren Rüksichten, doch zum Beweise des Schwachgefühls oder der Verzweiflung der Rudolphischen Parthei bemerkt zu werden, daß die Bischöfe dieser Parthei, welche sich sehr häufig nebst ihrer untergeordneten Geistlichkeit auf dem Schlachtfelde einfanden, diesen ihren Geistlichen befahlen, während des

Treffens

Treffens den zwei und achtzigsten Psalm sehr laut abzusingen; ein Psalm, der unter andern auch diese Wünsche enthält: "Mein Gott, mache sie (den Kaiser Heinrich und seine Völker) wie ein Rad, und wie eine Stoppel vor dem Winde. — Wie ein Feuer, das den Wald verbrennt, und wie eine Flamme, welche die Berge verzehrt; also verfolge sie mit deinem Wetter, und erschrekke sie in deinem Zorne. — Mache ihr Angesicht voll Schande, daß sie nach deinem Namen fragen o Herr! — Schämen müssen sie sich, und erschrekt werden immer mehr und mehr, und zu Schanden werden und umkommen! " *)

Schwerlich wohl die Fluchwünsche des Psalms, als vielmehr voreilige Hitze und die zu früh geglaubte Gewißheit des erhaltenen Sieges waren Schuld, daß Heinrichs Völker geschlagen und zerstreut wurden. Viele Bischöfe verlohren ihr Leben. Es war damals überhaupt Sitte, daß, mehreren alten Concilienschlüssen zuwider, die hohe und niedere Geistlichkeit sehr zahlreich in den Krieg zog, und nicht blos durch Segnungen und Ablässe, sondern auch mit Schwerdtern und Kolben

focht;

*) Welcher Leser denkt hier nicht unwillkührlich van Eupen und Gesellen? —

focht; ein sehr widerlicher Beweis, daß Gregors Eifer für die Reinigkeit der apostolischen Lehre und gegen alle selbst Disciplinarmisbräuche, in diesem Punkt äußerst läßig war, vermuthlich doch nicht darum, weil er in der Rudolphischen Parthei viele Bischöfe und Priester selbst aufgewiegelt hatte, gegen den Kaiser Heinrich die Waffen zu führen?

Es war ein sonderbarer Umstand, daß, obschon Heinrich besiegt war, Gregor doch von dessen Niederlage fast gar keinen Nutzen ziehen konnte; denn es hatte sich der unangenehme Vorfall ereignet, daß Rudolph im Treffen tödtlich verwundet, und ihm sogar der rechte Arm abgehauen wurde. Er starb bald darauf. Bei dem in Deutschland herrschenden Glauben an die ausdrüklichen Verhängnisse des Himmels war es natürlich, daß man diesen, durch die Waffen verursachten Todesfall für einen Wink Gottes hielt, daß Heinrichs Sache doch vielleicht die gerechte sei. Gregor empfand die Folgen dieses Glaubens sehr nachdrüklich; denn Heinrich fand nun täglich mehr Anhänger, und wer es mit diesem hielt, war eben von selbst schon ein Feind des Pabstes.

Nur wieder das Vorschnelle und Lebhafte in Heinrichs Karakter macht es begreiflich,

warum

warum er jezt, anstatt sich mittelst seiner zahlreichen Parthei und seines neuzusammengebrachten Kriegsheers in Deutschland ganz fest zu setzen, einen Zug nach Italien unternahm, um dort einmal an seinem unerbittlichen Peiniger Gregor das volle Maas der Wiedervergeltung auszuüben. Gregor erfuhr die Absicht des Kaisers bei Zeiten. Er verlohr aber den Muth nur halb darüber. In Canossa bei der Mathilde blieb er nicht, sondern gieng wegen größerer Sicherheit nach Rom. Indessen begriff er doch auch, daß die bloßen Mauern von Rom ihn vor Heinrichs Erbitterung kaum hinlänglich schüzen könnten. Er sann auf wirksamere Mittel seiner Rettung. Intriguen und Verrätherei schienen ihm am dienlichsten. Darum schikte er dem Kaiser geheime Kundschafter und verkapte Legaten entgegen, welche überall, wo der Kaiser durchziehen mußte, das Volk wider ihn aufwiegeln, und die Greuel der zweifachen kaiserlichen Exkommunikation der gutgläubigen Einfalt auf das nachdrüklichste vorstellen sollten. Gregor war des guten Erfolgs dieser apostolischen Sendung so gewiß, daß er in einem seiner Briefe ganz offenherzig gesteht: " Man habe ihm wohl gerathen, in dieser Verlegenheit sich mit dem Kaiser auszusöhnen; aber er finde sich eben noch nicht genöthigt dazu, denn es sei ihm wohl bekannt,

man

man würde dem Kaiser auf seinem Wege als einem Exkommunizirten weder Dach noch Unterstand geben. „

Darinn hatte er sich aber etwas geirrt. Heinrich kam ohne merkliche Hindernisse vor Rom, schloß die Stadt ein, und belagerte den Pabst hinter seinen Mauern. Die Belagerung dauerte bereits ins dritte Jahr, ohne daß die Stadt hätte können eingenommen werden. Endlich bemächtigte er sich der Tiberseite, wo der Vatikan sich befindet. Man hätte glauben sollen, nun würde er mit Muth und Strenge dem Pabst auf den Leib gehen. Aber er ließ sich dafür in Unterhandlungen mit ihm ein; both ihm seine Versöhnung an, und verlangte nur von ihm, als Kaiser gekrönt zu werden. Dieser Schritt Heinrichs ist schlechterdings unverzeihlich. Man entschuldige ihn so gut als man kann mit der sonderbaren Mischung seiner Temperamentsneigungen; man sage, er habe alle Stärke und Schwäche, alle Entschlossenheit und alle Gutherzigkeit eines großen Mannes besessen, und sei in der gegenwärtigen Lage als ein Muster eines sich und seine Rachgierde bezwingenden Fürsten zu betrachten, so verdient er doch gewiß die gerechtesten Vorwürfe darüber, daß er einen, noch nicht lange durch ihn entsezten Pabst jezt völlig in seine vorige

Würde

Würde wieder einführt, indem er ihm die rechtmäßige Befugniß einer Kaiserkrönung in Absicht seiner eignen Person einräumt; und daß er durch diese Handlung eben zugleich den von ihm bestättigten und ihm getreuen, obzwar sehr unthätigen Clemens III. ausdrüklich als einen Gegenpabst und einen Schismatikus erklärt, der nicht verdiene, ihm die Kaiserkrone aufzusetzen.

Es ist doch wirklich überall, wo man in der Geschichte hinsieht, ein trauriges und demüthigendes Gemählde von jener blinden Begierlichkeit nach äußerlicher Größe, wovon man auch die besten und weisesten Menschen beherrscht sieht; einer Größe, die man selbst durch die erniedrigendsten Mittel, durch Wegwerfung seiner eignen innerlichen Herzensgröße, oft durch Treulosigkeit und Meineid, und nicht minder oft durch Unbesonnenheit, und allen sonst wohl erkannten Grundsätzen der Vernunft und der Klugheit zuwider zu erringen suchte! Hatte wohl Heinrich, mitten im Gefühle seines hohen Ehrgeitzes, bedacht, wie ihn, nicht blos seine Zeitgenossen, sondern wie die Nachwelt ihn dieses Schrittes wegen einst beurtheilen würde? Konnte es ihm verdienstlicher und größer dünken, in der Geschichte ein von dem Pabste Gregor feierlich gekrönter Kaiser genannt,

genannt, oder als ein entschloßner deutscher Mann von seinem Deutschlande einst bewundert zu werden, der, gleichgiltig über einen ohnmächtigen Titel, nur vielmehr die Würde seines Volks und seines Königsthrons zu behaupten, und eben darum, ohne Eigennuz auf seiner Seite, blos einen übermüthigen und seine Gewalt sträflich usurpirenden Pabst in die Gränzen seiner rechtlichen Macht zurükzuweisen, und künftige Päbste vor einem gleichen Ubermuth ernstlich zu warnen sich bestrebt hätte?

Dies that nun Heinrich durch seine Versöhnungsanträge nicht, und verdarb eben dadurch den ganzen Zwek seiner Reise nach Rom. Gregor konnte, seinem felsenähnlichen Karakter gemäß, bei diesem versöhnlichen Sinne Heinrichs nicht anders als neuerdings trozig werden; und um diesem Troz für den erforderlichen Fall den gehörigen Nachdruk zu geben, mußte er, da man ihm hiezu während einer mehrjährigen Belagerung ohnehin Zeit genug ließ, indessen auf Mittel denken, wie Heinrich von seiner Unternehmung auf Rom abgehalten, und wo möglich, unverrichteter Dinge, wieder nach Deutschland zurükgedrängt werden könne.

Es war doch gewiß eine harte Prüfung für Heinrichs Versöhnlichkeit und Ehrgeiz,

geiß, als Gregor ihm auf seine so unzeitigen Friedensanträge bedeuten ließ: Er würde sich durchaus zu nichts verstehen, ehebevor Heinrich nicht Gott und der Kirche seiner Widerspenstigkeit wegen vollkommene Genugthuung geleistet hätte. Allerdings wurde Heinrich durch diese Erklärung aufs Neue zur Fortsetzung der Belagerung bewogen. Aber vielleicht würde er noch längere Zeit zur Einnahme der Stadt gebraucht haben, wenn nicht die ihrer langen Einsperrung schon müden Römer ihm freiwillig die Thore geöffnet, und ihn eben zugleich als rechtmäßigen Kaiser anerkannt hätten.

Gregor flüchtete nun fürs erste in die Engelsburg und ließ sich belagern. Heinrich aber, der es bewirkt hatte, daß Clemens III. von den Römern als Pabst angenommen wurde, veranstaltete am Osterfeste seine und seiner Gemahlinn feierliche Kaiserkrönung. Gregor hielt sich bei allen diesen Vorgängen so still, als er vor der Hand mußte. Heinrich, voll Vertrauen auf seine Römer, daß sie alle etwaigen Bemühungen Gregors verhindern, und ihn endlich doch noch aus seiner Feste herausholen und dem Kaiser in die Hände liefern würden, kehrte kurz nach seiner Krönung nach Deutschland zurük.

Jezt erst durfte Gregor freier athmen. Eine verstekte Parthei in Rom hatte er noch immer, und seine geheimen Legaten waren bisher nicht müssig in Betreibung einer neuen Verwirrung gewesen. Es wurde von Seiten Gregors ein Bündniß mit dem Herzoge der Normannen, Robert, geschlossen. Bis jezt hatte Gregor diese Völker und ihre Herzoge mit aller ihm eignen Strenge und Geringschätzung behandelt, denn er bedurfte ihrer nicht. Gegenwärtig aber, da er nicht sogleich Saracenen oder ähnliche Barbaren gegen Heinrich und seinen Nebenbuhler herbeihohlen konnte, begnügte er sich, den Robert dahin aufzuwiegeln, daß er nach Rom komme, die Anhänger Heinrichs verjage, und überhaupt die Römer ihrer gegen den Kaiser bezeigten Treue wegen empfindlich züchtige. Gregor verlangte diesen ihm so nöthigen Liebesdienst nicht umsonst. Er suchte einige italiänische Provinzen, über die er völlig nichts zu befehlen hatte, hervor, und belehnte damit seinen neuen Bundesgenossen. Soll man es schamlosen Uebermuth oder die gröbste Verspottung Roberts nennen, wenn Gregor in seinem Belehnungsdekrete zu sagen die Stirn hat: " Die Herzogthümer Salerno und Amalfi, und einen Theil der Markgrafschaft Fermo, die du nun wohl freilich auf die widerrechtlich-

ste

ste Weise besitzest, will ich dir für jezt noch zum Genuß lassen; aber versprechen mußt du dagegen, daß du bei den künftigen Wahlen der Päbste den römischen Kardinälen, Priestern und Laien in Absicht ihrer Wahlfreiheit den nachdrüklichsten Beistand (versteht sich, gegen den deutschen Kaiser) leisten willst. „

Robert nahm die widerrechtliche Belehnung der gedachten Provinzen an; versprach alle übrige Bedingnisse zu erfüllen, und säumte auch gar nicht, mit einer zahlreichen Armee gegen Rom anzurükken. Die Römer, treuer als sie je waren, widersezten sich ihm standhaft. Aber aus Unvorsichtigkeit der Belagerten, oder weil sie zu wenig Mannschaft hatten, um jeden unsichern Posten hinlänglich zu bedekken, gelang es dem Robert, bei der Pforte des heil. Laurentius über die Mauern Sturm zu lauffen, und mit einem gewählten Hauffen raubbegieriger Knechte in die Stadt einzudringen. Die Römer thaten, was sie konnten, die rohe Horde wieder aus der Stadt zu jagen. Es war aber nicht möglich. Die Normänner verübten alle Grausamkeiten und Ausschweifungen, die sich verüben ließen; sie plünderten und raubten, wo sie nur immer konnten; mit Feuer und Schwerdt verheerten sie mehrere ansehnliche Gebäude und

Pläze

Plätze der Stadt — und mitten in den Gährungen dieses mörderischen Tumults ließ sich Gregor aus der Engelsburg befreien, und wie im Triumpfe nach dem Lateran bringen.

Aber er bemerkte in dem muthigen Ernst der Römer gegen seinen Retter die deutlichsten Spuren eines unversöhnlichen Hasses; zugleich durfte er sich nicht verhehlen, daß durch die eben erfolgten Mordscenen, wovon bekanntlich nur er allein der Urheber war, dieser Hauffe in eine noch empörtere Heftigkeit ausbrechen müßte. Er hielt daher seine gegenwärtige Befreiung viel gefährlicher, als seine vorige Gefangenschaft in der Engelsburg; und es blieb ihm nichts übrig, als durch die Flucht sich in ein neues Gefängniß zu retten, welches er zu Salerno unter dem Schutz des Robert suchte und fand.

In dem Gewühl aller der ausgebreiteten politischen Geschäfte konnte dem Vater der Christenheit nicht wohl Zeit genug übrig bleiben, auf eine angelegene Art auch für das Seelenwohl seiner christlichen Schaafe zu sorgen. Man hat keine Bulle zu diesem Endzwekke von ihm. Das Einzige, was er in allen den Jahren der kirchlichen und politischen Verwirrung für die Reinigkeit der Religionslehre that, besteht in einem kurzen Prozesse,

welchen

welchen er dem Berengarius über seine ketzerischen Grundsätze machen ließ; und wobei ihm sogar der Vorwurf zu Schulden kommt, er habe in dieser Angelegenheit der Unfehlbarkeit des heil. Stuhls schlechte Ehre erwiesen, denn er sei wegen der Lehre der zweifachen Gestalt im Abendmale nicht ganz unmerklich auf die Seite des Berengarius getreten.

Die Vorsehung hatte diesem welterschütternden Manne nun endlich sein Ziel gesezt. Salerno war für ihn Gefängniß und Exil zugleich; Niemand wollte ihn weiter retten, und Niemand mehr sich zum Werkzeuge seiner herrschsüchtigen Absichten misbrauchen lassen. Die Höhe seines Geistes versank nun plözlich in Kleinmuth, in geheimen Seelengroll, und vielleicht in peinigende Scham. Die Krankheit der Melancholie, denn von einer andern weiß man nichts, tödtete ihn im nämlichen Jahre seiner Flucht nach Salerno, 1085, am 25. Mai, nachdem er in dem kurzen Zeitraume von 12 Jahren, 1 Monat und 3 Tagen mehr Verwirrung in der Welt angerichtet hatte, als vordem und nach ihm kein Pabst that, und auch künftig wohl nie einer mehr thun wird. *)

Wenig

*) Es müßte denn nur blos der nach Pius VI. zu er-

Wenig Menschen in der Geschichte bieten dem philosophischen Menschenforscher so überreichen Stoff zum ernsthaftesten und lehrreichsten Nachdenken dar, als dieser, in seiner ganz eignen und einzigen Art unsterbliche Pabst. Sein Bild sollte in den Kabinetten aller Fürsten, aller Staatsmänner und aller Philosophen als eine warnende Urkunde der schreklichen Ausbrüche eines unruhigen Geistes hängen. Es ist der Mühe werth, über den Gang der Ideen in diesem Geiste, über seine Pläne, über seine riesenmäßigen Entschlüsse einige flüchtige Bemerkungen zu machen. Man wird uns deßwegen keiner hieher etwa nicht gehörigen Ausschweifung beschuldigen. Menschenkenntniß soll doch wohl immer die wichtigste Moral aller Geschichtforschung sein, nicht blos Namen, Jahrzahlen und Begebenheiten.

Es ist bereits unter einigen vorigen Päbsten durch nicht undeutliche Winke bemerkt worden, welche Zwekke schon frühe Gregor in seinem Kopfe trug, und welche Mittel er vorbereitete, um diese Zwekke einst mit Nachdruk durchzuführen.

Aller-

erwählende Pabst sein, welchen der prophetische Malachias unter dem fürchterlichen Simbol: *Aquila rapax*, der christlichen Welt ankündigt.

Allerdings mußte ihm als einem Manne, der sich zu einem fanatischen Religionseifer gestimmt, und in Allem, was kirchliche Disziplin hieß, an sehr strenge Grundsätze gewöhnt hatte, der zu seiner Zeit so äußerst zerrüttete und fast in die Tiefen der Zügellosigkeit versunkene Zustand des ganzen Kirchenwesens ein Greul in seinen Augen und ein nagender Wurm in seinem Herzen sein. Wie wir bereits gesehen haben, so halfen Päbste, Fürsten, Bischöfe, Priester und Laien in allen christlichen Ländern die Religion gemeinschaftlich verunstalten, die Sitten verderben, die Grundsätze der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung über den Hauffen werfen.

Gregor durfte sich nur fragen: ob denn alles, wie es dazumal war, so sein müsse? ob es nicht anders werden, und wie es das werden könne? — Diese Frage konnte allerdings nur ein großer Geist an sich thun, denn die Beantwortung drohte, den Fragenden unter einem Berge von Unmöglichkeiten zu begraben.

Gregor erschrak vor dieser Frage und ihrer Beantwortung nicht; und gethan mußte er sie an sich haben, sonst wären seine Unternehmungen wohl brausende Wagstükke eines Tollkühnen geworden, aber gewiß nie die

er-

erstaunungswürdigen Vorsätze eines weit und tief sehenden Verstandes und einer mehr als verschlagenen Politik.

Die Kirche Gottes, sagte er auf der hohen Stuffe zahlreicher, aus vielen Ländern mit Scharfsinn gesammelter Erfahrungen zu sich, die Kirche Gottes, der Stuhl Petri, das Ansehen der Päbste allein ist es, wodurch einzig und allein eine große, wohlthätige und dauerhafte Revolution in den Sitten, in der Disziplin und in der religiösen Denkart aller christlichen Nationen bewirkt werden kann — und nothwendig ist diese Revolution, oder die Erde wird allmälig der Schauplatz aller Laster und Unordnungen, und das Christenthum verliehrt endlich alle seine Kraft und sein Dasein unter den Menschen.

Voll von diesem Gedanken bemühte sich Gregor, lange bevor, ehe er noch selbst Pabst wurde, das Ansehen des römischen Stuhls überall zu erheben, überall als Legat dem Nachfolger Petri Ehrfurcht und Gehorsam zu verschaffen, überall den Großen der Erde mit Nachdruk die Lehre der Unterwürfigkeit ins Herz zu prägen; und überall rieth er zugleich den Päbsten, einen gewissen Ton der Strenge und der Oberherrschaft zu gebrauchen, und bestrebte sich, sie immer mehr in dem Be-

wußtsein

wußtsein zu befestigen, sie wären wirkliche und wahre Stellvertreter Gottes, die ersten und größten Menschen der ganzen Welt, und ihnen müsse mit Recht, und ohne weiter zu fragen warum, jede menschliche Seele, gleichviel ob in weltlichen oder geistlichen Dingen, den unbedingtesten Gehorsam leisten.

Man muß sich vorgenommen haben, Gregorn gar keine Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn man ihn dieser Vorsätze und Bemühungen wegen so unbedingt tadeln wollte. Der oben bemerkte Entschluß, der Grund aller Unternehmungen Gregors, nämlich die Welt besser zu machen als sie war, verdient die Achtung und das Wohlgefallen jedes guten Menschen, und das Erstaunen desjenigen, der im Stande ist, die verwikkelten Verhältnisse jenes Zeitalters in einem richtigen Gesichtspunkte zu überschauen. Man dürfte freilich sagen: So rein und gut die Absichten Gregors im erstern Falle gewesen sein mögen, so war es doch sehr tadelhaft, daß er die Ausführung derselben grade nur auf den Pabst hinzog, und nicht vielmehr dieses Geschäft an die Könige und Fürsten der Erde übergab.

Wer diesen Einwurf macht, muß es nicht übel nehmen, wenn ihm zurückgesagt wird: daß Gregor wenigstens in diesem Betracht,

tracht, zuverläßig mehr Menschen- und Weltkenntniß besaß, als derjenige, welcher einen solchen Einwurf vorbringen kann. Weltliche Macht hatte nie und kann nie den allmächtigen Zauber über alle Menschenherzen verbreiten, als jene Macht, von der geglaubt wird, sie sei der unmittelbare Ausfluß der Macht Gottes. Gregor durfte, ohne einmal als Philosoph dies zu wissen, nur die Geschichte der vorigen Jahrhunderte des Christenthums durchgehen, und er fand überall die lautesten Beweise für diesen Grundsatz. Schlug er vollends die Augen auf über das, was wirklich in seinem Zeitalter geschah; bemerkte er die Sitten, die Wissenschaften, den Religionseifer, die Denkungsart der Könige und Fürsten in allen christlichen Provinzen um sich her; wurde er gewahr, daß Herrschsucht, Eigennutz, Sittenlosigkeit und Religionskälte eben so viel auf den Thronen als anderwärts vorhanden war, wie hätte er, bei einigem Vorrath von Klugheit, sich überreden können: die damaligen Könige der Erde würden gemeinschaftliche Sache darinn machen, und würden es in Absicht auf die erforderlichen Kenntnisse vermögen, den Zwek einer allgemeinen Weltbesserung zu bewirken? Hiezu mußte bei Gregor noch die wichtige Betrachtung kommen, daß es auf die glükliche Ausführung eines Zweks den wesentlichsten Ein-

fluß

fluß habe: ob diese Ausführung **von Vielen und gemeinschaftlich**, oder nur von **Einem allein** betrieben wird?

Man sollte nie ungerecht sein. Der Geschichtkenner erfährt es mit Bedauern, daß das Laster fast eben so viele Lobredner hat, als die Tugend, und eben so umgekehrt. Verächtliche Päbste werden von partheiischen Schreibern zu Heiligen gemacht; und gradeso steht so mancher König auf dem Altare seiner Geschichtschreiber, der wohl eher erst das Todtengericht der Egiptier überstehen sollte.

Man würde sich sehr lächerlich machen, wenn man alle Kaiser und Könige jener verwilderten Zeiten für Muster guter nnd weiser Regenten erkennen wollte. Viele unter ihnen waren eben so verächtlich und sittenlos, als ihre Zeitgenossen, die Päbste. Der Verfall der Kirchenzucht, die Ausschweifungen der Geistlichkeit, die Verräthereien und die allgemeine Simonie der Bischöfe, die bis in die lezte Volksklasse herab herrschende Unsittlichkeit war doch eben nicht blos die Schuld der Päbste. Was können Concilien, Bullen, Exkommunikationen wirken, wenn die weltliche Gewalt der Könige bei ihren Völkern nicht die Befolgung aller, auch noch so heilsamen Gebothe, befördern hilft?

Es

Es war, der heutigen Vernunft ganz im Vertrauen ins Ohr gesagt, in jenen Zeiten so weit gekommen, daß nebst der Geistlichkeit und den Bischöfen, grade auch und ganz vorzüglich der weltliche Regentenstand einer gewissen ernstlichen Aufsicht und Zurechtweisung bedurfte. Das Verderben der Zeit war nicht sowohl im Volke, als in den obersten und ersten Klassen seiner Führer. Die Könige wucherten eben so viel mit weltlichen und geistlichen Aemtern, wie die Päbste; sie hielten Kebsweiber, wie die Priester und Bischöfe Konkubinen; sie hatten schlechte und gefährliche Rathgeber an ihren Höfen, wie die Päbste argsinnige Ohrenbläser; sie misbrauchten die Religion eben so zum Vorwand ungerechter Kriege, als die Päbste zur Verschenkung fremder Königreiche; sie duldeten an ihren Höfen eben die Ausschweifungen, wie die Päbste zu Zeiten der Theodora und Marozia im Vatikan.

Wie wenn Gregor, mitten in dem gleich starken Gedränge seines Fanatismus und seines Ehrgeitzes, das hieraus entstandene gemischte Gefühl und den Gedanken: du bist beruffen, sowohl die Könige als die Priester zu einer strengern Ordnungsmäßigkeit zurükzuführen, für eine laute Eingebung, und seine Wahl zum Pabste für eine noch lautere

und unmittelbare Sendung Gottes gehalten hätte, an die Ausführung dieses fürchterlichen, und für bloße Menschenkräfte unmöglichen Werkes thätige Hand anzulegen? —

Wir sind weit entfernt, diese nicht sowohl aus dem klaren Buchstaben der Geschichte, als nur aus der Tiefe des menschlichen Herzens hergehohlte Vermuthung, unsern Lesern als eine erwiesene Wahrheit aufzudringen. Noch weniger fällt uns ein, dasjenige zu rechtfertigen, was Gregor **that**, indem wir hier blos untersuchen, was er wahrscheinlich **dachte**. Ohnehin behalten wir es uns vor, in der Folge über seine Handlungen, und über den Geist, in welchem er sie ausführte, noch einige besondere Betrachtungen zu machen.

Ganz sei es dann dem nachdenkenden Beobachter überlassen: aus welcher Quelle das so stark geführte Richteramt Gregors über die weltlichen Fürsten entsprungen sein mag; ob aus blossem nakten Ehrgeitz; ob aus grobem Fanatismus; ob aus der schönen Absicht, die Welt von den obersten Ständen herab bessern zu wollen, oder blos, um in der Welt und bei der Nachwelt von sich reden zu machen?

Gewiß

Gewiß ist es, daß er es an nichts fehlen ließ, seine ihm so nahe am Herzen liegende Absicht nach allem seinem Vermögen zu erreichen. Den ganzen Vorrath seiner Klugheit und Intrigue erschöpfte er, um fürs erste die Würde des Pabstthums über alle andre Würden der Welt zu erheben; und, was den unaufmerksamen Zuschauer am sichersten blenden kann, eine Unpartheilichkeit und eine Selbstverläugnung bewies er in dem ganzen Gange seiner Unternehmungen, daß man ihm allerdings die Ehre eines äußerst sinnreich angelegten, und unendlich weit wirkenden Plans auf jeden Fall nicht absprechen kann und darf.

Schon darinn bewies er entweder große Redlichkeit, oder doch große Klugheit, daß er mit seinen ersten Waffen gradezu wider die Geistlichkeit loskämpfte. Sein Eifer gegen das Laster der Simonie und das Konkubinat der Priester ist allerdings noch viel heftiger, als jenes gegen den Kaiser Heinrich. Sein ganzer Zwist mit Heinrich war auch eigentlich nur eine bloße Folge jenes Eifers; denn Gregor verlangte die Alleinherrschaft über alle Bischöfe und Priester, um sie nach der ganzen Strenge der Kirchensatzungen zu züchtigen und im Zaume zu halten; und eben darum wollte er den Einfluß

fluß der Regenten in die Wahl der geistlichen Beamten völlig verhindern, damit diese keine Gelegenheit mehr hätten, die Simonie zu begünstigen, und nicht mehr in die Verlegenheit gesezt werden dürften, die Vergehungen eines pflichtvergeßnen Bischofs etwa deßwegen ungestraft zu übersehen, weil eben dieser Bischof ihnen sein Amt um eine namhafte Summe abgekauft hätte.

Die andre Seite, von welcher dieses sein Unterfangen betrachtet werden kann, ist freilich minder günstig, und zieht ihm die Beschuldigung einer ganz widerrechtlichen Anmassung und einer willkührlichen Usurpation zu. Möge seine Absicht in Vertilgung der Simonie noch so rein und edel gewesen sein, so gewann er doch noch auf keine Weise ein Recht, den weltlichen Regenten die ihnen unabläugbare Befugniß der Investituren der Bischöfe zu entziehen. Auch sind die augenscheinlichsten Gründe vorhanden, um an der Reinigkeit seiner Absichten sehr zu zweifeln, denn zu deutlich schienen hinter seinem Beginnen ein niedriger Eigennutz und eine ungezähmte Herrschbegierde hervor; und dieß bestättigte sich am zuverlässigsten dadurch, daß er über seinen immerwährenden Händeln mit Heinrich die strenge Handhabung der Kir-

chen-

chenzucht völlig vergaß. Allerdings also lag ihm mehr an der **Eroberung des Investiturrechts**, als an dessen zweckmäßiger **Anwendung** nach dem Sinne und den Gesetzen der Kirche.

Seine Strenge und sein Eifer in Aufrechthaltung des Cölibats ist indessen wieder ein zweiter Beweis, daß er höchst unpartheiisch da Misbräuche und Unordnungen abzustellen suchte, wo er sie vorfand. Ueber die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Cölibats mögen die Theologen und die Politiker ihren gegenseitigen Streit führen; daran nimmt der Geschichtschreiber keinen Theil. Hier ist nur die Rede davon, daß die Liederlichkeit und die Ausschweifungen der Geistlichkeit in Sachen des sechsten Gebots auf einen ganz übermäßigen Grad gestiegen waren. Der bessere Theil der Geistlichkeit sah das selbst mit Schmerzen ein; man hielt Concilien darüber; und nicht Gregor allein, sondern der ungleich zahlreichere Theil der dabei versammelten Bischöfe und Aebte stimmte in Gregors Absichten, das Konkubinat und den Ehestand der Klerisei völlig abzuschaffen; und in Betracht dieses Umstandes muß man bei der von den Feinden des Cölibats so häuffig gemachten Bemerkung: Gregor habe die Ehelosigkeit der Priester blos darum einzuführen gesucht,

um

um die ganze Geistlichkeit aus allen Banden und Verhältnissen der weltlichen Macht und der bürgerlichen Gesellschaft herauszuziehen, nicht eben zu voreilig sein; denn Gregor für sich that dies ja nicht, und würde es nie gekonnt haben, wenn nicht die übrige Geistlichkeit meistentheils mit ihm gleichen Sinnes gewesen wäre; und angenommen, nur drei Theile der Geistlichkeit hätten schlechterdings dem Cölibat sich nicht fügen wollen, so ist es ausgemacht, Gregor wär bei Zeiten von dem Stuhl Petri entfernt, und an ihm eine Genugthuung genommen worden, wie sie Heinrich und jeder andre König mit allen seinen Soldaten sich nicht hätte verschaffen können. Man weiß es aus den vorigen Jahrhunderten, was die Klerisei zu Rom und zu Konstantinopel vermochte, wenn sie Gründe zu haben glaubte, und zahlreich genug war, ihren Päbsten und Patriarchen den Gehorsam versagen zu können.

Endlich läßt sich nicht läugnen, daß Gregor in seinem eignen Lebenswandel und in seinen Sitten eine merkwürdige Strenge gegen sich selbst bewies. Kein Schriftsteller hat es noch wagen zu dürfen geglaubt, ihm hierüber einen gegründeten Vorwurf zu machen. Man muß zugleich noch bemerken, daß diese seine Strenge bei weiten nicht die

Strenge eines fanatischen Mönchs war, der durch Geiseln, Fasten, Cilicien und andre ausschweifende Bußübungen Gott wohlgefällig zu werden meint. Gregor sezte seine Strenge in eine wirklich philosophische Mäßigkeit, Nüchternheit und Enthaltsamkeit; in seinem ganzen Betragen war immer Ernst, und auf seiner Stirn las man stets nur die Spuren eines unausgesezten und tiefen Nachdenkens. Es ist die stärkste Rechtfertigung seiner tadellosen Sitten, daß in der Absezungsformel, welche die Bischöfe auf dem Concilium zu Brixen gegen ihn verfaßten, neben allen übrigen gewiß sehr eindringenden und schweren Beschuldigungen von seinem sittlichen Betragen keine Erwähnung gemacht wird.

Einen Stein des Anstoßes finden aber Viele in seinem räthselhaften Umgange mit der bekannten Mathilde. Ihre Beschuldigungen sind jedoch immer nur bloße Muthmaßungen. Die Geschichte ist nicht im Stande einen Beweis aufzuführen, daß dieser Umgang ins Sträfliche oder Unsittliche ausgeartet sei. Die Menschenkenner haben darüber noch insbesondre ihre ganz eignen Betrachtungen. Gregors Unternehmungsgeist verbunden mit der ihm so sehr eignen Klugheit und Politik mußte ihm wohl bei Zeiten sagen, daß zu

seiner Rolle das tiefste Stillschweigen und das höchste Mistrauen gegen die ganze Welt nothwendig mitgehöre. Man weiß auch nicht, daß er je irgend einen sogenannten Vertrauten um sich gehalten hätte. Aber mittheilen mußte er sich doch einer lebendigen Seele über die innersten Angelegenheiten seines Herzens, denn von diesem Bedürfniß entledigt unter allen noch so heftigen Leidenschaften nur der einzige Menschenhaß; und darein war Gregor eben noch nicht verfallen.

Eine solche an seinen Geschäften theilnehmende Seele glaubte er nach längerer Beobachtung an der Gräfinn Mathilde gefunden zu haben. Ihre schwärmerische Anhänglichkeit an ihn, ihre blinde Unterwürfigkeit unter alle seine Befehle, ihr heftiger Eifer gegen seine Feinde, und — die fast schon zur Gewißheit gewordene Vermuthung, ihre Güter würden einst das Eigenthum des römischen Stuhls werden — dies Alles hätte wohl jeden andern, so gut wie Gregor, gereizt, einer solchen Dame die innigste Freundschaft zu weihen.

Ein gleiches Bedürfniß der Mittheilung mochte auch ihres Orts Mathilde, die nicht erheurathet war, empfinden; und wer, der den em weiblichen Herzen so sehr eignen Stolz

kennt,

kennt, wird es dieser Dame zum Argen deuten, wenn sie sich in der Freundschaft eines großen und berühmten Mannes, der zugleich Pabst war, besser gefiel, als in jeder andern, selbst eines Gemahls? Gregors Klugheit, und man möchte sagen, feine Lebensart, wußte auch dieses weibliche Ehrgefühl sehr schiklich zu erhalten und zu reitzen, denn er machte selbst in seinen Briefen, und überall, wo er von Mathilde reden konnte, kein Geheimniß daraus, daß er diese Person als seine einzige und weiseste Rathgeberinn und als ein Muster treuer Freundschaft verehre.

Es wäre dann auch sehr sonderbar, und auch sehr demüthigend für die menschliche Natur, wenn unter gewissen Umständen nicht zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts ein vertrauter Umgang statt finden könnte, ohne dabei nothwendig die sittliche Reinigkeit verletzen zu müssen. Ohne von der so oft und so unrecht verlachten platonischen Liebe zu reden, läßt sich im gegenwärtigen Falle an Gregor ein Mann denken, der einerseits durch die strengsten Grundsätze beherrscht, dann von einem brennenden Ehrgeitze belebt, sich überall wohl in acht nehmen wollte, damit er seinen zahlreichen und immer äußerst wachsamen Feinden durch ein ver-

dächtiges Betragen keine Blößen geben möge, — und an Mathilde eine Dame, die, zufrieden mit der Ehre der päbstlichen Freundschaft, und nicht ohne Erwartung einer noch folgenden Vermählung, die Rolle einer geistlichen Schwester, und einer einsweiligen Verlobten des Himmels zu spielen keinen Anstand, und vielmehr ein vorüber gehendes Vergnügen darinn zu finden glaubte. Auch ereignete es sich späterhin, daß sie sich nicht nur einmal an den Herzog von Lothringen, Gottfried, sondern nach dessen Tode auch das zweitemal an Welfo V. aus Baiern verheurathete. Ihre Güter fielen aber nach ihrem Tode dem päbstlichen Stuhle zu; bis sie durch die gehörigen Wege wieder an ihre rechtmäßigen Erben zurükkamen. — —

Bei diesen gewiß nicht unsanften und wirklich sehr menschlichen Betrachtungen über Gregors Karakter und Denkungsart, wollen wir doch auch nicht im mindesten anstehen, über die Art der Ausführung seiner Absichten und die hiezu gebrauchten Mittel ihm diejenigen Beschuldigungen zu machen, die er in vielerlei Betracht so sehr verdient.

Schon in der Erzählung seiner Lebensumstände ist ihm bereits manche empfindliche und sehr wahre Erinnerung gegeben worden.

Hier

Hier wollen wir seine begangenen Fehler im Zusammenhange und in einem allgemeinen Gesichtspunkte aufstellen.

Gregor besaß viel Verschlagenheit und Politik; aber in der Kunst der wahren Menschenkenntniß war er ein mühseliger Stümper. Er hielt alle Menschen seines Zeitalters für eine dumme Heerde Schafe, die er mit seinem eisernen Krummstabe nach Wohlgefallen durcheinander jagen könnte. Er meinte, den Forderungen seines Ehrgeitzes genug gethan zu haben, wenn er mit aller Welt arge Händel anfienge; aber seine Klugheit fragte er nicht, ob ihm in die Länge seine wenigen Partheigänger nicht untreu werden würden. Er berechnete die Folgen eines unbändigen Trotzes nicht, die überall keine andern sein können, als unversöhnliche Erbitterung und unauslöschlicher Haß von Seiten der beleidigten Parthei. Er fiel aus Mangel an hinlänglichen Kenntnissen, oder aus Neigung eines unedlen Herzens in den Irrthum: Alle Politik bestehe in Betrug und Arglist, und die Politik eines Pabstes, der ein Stellvertreter Gottes sei, dürfe sich alle Wege und Mittel erlauben, die zum Zwek führten, denn jeder Zwek eines Pabstes müsse ohnehin gut sein. Es fiel ihm nicht ein, da, wo er eine Parthei mishandelte, sich eine andre

zum

zum Freunde zu machen; er schlug gegen alle zugleich los; er empörte die weibersüchtigen Priester durch die gewaltsame Aufdringung des Cölibats; er reizte die der Simonie verdächtigen Bischöfe durch Absetzungen und andre Mishandlungen zum höchsten Zorn; er exkommunizirte am kaiserlichen Hofe die ansehnlichsten Räthe; er kränkte durch die abscheuliche Behandlung Heinrichs die ganze kaiserliche Parthei bis zur Wuth, und zugleich betrog und verrieth er seinen eignen Anhang, Rudolph und seine Sachsen, durch einen Streich, der ganz jenem des Petrus, da er Christum verläugnet hatte, glich, denn er sagte wie dieser: Ich kenne diesen Rudolph nicht.

Der so kluge Gregor hatte sich bei Allem diesen nur wenigstens um ein paar Jahrhunderte verrechnet. Er meinte es noch mit jenen ganz rohen und ganz einfältigen Christen zu thun zu haben, die einst den Pabst für einen Gott hielten, und die bei einer Exkommunikation auf der Stelle vom Satan verschlungen zu werden glaubten. So gar dumm und unwissend war aber die Welt damals nicht mehr, am wenigsten Deutschland, wo die Wissenschaften bereits einen ziemlichen Fortgang gewonnen hatten. Auch den Kaiser Heinrich hielt er für einfältiger als er war;

denn

denn obschon er nicht mit Unrecht glauben konnte, daß dieser Regent, durch die von Gregor selbst veranstaltete schlechte Erziehung seine schönen natürlichen Anlagen und Gefühle völlig versiehren würde, so blieb ihm doch noch so viel Entschlossenheit und edler Hochsinn übrig, um einen eigenmächtigen Königsrichter bei Gelegenheit mit allem Nachdruk einer tiefgekränkten Ehrbegierde züchtigen zu können.

Den Mangel dieser so sehr nöthigen Menschen- und Weltkenntniß büßte dann auch Gregor in seiner Engelsburg und in seinem Exil zu Salerno. Hätte er diese Buße früher gethan, so würde er begriffen haben, daß roher Ungestümm, gebieterischer Troz, und sinnlose Exkommunikationsbullen völlig das Mittel nicht sein konnten, seine sonst so äußerst rühmliche Absicht der Weltbesserung, im Fall er sie gehabt haben sollte, durchzusetzen. Er würde sich gesagt haben: Ein Hirt, der seine verirrten Schafe zusammen hohlen will, muß ihnen nicht mit der Mordstimme des Wolfs in die Ohren heulen, sonst halten sie ihren Hirten für einen wirklichen Wolf, und zerstreuen sich desto mehr. Er würde in seinem eignen Herzen gefunden haben, daß Sanftheit, aufrichtiges Wohlwollen, brüderliche und väterliche Ermahnungen,

selbst

selbst dann, wenn sie mit einiger Strenge gegeben werden, immer am sichersten, und ohne Vergleich sichrer wirken, als die blutigen Schläge der Geisel und der eisernen Ruthe; — und endlich würde er bemerkt haben, daß, so sehr auch schon Rom die weltliche Macht usurpirt, und sich zum Richter der Könige aufgeworfen hatte, doch noch einige starke Ueberbleibsel dieser Macht zurückgeblieben waren, die bei einer recht heftigen Reitzung mit verdoppelter Kraft gegen den reitzenden Theil losbrechen würden.

Den Eingang solcher Bemerkungen hinderten aber bei Gregor zwei mächtige Feinde, die an der Thüre jedes menschlichen Herzens gefährlicher sind, als zwei grimmige Löwen an dem Thore eines Zauberschlosses: Fanatismus und Hochmuth. Vermöge des erstern hielt sich Gregor gradezu für die vierte Person in der Gottheit; er glaubte fest, ein Pabst sei gar nichts Menschliches mehr, und wenigstens der Flek Erde, Europa, sei sein ewiges unveräußerliches Gotteserbtheil. Hiezu kamen falsche Begriffe von den Eigenschaften und Befehlen Gottes selbst; er schwamm in den finstern Vorurtheilen der rohen Zeit, da man Gott nie anders als unter dem Bilde eines unerbittlichen und eigensinnigen Despoten kannte; und so glaubte er, sei es sein

Beruf,

Beruf, als erwählter Pabst das Geschäft dieses Despoten in seiner Person nach aller Strenge und nach dem ganzen Gewichte menschlicher Kräfte in der ganzen Christenheit zu verwalten.

Durchdrungen von dieser Göttlichkeit seiner Würde mußte er eben sobald seinen natürlichen Hochmuth in helle Flammen ausbrechen sehen, der ihn anspornte, nun auch alles das standhaft **auszuüben**, was der Fanatismus ihn **glauben** machte. Für einen Meineidigen und einen Verräther der Gottheit selbst mußte er sich halten, wenn er nun die Sache des Himmels, die ja die seinige geworden war, nicht mit dem ganzen in seinem Blute kochenden Feuereifer vertheidigte; wenn er sich nicht in dem höchsten Vollgefühl seiner natürlichen Kräfte überall aufraffte und zu Felde zöge, wo für Gottes Ehre, die sich auf den Felsen oder den Stuhl Petri übersiedelt hatte, eine Lanze zu brechen sei; und wenn er endlich, weil ihm doch Gott keinen natürlichen Donner zu seiner Amtsverwaltung mitgegeben hatte, nicht wenigstens mit seinem Exkommunikationsdonner überall dreinschlüge, wo ein Uebermüthiger den päbstlichen Befehlen des Himmels nicht sogleich festen Gehorsam leisten wollte. Man sieht hieraus, daß Gregor eigentlich durch einige

sehr

sehr praktische Irrthümer, die er für Wahrheiten hielt, zu seinen kühnen Unternehmungen bestimmt wurde. Er hatte dieses Schicksal mit den meisten übrigen und selbst mit den größten und berühmtesten Menschen gemein; und man könnte ihn daher eben so billig den großen Gregor nennen, als sich ein sehr berühmter Mann der neuern Zeiten für groß hielt, und sich gern so nennen ließ, weil er durch zahlloses Menschenblut eine ihm nicht gehörige Provinz von dem rechtmäßigen Besitzer derselben erobert hatte.

Es ist dann aber vernünftiger Weise bei Allem dem minder die Frage: That Gregor bei seinen Handlungen Recht? als vielmehr: Konnte er vermöge der ihm eignen und so tief eingewurzelten Grundsätze anders handeln als er handelte? Und die genaue Erörterung dieser Frage ist darum wichtig, weil sonst weder Gregor noch Leute seiner Art in der Geschichte für die Nachwelt lehrreich werden können. Handlungen tadeln ist sehr leicht; aber erforschen, wodurch die Handlung tadelhaft wurde, dies ist die Arbeit des Menschenfreundes und des philosophischen Denkers.

Beide dieser Ehrennamen können daher weder den strengen Verurtheilern, noch den benebelten Lobrednern Gregors beigelegt wer-

den;

den; denn die erstern nützen nichts, und die zweiten sind verderbliche Schwärmer, die nach Art der nothdürftigen Quaksalber eine Salbe für eine Universalarznei ausschreien, von der sie nichts wissen, als daß sie etwa zwei Wunden geheilt hat.

Wir unsers Orts haben daher in soweit Parthei genommen, daß wir dem schon so lange todten Gregor ungleich williger die Ausschweifungen seines verirrten Kopfes vergeben, als einer gewissen Klasse von Apologeten die elenden und giftigen Gemeinplätze, wodurch sie eben diese Ausschweifungen zu äußerst verdienstlichen und lobenswerthen Thaten erheben, und nicht unmerklich zu verstehen geben, man möge nur immerfort auf dem Stuhle Petri, und nebenbei auch anderwärts eben solche, und wo möglich noch ärgere Ausschweifungen begehen. In unsern Augen ist Paul der Fünfte mit seiner Heiligsprechung Gregors ungleich sträflicher, als Gregor dadurch, daß er, in dem Gedränge seiner Gefühle nnd seiner Geistesverirrungen, die von ihm verübten Handlungen wirklich begieng; und die beiden, sonst so gelehrten Kardinäle, Baronius und Bellarmin, fallen mit ihren völlig sinnlosen und für jeden vernünftigen Menschen mehr als abgeschmakten Vertheidigungs- oder Rechtfertigungsformeln

für

für die Thaten Gregors, und besonders für seine **päbstliche Unfehlbarkeit**, wenn nicht in die Klasse treuloser Volksaufwiegler wider die Regenten, doch wenigstens in die Gemeinschaft der Pater Kocheme und Konsorten mit ihren Höllen-Fegfeuer- und Teufelsgeschichten.

Solche rechtfertigende Wohldienerei eben ist es, welche nicht blos die Geschichte entstellt und unsicher macht, sondern auch den Saamen der Unordnung, der Meuterei und der Volksbethörungen auf die spätesten Generationen hinüber verpflanzt. Die folgenden Zeiten, die wir noch zu durchgehen haben, werden es nur zu traurig beweisen, daß durch Gregors **sistematische** Mishandlungen der weltlichen Regenten ein neues, und in allem Betracht eines der schreklichsten Uebel, das bei gesitteten Völkern bis dahin noch unbekannt war, in die Welt gekommen ist; und vielleicht hat Gregor selbst in der Gemeinschaft der Heiligen, wohin er doch auf allen Fall nicht gehört, oder wo er sich immer mit seinen Manen befinden mag, mit allem peinigenden Entsetzen vernommen, daß durch ihn und seine unklugen Lobredner auch noch in diesen gegenwärtigen Zeiten Vieles zu denjenigen Unordnungen beigewirkt worden ist, welche man mit Bedauern, und ganz im Geschmake der römischen Königsexkommunikationen bereits

reits in mehreren Ländern des jetzigen Europa ausbrechen gesehen hat.

Es ist völlig der Geist Gregors, in welchem die heutigen so äußerst philosophischen Demagogen Frankreichs ihren rechtmäßigen König mishandeln; und eben derselbe Geist war es, der einst Cromweln beseelte, um der Religion willen seinen rechtmäßigen Monarchen ermorden zu lassen. Vielleicht daß die schändliche Gefangennehmung des französischen Königs von seinem eignen Volke noch abscheulicher ist, als die schamlose Erniedrigung Heinrichs im Schlosse zu Canossa. In allem Ernste kann man darum sagen: die heutigen rebellischen und philosophischen Franzosen sollten unter allen Heiligen dem einzigen Gregor Altäre in ihren entweihten Tempeln errichten, und eben diesen Gregor in die Würde ihres ersten und einzigen Nationalpatrons und Nationalheiligen einsetzen.

Besserdenkende Nationen hingegen werden ihre Tempel und Altäre einem Manne verschließen, der durch sein Beispiel die heillosesten Länderverheerungen zu bewirken im Stande wäre, indem er das von Gott selbst bestimmte und von dessen Sohn Christus noch mehr verherrlichte Ansehen der irdischen Majestät

jestät mit Füssen trat; und sie werden mit warnender Stimme dem heutigen Rom die große Wahrheit zuruffen: daß die vorzüglichste Stütze der Religion, der öffentlichen Ordnung und des päbstlichen Stuhls selbst, in einer anständigen Volksehrfurcht gegen die Fürsten der Erde und ihre von Gott erhaltene Würde bestehe.

CLVII.

Viktor III.

(1086.)

So sicher wir uns überzeugt halten, daß der vom Concilium zu Brixen mit Bewilligung des Kaisers zum Pabst erwählte Clemens III., ohngeachtet aller gegen ihn ergangenen Exkommunikationen, weder ein After-noch ein Gegenpabst, sondern ein in allem Betracht rechtmäßiger Pabst war, so wollen wir doch, um nicht zu sehr von der allgemein angenommenen Ordnung abzuweichen, keinen eignen Artikel für denselben bestimmen, um so weniger, da in der Folge noch ein zweiter Clemens III. zum Vorschein kommen wird. Gemäß dem alten Sinnspruch:

spruch: daß der Klügere meistens nachgiebt, setzen wir so viel Vertrauen in den gegenwärtigen Clemens III., daß er sowohl seinen ihm hier gebührenden Platz, als fernerhin seinen Namen zwei Leuten gutmüthig hingeben wird, die es durch ihr Betragen verrathen haben, daß in der ganzen großen Welt kein andrer Platz und kein andrer Namen für ihre Existenz zu finden war, als grade nur der Platz und der Namen eines Dritten, den sie darum erst seiner Existenz berauben mußten. Eigentlich konnte es auch nicht gar schwer sein, diesen Clemens um seinen rechtmäßigen Platz zu bringen, denn er behauptete ihn mit zu wenig Begierlichkeit und Ungestümm; er scheint ein zu guter Mann gewesen zu sein, um der Befriedigung seines Ehrgeitzes wegen, große Unruhen in der Welt erregen zu **wollen**; oder, was fast noch wahrscheinlicher ist, sein Anhang war überhaupt immer zu schwach, um auf eine nachdrükliche Art solche Unruhen erregen zu **können**.

Gregor, der diesen Clemens nicht anders als seinen ärgsten Feind betrachten konnte, war in seiner Krankheit noch besorgt, ihm einen solchen Nebenbuhler an die Seite zu stellen, durch den er bald aus seiner Pabstwürde hinaus gedrängt werden möchte. Nicht

minder

minder war Gregory daran gelegen, sein bis jezt so glüklich erbautes Sistem der neuen Hierarchie auch nach seinem Tode noch weiter fortgebaut zu wissen, und so empfand er es sehr angenehm, daß die römischen Kardinäle in Absicht der Wahl seines Nachfolgers sich seinen Rath und seine Vorschläge erbaten.

Drei Männer glaubte er während seines Pabstseins bemerkt zu haben, die fähig sein dürften, in seinem Geiste und nach seinen Absichten die Regierung des römischen Stuhls zu verwalten. Diese waren: der Abt des Klosters vom Berge Cassino, der schon zugleich die Würde eines Kardinalpriesters bekleidete, Namens Desiderius; der Bischof von Ostia Otho, und der päbstliche Legat in Frankreich Hugo.

Die Kardinäle wollten der ihnen vorgeschriebenen Reihe gemäß verfahren, und erwählten daher nach Gregors Tode einstimmig den Abt Desiderius zum römischen Gegenpabst. Man darf vermuthen, Desiderius habe das Unrechtmäßige und Gesetzwidrige seiner Wahl gefühlt, denn er war schlechterdings nicht zu bewegen, daß er die Pabstwürde angenommen hätte. Erst im folgenden Jahre, da man indessen nicht nachgelassen hatte, mit den nachdrüklichsten Bitten und Vorstellungen

in ihn zu dringen, ließ er sichs, obzwar immer noch voll sichtbarer Abneigung, gefallen, die päbstliche Krone sich aufsetzen zu lassen. Er wurde zu Capua den 21. März 1087 in Beisein des Herzogs Rogerius und der Fürsten von Capua und Salerno feierlich ordinirt.

Viktor wäre nun gern auf dem Berge Cassino in seinem Kloster, wohin er von Capua aus zuerst gieng, geblieben. Aber jene Fürsten und alle anwesenden Bischöfe suchten ihn zu einer Reise nach Rom zu bereden, um sich dort dem Volke zu zeigen, und vollkommenen Besitz von seiner Würde zu nehmen. Es war ihm bekannt, daß Clemens III. sich der Peterskirche bemächtigt hatte, und auch eine noch ziemlich ansehnliche Parthei zu seiner Beschützung besaß; und er schien völlig abgeneigt, es etwa in Rom zu blutigen Auftritten kommen zu lassen. Jedoch mußte er in Begleitung jener Fürsten nach Rom reisen. Clemens wurde aus seinem Besitz verjagt. Viktor bemächtigte sich des Vatikans. Nach einer Woche seines Aufenthalts zu Rom gieng er wieder in sein Kloster nach Cassino zurük.

Während seiner Abwesenheit soll Clemens, wie Pagi ganz ohne Gewährsmann erzählt, allerlei Verheerungen und Gewalt-

thätig-

thätigkeiten in Rom und der umliegenden Gegend ausgeübt haben, um sich neuerdings in seiner Würde festzusetzen. Wahr ist es, daß die Gräfinn Mathilde, als Viktors Beschützerinn, mit einer Armee vor Rom anrükte, und ihn neuerdings zu Rom feierlich als Pabst erklären ließ. Aber diese Bemühung der Mathilde scheint mehr dem Legaten Hugo in Frankreich gegolten zu haben, welcher durch Viktors so lange anhaltende Abneigung gegen die Pabstwürde bewogen worden war, sich selbst auf den Stuhl Petri zu setzen, und dieser Absicht gemäß verschiedene bedenkliche Bewegungen unternommen hatte.

Das Wichtigste, was Viktor während seines Pabstthums, minder für die christliche, als die römische Kirche und das römische Volk that, war ein entscheidender Feldzug gegen die Saracenen. Um dieser immer unruhigen und grausamen Feinde auf einmal los zu werden, bemühte sich Viktor eine sehr zahlreiche Armee zusammen zu bringen. Er theilte zu dem Ende starke Ablässe aus; und jeder Soldat, der zu Schiffe gieng, erhielt die vollkommene Nachlassung aller der Sünden, die er bis auf diese Stunde begangen hatte; aber der künftig zu begehenden nicht. Die Römer richteten eine schrekliche Niederlage unter den Saracenen an.

Es sollen über hunderttausend derselben erschlagen worden sein. Ihre Hauptstadt wurde in einen Steinhauffen verwandelt. Man hielt es, dem Leo Ostiensis zufolge, zu Rom für eine unmittelbare Eingebung Gottes, daß man an dem nämlichen Tage, da die Niederlage geschah, dieselbe zu Rom vermuthet hatte, und daß dann die Vermuthung auch wirklich eingetroffen war.

Es ist schon gesagt worden, daß Viktor zwei mächtige Feinde zu bekämpfen hatte. Er glaubte dann, am sichersten wider beide zu wirken, wenn er ein Concilium beriefe, und dort über sie ein gesetzmäßiges Urtheil sprechen ließe. Dieses Concilium versammelte sich zu Benevent. Der Pabst sagte da in einer langen und nachdrüklichen Rede sehr viel Böses über den Clemens; er schalt ihn einen Vorläuffer des Antichrists, einen reissenden Wolf und einen verfluchten Menschen. Dann that er ihn mit dem Anathema in den Bann, und entsezte ihn aufs feierlichste seiner Würde.

Der Legat Hugo brachte ihn aber in eine weit größere Verlegenheit als Clemens. Jener hatte durch Briefe und andre Wege die starke Beschuldigung wider ihn verbreitet; Er sei ein stolzer und ausschweifender Mensch; man

man habe durch seine Wahl Gott beleidigt, denn er sei ein Verräther der Kirche, indem er dem Kaiser Heinrich versprochen habe, ihn neuerdings zu krönen u. s. w. Diese Vorwürfe machten auf die mit Gregors Geist noch erfüllten Kardinäle und Bischöfe großen Eindruk. Viktor sah sich daher genöthigt, nicht blos wider den Hugo eine eifrige und fluchvolle Rede zu halten, sondern auch Gregors Dekrete zu erneuern: daß nämlich kein Laie je ein geistliches Amt verleihen dürfe, und daß jeder weltliche Fürst, der dies zu thun wagen wollte, sogleich in die Exkommunikation verfalle. Er fügte, zum Beweise seiner Reingläubigkeit, zu diesen noch das neue Dekret hinzu: Niemand solle mit einem Kezer Gemeinschaft haben; und es sei besser, man stehe mit Gott in einer unsichtbaren, als mit einem Kezer in einer sichtbaren Gemeinschaft.

Das Concilium war noch nicht geendigt, als Viktor von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde. Er wünschte sogleich in sein Kloster nach Cassino gebracht zu werden. Bei seiner zunehmenden Schwächlichkeit ließ er es seine ernstliche Sorge sein, auf die Wahl eines tauglichen Nachfolgers zu denken. Er berief die Kardinäle und Bischöfe zusammen, und stellte ihnen den Bischof von Ostia,

Otto,

Otto, als künftigen Pabst vor. Nicht minder besorgt war er für die künftige Verwaltung seines Klosters. Er benannte den Mönch Oderisius an seiner Stelle zum Abt. Auch hinterließ er allen nachfolgenden Aebten und Mönchen die strenge Verordnung: daß sie nie und unter Strafe der Exkommunikation das Mindeste von ihren Schätzen, Ländereien und Besitzungen veräußern sollten. — Bald nach diesen Verrichtungen starb er am 16. September 1080 im sechzigsten Jahre seines Alters, nachdem er nicht länger als ein Jahr, fünf Monate und sieben Tage seine päbstliche Würde bekleidet hatte.

Viktor stammte aus einem sehr edlen Geschlechte, von den Herzogen von Benevent her. Daß er seinen hohen Stand mit dem Klosterleben vertauschte, hat ihm große Lobsprüche bei den Mönchsgeschichtschreibern erworben. Man hat ihn des Heiligseins werth gehalten. Aber bis jezt gelangte er erst nur noch zur Beatifikation. Es sind noch einige Schriften von ihm vorhanden, welche die Mirakel des heil. Benediktus ins Licht setzen. Viktor selbst soll verschiedene Wunderwerke verrichtet haben, von denen aber keine nähere Bestimmung zu finden ist.

CLVIII.

Urbanus II.

(1088.)

Die Gräfinn Mathilde hatte es durch die dem päbstlichen Stuhle verliehene Anwartschaft auf ihre Güter, billig so weit gebracht, daß sie zu Rom sehr entscheidend sprechen, und über die Wahlen der Päbste insbesondere das große Wort führen durfte. Nach Viktors Tode zeigte sie sich sehr geschäftig in den Angelegenheiten des Vatikans. Es war ihr nicht völlig genug, den zum Pabst vorgeschlagenen Otto so unbedingt auf den Stuhl Petri zu setzen. Die Wahl sollte ganz gesetzmäßig geschehen; und so berief sie die zerstreuten Bischöfe und auch den Abt des Klosters Cassino nebst verschiedenen andern Aebten nach Terracina in Campanien zusammen, um dort durch eine gemeinschaftliche Berathschlagung den künftigen Pabst zu bestimmen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Bemühungen in einer besondern Hinsicht dem immer noch nicht ganz unthätigen Clemens III. gegolten haben mögen, denn man besorgte, er könne nun wohl wieder einen so großen Anhang finden, daß er ohne weitere Rathbefragung der Gräfinn Mathilde und der mit ihr verbundenen Bi-

Bischöfe den Vatikan neuerdings in Besitz nehmen möchte.

Das Werk der neuen Wahl begann sehr andächtig und feierlich. Die Wählenden brachten drei Tage mit Fasten und Bethen zu, um hiedurch die Erleuchtung des Himmels für das vorhandene große Geschäft zu gewinnen. Vielleicht, daß diese Erleuchtung durch manche geheime, aber sehr irdische Umstände noch mehr befördert worden ist. Mathilde und ihre Parthei war ganz von Gregors Geiste belebt, und hegte einen immer noch fortdaurenden unversöhnlichen Haß gegen den Kaiser Heinrich. Es lag dann beiden daran, einen Pabst zu finden, der als Werkzeug dieses Hasses gebraucht werden, und dasjenige vollends ausführen könnte, woran Gregor durch einen zu frühen Tod gehindert worden war.

In dem Bischof Otto fanden sich alle diese Eigenschaften in einem vollkommenen Grade. Er war schon vor mehreren Jahren vom Gregor nach Deutschland geschikt worden, um dort eine Volksaufwieglung gegen den Kaiser zu bewirken; er hatte zu diesem Zwekke sogar ein Concilium in Deutschland veranstaltet, und er war, zum Lohne dieser so ganz unverlangten Bemühungen, auf Befehl

fehl des Kaisers in Verhaft genommen worden. Nebstdem war er in dem Kloster zu Cluni in den steifsten Mönchsgrundsätzen erzogen worden, und gehörte in Absicht seines ganzen Denkens in die Klasse jener betrogenen Fanatiker, welche Gott einen Dienst zu erweisen glauben, wenn sie alle, die nicht so denken wie sie, verfolgen und zu Märtirern ihrer Intoleranz machen.

In Betracht aller dieser Umstände begreift man leicht, daß es keiner so außerordentlichen Erleuchtung von oben bedurfte, um diesen Otto je früher je besser auf den päbstlichen Stuhl zu setzen. Wirklich geschah auch gleich in der ersten Zusammenkunft der Bischöfe durch allgemeine Zustimmung die Erwählung des Otto zum Pabst. Er änderte seinen Namen in Urbanus II.

Der neue Pabst wollte nicht säumen, seine Anhänglichkeit für die Grundsätze der Gregorianischen und Mathildischen Parthei bald nach seiner Ordination öffentlich an den Tag zu legen. In einem allgemeinen apostolischen Sendschreiben an die ganze Christenheit erklärte er alle Dekrete und Verordnungen Gregors für ganz vollgiltig und als von ihm selbst gegeben; er bestättigte und erneuerte alle von jenem erlassene Bannflüche gegen den Kaiser

und Clemens III., gegen die abgesezten Bischöfe, die verheuratheten Priester und gegen die Sünden der Simonie und des Konkubinats. Noch nachdrüklicher aber wiederhohlte er alle diese Exkommunikationssprüche auf einem bald darauf zu Rom gehaltenen Concilium. Von den sämmtlichen deutschen Bischöfen blieben da nur fünfe, welche sich von des Kaisers Anhang losgesagt hatten, bannfrei.

Ein andres Concilium versammelte Urban in kurzer Zeit zu Melfi. Es waren über siebzig Bischöfe gegenwärtig. Die Hauptabsicht desselben war abermal keine andre, als die Gregorianischen Dekrete feierlich zu bestättigen, und ihnen überall die pünktlichste Folgeleistung zu verschaffen. Der Herzog, Robert Guiscard, erhielt hier neuerdings durch Ueberreichung der Fahne des heil. Petrus die päbstliche Belehnung über Apulien und Calabrien, und mußte in Urbans Hände den Eid der Treue für den römischen Stuhl schwören.

Allen diesen Eigenmächtigkeiten des Pabstes konnten Heinrich und Clemens III. nicht ganz unthätig zusehen. Die deutschen Bischöfe waren gleichfalls über ihre neue Exkommunikation sehr aufgebracht. Der Kaiser machte geheime Anstalten, ein Kriegsheer nach Ita-

Italien zu schiffen. Inzwischen bemühte man sich zu Rom, dem Kaiser von einer andern Seite her neue Verdrüßlichkeiten zu machen, und seinem Unternehmen neue Hindernisse in den Weg zu legen. Urban beredete die Gräfinn Mathilde, aus ihrem vierzigjährigen Jungfraustande zu treten, und sich mit einem ansehnlichen deutschen Fürsten zu vermählen; es war durch diese Heurath blos darauf angesehen, dem Kaiser in Deutschland eine mächtige italiänische Parthei entgegen zu stellen. Das Loos fiel auf den Sohn des Guelpho, Herzogs von Baiern, der auch Guelpho hieß. Mathilde brachte dem päbstlichen Stuhle dieses Opfer; soll sich aber die große Bedingniß vorbehalten haben, mit ihrem Gemahl völlig im Stande des jungfräulichen Cölibats zu leben, ein Umstand, der durch die nachmalige Trennung dieser Ehe von Seiten Guelphos, allerdings einige Wahrscheinlichkeit erhält.

Der Kaiser bemerkte bei dieser Heurath das ganze Spiel der ihm zugedachten Intrigue. Er säumte nicht, sogleich mit seiner Armee nach Italien aufzubrechen, um die ränkevolle Mathilde in die Enge zu treiben. Seine ersten Unternehmungen giengen auf einige ihrer Festungen, die er auch glüklich eroberte. Die Stadt Mantua ergab sich ihm

nach einer eilfmonatlichen Belagerung. Diese siegreichen Vorschritte des Kaisers belebten alle seine Freunde in Rom. Sie bestürmten die Engelsburg, riefen Clemens III. in den Besitz seiner Würde zurük, und den Urban zwangen sie, in Apulien unter dem Schutze des Herzogs Robert, bei allen diesen Vorfällen sich ruhig zu halten.

Indessen hatten die päbstlichen Kundschafter und Emissäre in Deutschland nichts unterlassen, den Saamen der Unruhe überall auszustreuen und die deutschen Völker gegen ihren Kaiser neuerdings aufzuwiegeln. Heinrich war genöthigt, zurükzukehren. Er ließ seinen ältesten Sohn Conrad bei der Armee in Italien zurük, welcher den Befehl hatte, in den bisherigen kriegerischen Unternehmungen mit Nachdruk fortzufahren. Mathilde wußte, was sie nun zu thun hätte. Conrad, ein junger, ehrgeitziger Prinz, durfte nur durch weibliche Schmeicheleien berauscht und durch große Versprechungen befeuert werden, um allenfalls gegen seinen eignen Vater sich zu empören, oder wenigstens von seinen feindlichen Angriffen auf die Besitzungen der Mathilde abzustehen. Die Exkommunikation, in welche er durch die Schuld seines Vaters mitgefallen war, konnte da eben auch sehr große Dienste thun. Man

sagte

sagte ihm, nun sei der schiklichste Zeitpunkt, wo er sich zum König von Italien erheben könnte; und der Pabst versicherte ihm, die Exkommunikation sollte ihm abgenommen werden, sobald er sich als Rebell gegen seinen Vater und als Usurpator des italiänischen Königstitels erklärte. Conrad vermochte es nicht, der schönen Versuchung zu widerstehen; er versprach Alles, und wurde zu Mailand von dem Erzbischofe dieser Stadt, Anselm, mit der gewöhnlichen Feierlichkeit zum Könige von Italien gekrönt. — Es gehört im Vorbeigehen zu einiger Entschuldigung Conrads, daß durch verrätherische und gemiethete Menschen in Italien das Gerücht verbreitet wurde, sein Vater habe ihn, aus Haß gegen seine Mutter Adelheid, für einen Bastard erklärt; und durch diese Schmach sei Conrad vorzüglich mit zu seiner Treulosigkeit bestimmt worden.

Durch diesen unerwarteten Abfall seines Sohnes mußte Heinrich unvermeidlich in die höchste Verlegenheit gestürzt werden. In Deutschland entstanden die traurigsten Gährungen; und in Italien verlohr er alle seine gemachten Eroberungen. Clemens III. zu Rom mußte sich in die Engelsburg retten; sein Anhang kam überall in ein böses Gedränge. Urban kehrte unter den lautesten

Freu-

Freudenbezeugungen nach Rom zurük, und nahm die Peterskirche in Besitz. Er glaubte, seinen Gegner gänzlich aus Rom verjagen zu können. Da aber dieser in seiner Engelsburg zu sicher verwahrt saß, stand er von seinem Vorhaben ab, und reiste mit der überall mitherumziehenden Mathilde wieder in die Lombardei in eine ihrer Festungen zurük.

Er fand nun in kurzem ein wichtiges Geschäft abzuthun. Der König von Frankreich, Philipp, hatte der ganzen christlichen Welt das Aergerniß gegeben, seine rechtmäßige Gemahlinn Bertha, unter einem ganz nichtigen Vorwande zu verstoßen, und eine gewisse Bertrada, die ihrem Gemahl, dem Grafen von Anjou, entlauffen war, für seine Gemahlinn zu erklären. Dergleichen schändliche Vorfälle karakterisiren den Geist und die Sitten jener Zeiten. Man bemäntelte an Philipps Hofe die Flucht der Bertrada dadurch, daß man ihrem Gemahl grobe Mishandlungen gegen sie Schuld gab, und dem Könige das Verdienst zueignete: Er habe eine gekränkte Frau — in Schutz genommen. Urban betrachtete den Fall mit dem ganzen Gewicht der kirchlichen Strenge. Er schikte seinem Legaten in Frankreich den Befehl, sogleich dem König und seiner Konkubine die Exkommunikation anzudrohen, wenn nicht

beide in ihre gesetzmäßige Ehe zurücktreten würden. Nicht zufrieden aber mit diesem seinem persönlichen Ausspruche, verordnete er überdieß, zu Autun ein Concilium zu halten, wo diese ganze Sache aufs genaueste untersucht werden sollte.

Es war große Klugheit in diesem Benehmen des Pabstes, obschon nur, wie die Theologieverständigen sagen müssen, eine Klugheit des Fleisches. Urban begriff wohl, daß er sich außer dem Kaiser, unter den mächtigern Fürsten keinen Feind zuziehen dürfe, denn wie leicht hätte bei einer solchen neuen Gegengewalt sein Gegner Clemens ihm den Rang abgewinnen, und ihn vom päbstlichen Stuhle werfen können! Also mußte die Entscheidung auf ein Concilium hinübergewälzt werden. Selbst auch die päbstlichen Legaten betrugen sich an Philipps Hofe mit einer nicht immer gewohnten apostolischen Milde; und um das große Gaukelspiel recht vollkommen zu machen, mußten sie den König bereden, eigne Gesandten an den Pabst zu schikken, und durch diese eine Abbitte machen, und eine vorläuffige königliche Sinnesänderung versichern zu lassen. Das Concilium fand es indessen doch für nöthig, gleichstimmig mit dem Pabst und in seinem Namen nebenbei die

die Exkommunikation gegen den König zu erneuern. So weit blieben für jezt die Sachen liegen.

Ueber eine fast ähnliche Begebenheit kam es auf einem bald hierauf zu Plazenz versammelten und äußerst zahlreichen Concilium zur Sprache. Die Gemahlinn des Kaisers, Adelheid, trat mit thränenden Augen in die Versammlung, und klagte, daß sie auf Befehl des Kaisers entführt, und zu verschiedenen Sünden sei verleitet worden. Sie bat dann um die Lossprechung sowohl von diesen Sünden, als von der Exkommunikation. Man bewilligte ihr Alles. — Von dem Könige von Frankreich fanden sich Abgeordnete bei dem Concilium ein, welche ihren Herrn entschuldigten, daß er nicht selbst gekommen sei, und daß er um Aufschub des Bannurtheils bitte, indem er sich nächstens über seine Heurathsangelegenheit mit dem päbstlichen Stuhle abfinden werde. — Der griechische Kaiser ersuchte mittelst einer feierlichen Gesandschaft den Pabst um Hilfe wider die Ungläubigen, welche im Orient mit großer Grausamkeit gegen die christliche Kirche wütheten. Uebrigens wurde auf diesem Concilium die Lehre des Berengarius verdammt, das Konkubinat der Geistlichen untersagt, und Clemens III. nebst seinem ganzen Anhang wieder einmal

feierlich

feierlich in den Bann gethan. So kräftig und so oft ist wohl nicht leicht ein Mensch exkommunizirt worden als dieser Clemens; wo er hintrat, fiel ihm ein Bannfluch vor die Füsse. Es scheint fast, man habe zu Rom an der innern Kraft des Exkommunikationsspruchs zu zweifeln angefangen, weil man sich nicht begnügte, nur einmal, zu exkommunizieren, sondern diese wichtige Sache auf eine Art behandelte, wie in der folgenden Zeit die Mönche den Portiunkulaablaß mit dem bekannten Toties Quoties.

Nach Vollendung dieses Conciliums bereitete sich Urban zu einer Reise nach Frankreich, um auch dort verschiedener kirchlicher Misbräuche und besonders der Ehescheidung Philipps wegen ein andres Concilium zu veranstalten. Er mochte nicht nach Rom gehen, so lange Clemens im Besitz der Engelsburg war, und nahm seinen Weg gen Cremona. Conrad, des Kaisers Sohn, zog weit vor die Stadt dem Pabst entgegen, um ihn zu bewillkommen. Es ist ein treffender Kennzug von dem Geiste gewisser Geschichtschreiber, wenn Pagi bei Erzählung dieses Vorfalls über sein Kapitel die wörtliche Ueberschrift sezt: „ König Conrad leistet dem Pabst Urban „ das Amt eines Stallmeisters oder Reit„ knechts „ (Stratoris munus exhibet.)

Allerdings dachte auch dieser undeutsche Prinz niedrig genug, das päbstliche Pferd am Zaum zu halten, und dem Pabst aus und in den Sattel zu helfen, um von dem heil. Vater die vollkommene Beståttigung seines italiånischen Königstitels zu erlangen. Ja er nahm keinen Anstand, sich das päbstliche Versprechen: ihm ehestens die Kaiserkrone aufzusetzen, unter der Bedingniß gefallen zu lassen: daß er sich aller Rechte der Juvestituren vollkommen begeben wolle.

Urban kam im August 1095 in Frankreich an, und gegen Ende November nahm das ausgeschriebene Concilium zu Clermont seinen Anfang. Es waren blos nur lauter französische und italiånische Bischöfe gegenwärtig. Es mochte wohl nur eine Folge der allgemeinen Verachtung sein, in welche sich Philipp durch seine üppigen Ausschweifungen mit der Konkubine Bertrada bei allen seinen Unterthanen gesezt hatte, daß Urban es wagte, auf diesem Concilium obenan den König in seinem eignen Lande aufs nachdrüklichste zu exkommuniziren. Mehrere Bischöfe machten ihm Vorstellungen, des oben erwähnten Umstandes wegen, diesen kühnen Schritt zu unterlassen. Aber Urban hielt sich seiner Sache so gewiß und wollte ein so entscheidendes Beispiel seiner apostolischen Strenge geben, daß

er

er auf keine Weise von seinem Entschluß abzubringen war.

Die übrigen Verordnungen, welche Urban auf dem Concilium machte, betrafen überhaupt die Kirchenzucht und die Berengarische Ketzerei. Es ist merkwürdig, daß im acht und zwanzigsten Canon ausdrüklich bestimmt wurde: beim Abendmal Brod und Wein, jedes insbesondre zu genießen, ja aber nicht das Brod in den Wein einzutunken, oder es nur allein und unter einerlei Gestalt zu genießen. Alle Gregorianischen Cölibatgesetze wurden umständlich erneuert, und die weltlichen Investiturrechte allen Königen und Fürsten benommen. Im siebenzehnten Canon befahl Urban: daß kein Bischof oder Priester seinem weltlichen Regenten oder überhaupt einem Laien, den Eid der Treue leisten solle, sondern blos dem Pabst — Und diese Verordnung durfte der Pabst, nicht etwa zu Hause in seinem Patrimonium Petri, sondern im Lande eines der mächtigsten europäischen Könige geben. Wer darf sich dann noch über die so hoch angewachsene Allgewalt des römischen Stuhls wundern, wenn man überall sieht, daß Sorglosigkeit und eben so oft die niedrigsten Ausschweifungen der Fürsten den Päbsten das Schwerdt in die Hand gaben, womit

sie

sie dann über alle Monarchien der Erde das höchste Richteramt führen könnten.

Aeußerst merkwürdig wird dieses Concilium zu Clermont durch eine Begebenheit, die wir nun noch umständlich erzählen wollen. Sehr oft ist in dieser Geschichte bemerkt worden, daß die Saracenen bei verschiedenen Gelegenheiten häuffige Ausfälle in die italiänischen Provinzen unternahmen; und erst oben haben wir gehört, daß der orientalische Kaiser auf dem Concilium zu Plazenz den Pabst um Hilfe wider die Verwüstungen der Ungläubigen gebeten hatte Fanatismus und Bekehrungsbegierde herrschte in diesem Zeitalter in eben dem Maaße, als die Sitten der Geistlichkeit der höchsten Ausartung nahe gekommen waren. Die Mönche, wenn sie sonst nichts zu thun hatten, brüteten in der dumpfen Einsamkeit ihrer Zellen schwärmerische Projekte aus; nicht eben ihre Klöster und ihre priesterlichen Mitgenossen wollten sie bekehren, sondern die ganze große Welt. Sie hatten Eingebungen von Gott und Erscheinungen von Engeln, daß man die Länder der Heiden erobern und alle Ungläubigen vom Angesicht der Erde vertilgen müsse.

Einer der vorzüglichsten Schwärmer dieser Gattung war der bekannte Eremit Petrus,

ein

ein gebohrner Franzose von Amiens in der Picardie. Er hatte, während das Concilium zu Clermont versammelt war, eben erst eine große Wahlfahrt nach Palästina vollendet, und war nun im Stande, Dinge von dorther zu erzählen, die um so abentheuerlicher und gräßlicher aussehen durften, weil er sie nur allein wußte und ihm Niemand widersprechen konnte. Den Pabst kannte er in so weit, daß es ihm gewiß nicht unangenehm sein würde, die so weitschichtigen und schönen Länder der Heiden unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Also bemühte er sich, mit allem Nachdruk der Beredsamkeit, der nur immer ein Eremit fähig sein kann, den Pabst zu bewegen, daß er eine allgemeine Fahrt der ganzen Christenheit nach jenen Ländern bewirke, und dann sowohl die heiligen Oerter, wo Christus sein Leiden vollendet hatte, als auch die dortigen armen Christen von der grausamen Knechtschaft der ungläubigen Barbaren befreie.

Die Vorstellungen des Einsiedlers fanden bei Urban starken Eingang; wenn es auch übrigens natürlich ist, daß der Pabst die Sache von einer andern Seite betrachtet haben mag, als der Einsiedler. Einen gewissen Grad von Fanatismus besas Urban allerdings; aber es fehlte ihm auch nicht an Politik, und herrschsüchtig war er nicht min-

der,

er, als sein ehemaliger Lehrmeister Gregor. Bei einer so allgemeinen Kriegsfahrt aus allen christlichen Ländern sah er die Macht der Fürsten äußerst geschwächt werden. Gelänge es ihm dann vollends, auch die Großen, den Adel, die Ritter zum heiligen Abentheuer zu bereden, so stünden die Könige gänzlich blos und ohne alle Stütze ihrer Thronen, zugleich würden so viele reiche Besitzungen der Ritter erledigt; denn sterben müßten doch die meisten auf einer so gefährlichen Reise; und dann fände Rom Gelegenheit, von diesen reichen Besitzungen für sich und seine Anhänger einen großen Theil zu erobern.

Voll von diesen großen Vorstellungen und Entwürfen trat Urban ins Concilium, und hielt Reden, die, nach dem Geist der Zeit, fähig gewesen wären, eine Fahrt gegen die Gespenster der Hölle zu bewirken. „Wie, „ sagte er, zusehen sollen wir, daß Palästina, „ dieses Erbtheil Gottes, dieses heilige Land „ der größten Geheimnisse unsers Glaubens, „ noch länger in den Händen der Heiden, „ dieser Feinde Gottes, bleiben soll? Hunde „ haben sich in das Heiligthum eingedrungen, „ und es verunehrt und beflekt. Christen, „ unsre Brüder, schmachten in dem Joche „ der Barbaren. Das königliche Priesterthum „ ist zu den Arbeiten der Sklaverei

„ ernie-

„ erniedrigt. Die Tempel Gottes sind „ Wohnstätten der Teufel geworden; wo „ sonst die Priester die Geheimnisse unsrer „ Religion verrichteten, steht jezt das Vieh „ an der Krippe. Den Christen raubt man „ ihre Kinder, und zwingt sie Gott zu ver„ läugnen. Man ermordet die Priester mit„ ten in ihren heiligsten Handlungen. Die „ christlichen Jungfrauen werden entehrt, „ von den Heiden genothzüchtigt und getöd„ tet. „ — " Und ihr, sprach Urban zu den absichtlich ins Concilium herbei geruffenen Rittern, " ihr mit euern Waffen und Schwerd„ tern, die ihr euch untereinander zerflei„ schet und mordet, und stolz eurer zahlrei„ chen Fehden euch rühmt — ihr Unterdrük„ ker der Waisen, ihr Berauber der Witt„ wen, ihr Todtschläger, ihr Gottesräuber, „ laßt euch noch Sold anbieten, um das „ Blut der Christen zu vergießen. So wie „ die Geier von fern das Aas riechen, so „ zieht ihr weitweg in den Krieg. Diese „ Sitte ist gewiß die schändlichste, denn „ sie ist ganz von Gott entfernt. Wollt ihr „ aber noch eure Seelen retten, so ent„ sagt diesem kriegerischen Henkergewerbe, „ und zieht hin zur Beschützung der gedrük„ ten Kirche im Orient. Es ist gottlos und „ entsetzlich, daß ihr das Schwerdt gegen „ eure Brüder führt. Aber verdienstlich und

„ Gott

„ Gott angenehm ist es, eure Waffen gegen
„ die Saracenen zu wenden. Die eroberten
„ Güter unsrer Feinde werden euch eigen
„ bleiben; ihr dürft ihre Schätze plündern;
„ und solltet ihr nicht mit diesem Gewinn
„ siegreich in euer Vaterland zurükkehren, so
„ werdet ihr durch euer eignes Blut, wie
„ in einem himmlischen Purpur gekleidet,
„ die ewige Siegeskrone erhalten. Ihr
„ müßt einem solchen Befehlshaber dienen,
„ der immer Brod und Sold für seine
„ Streiter vollauf vorräthig hat.„ —

Diese eindringenden Reden, welche die Ritter alle mit williger Ergebung anhörten, wurden noch mächtig unterstüzt durch eine sehr wunderbare und erschütternde Sprache des Himmels. Es hatte ohnlängst in ganz Frankreich eine große Hungersnoth gewüthet. Eine allgemeine und ungewöhnliche Krankheit herrschte überall; sie hieß das heilige Feuer; die damit Befallenen litten die heftigsten Schmerzen eines brennenden Feuers an allen Theilen des Körpers; sie starben in der schreklichsten Pein oder verlohren ganze Glieder von ihrem Leibe. Zugleich erzählte man sich allenthalben die fürchterlichsten Lufterscheinungen. Man sah die Sterne wie Schnee aus den Wolken fallen. Es zeigte sich eine feurige Straße in der Luft, und der halbe

Dunst-

Dunstkreis erschien (nach Art der Nordscheine, behaupten phisikverständige Schriftsteller) in blutrother Farbe.

Alles, was zu Clermont gegenwärtig war, stimmte mit dem allgemeinsten Beifalle Urbans Vorschlage bei. Die Bischöfe versprachen sogleich in allen ihren Kirchsprengeln das Volk zur Fahrt in das heilige Land aufzufordern. Sie erhielten vom Pabst die Erlaubniß, überall vollkommenen Ablaß und die gänzliche Nachlassung aller Sünden für Alle zu verkündigen, die als Streiter zu dem heiligen Kriegsheer treten würden. Es war nicht mehr Schwärmerei, es war eine andächtige Wuth, womit sich Jung und Alt zu den Fahnen herzudrängte. Es belebte diese Wuth und den heiligen Stolz noch mehr, daß jeder Mitfahrer ein rothes Kreuz auf sein Kleid heften durfte. Man nannte den abentheuerlichen Krieg eine Kreuzfahrt; und in kurzer Zeit standen in Italien und Frankreich allein über 300000 Schwärmer unter den Waffen. Die meisten Ritter verkauften ihre Güter. Die Bauern warfen ihre Felder als irdische Dinge weg. Sie lebten von himmlischem Brod, und Gott selbst hielten diese Horden für ihren unüberwindlichen Feldmarschall.

Nach Deutschland hatte indessen für jezt Urban das Feuer der Schwärmerei noch nicht verbreiten können. Das Misverständniß zwischen ihm und dem Kaiser hinderte ihn daran. Auch war es sonderbar genug, daß die Deutschen, als sie das Kreuzvolk durch ihr Land ziehen sahen, den ganzen Schwarm für eine, Gott weiß aus welchem unbekannten Erdwinkel herziehende Bande von Unsinnigen und Fastnachtsnarren hielten. Aber die Mönche thaten ihre Arbeit bei der Sache. Die Ablässe und die großen Belohnungen im Himmel, die überall gepredigt wurden, halfen allmälig den Deutschen die Köpfe warm machen. Ueberall ist Schwärmerei, und zumal beim großen Hauffen, anstekkender, als ein epidemisches Fieber. Das mußten die Deutschen, zum Theil wider ihren Willen empfinden. Die Kreuzfahrer erzählten ihnen alle die wunderbaren Lufterscheinungen, die sie gesehen haben wollten; und nun sah man in Deutschland nach und nach auch dergleichen Erscheinungen. Es kam ein Komet mit einem Schwerdtschweif zum Vorschein. Ein sonderbarer Stern zitterte und hüpfte immerdar am Firmament herum. Es gab blutige Wolken, die in den verschiedensten Krümmungen aneinander stießen. Endlich kamen noch besondre Offenbarungen bei einzelnen Menschen hinzu. Ein Mönch sah einige Ritter in den Lüften

einen schweren Kampf führen, und der Ritter mit dem Kreuz trug den Sieg davon. Andre sahen Städte, Schwerdter und ganze Armeen zu Fuß und zu Pferde.

Alle diese Abentheuerlichkeiten, verbunden mit den abgeschmaktesten Märchen, womit das gemeine Volk von allen Seiten bethört wurde, bewirkten es, daß Urbans Absicht, auch wider sein Vermuthen in Deutschland sehr wohl gelang. Es sammelten sich zahlreiche Hauffen heiliger Horden vom gemeinen Troß. Aber deutsche Ritter wollten sich vor der Hand noch nicht zu dieser ersten Kreuzfahrt anschikken. Erst in der Folge werden wir durch diese frommen Thorheiten Deutschland von dem besten Kern seiner ritterlichen Mannschaft entvölkert sehen. —

Es verdient ausdrüklich bemerkt zu werden, daß Frankreich die eigentliche Wiege dieser Kreuzfahrten gewesen ist, und daß fast durchgängig nur französische Mönche, Ritter und Grafen die Anführer derselben waren. Vielleicht daß es schon von jeher zum Karakter der französischen Nation gehört hat, von Zeit zu Zeit etwas Kreuzfahrtmäßiges zu beginnen. Die Ligue, die Bartholomäusnacht, die ganze Hugonottenjagd athmete allerdings den Geist der Kreuzfahrerei in einem hohen

Grade.

Grade. In den jetzigen neuesten Zeiten giebt diese Nation noch stärkere Beweise von ihrer sonderbaren Abentheuerwuth. Sie will nun nicht blos Palästina erobern, sondern ein Land, wo Milch und Hönig fließt, das Schlaraffenland der Freiheit. Statt der Kreuze braucht sie Kokarden, und ihre Ablässe sucht sie sich bei den Laternenpfählen zu verdienen. Die Nachlassung ihrer Sünden im Himmel verlangt sie bei ihrer jetzigen Kreuzfahrt nicht, aber die Nachlassung der Steuern und Frohnen auf Erden. Sie läßt sich nicht durch Mönche und Priester zu einer andächtigen, sondern durch Philosophen und Monarchenfeinde zu einer politischen Schwärmerei verleiten. Sie will nicht gegen den Unglauben des Heidenthums kämpfen, sondern gegen den Unglauben der ruhigen Vernunft, welche ihre neue Verfassung für ein Ungeheuer der schändlichsten Anarchie hält. Sie begeht die Ausschweifungen des Mordens und der Verwüstungen nicht in einem fremden Lande der Barbarei, sondern im Innersten ihres Vaterlandes und gegen ihre eignen Brüder und Landesgenossen.

Wahrlich, es sollte den Stolz dieser Zeiten und der herrschenden Philosophie ein wenig demüthigen, wenn die Geschichte Urkunden aufweist, daß man vor sieben hundert

Jahren, mitten in der Finsterniß des Geistes und nach dem bloßen Instinkt der Einfalt und Unwissenheit bei weiten so entehrende und sinnlose Ausschweifungen nicht begieng, als man heut in dem Vollicht der Aufklärung und der Philosophie begehen zu müssen glaubt. Nicht ohne Mitleid, und sehr häuffig nicht ohne Spottgelächter sieht man auf die Ausbrüche des Fanatismus in den rohen Zeiten der Volkseinfalt herab; man nennt, nicht ohne Grund, die Kreuzzüge eine Schande der Menschheit und des Christenthums; man lästert die Erfinder und Beförderer dieser unglüklichen Völkerwanderungen. Aber man vergesse doch auch nicht, in den Spiegel der neuen Geschichte bedächtig hineinzusehen. Man schäme sich der groben Ausschweifungen seines eignen Jahrhunderts, die kein redlicher Beobachter sich von seinen Augen wegläugnen kann. Man stelle eine unpartheiische Vergleichung an zwischen der französischen Nation, die im Jahr 1095 einen religiösen Kreuzzug nach Palästina, und jener, die im Jahr 1790 eine politische Kreuzfahrt wider ihren Souverän und gegen ihr eignes Vaterland mit blutdürstigem Herzen unternimmt, und sage sich dann, welche dieser beiden Nationen, im Verhältniß ihrer Bildung, das strengere und verdammende Urtheil vor dem unbestechbaren Tribunal der Geschichte verdient haben mag. —

Als

Als nun Urban das wichtige Werk der Kreuzfahrt zu Clermont vollbracht hatte, hob er das Concilum auf, und reiste dann im folgenden Jahre in mehreren Gegenden Frankreichs herum. Er bemühte sich, von dem Zustande der Kirchenzucht überall sorgfältige Erkundigung einzuhohlen; und er fand für nöthig an verschiedenen Orten verschiedene Privatconcilien über diese Angelegenheit zusammen zu beruffen. Zu Limoyes ensezte er den Bischof der dortigen Kirche seines Amts. Zu Nismes sprach er den König Philipp, der auf einige Zeit seiner Konkubine Bertrada satt geworden war, vom Banne los. Auch machte er hier die merkwürdige Verordnung, daß unter Strafe der Exkommunikation Niemand einen strafbaren Geistlichen in Verhaft nehmen dürfe. Die Mönche stellte er den Engeln gleich, und erlaubte ihnen alle Amtshandlungen der Priester. Ueberhaupt begieng er in dieser Versammlung zu Nismes großen Mönchsunfug, denn er erklärte den Mönchsstand für den besten und heiligsten in der Welt, und man muß frei gestehen, daß er viel besser gethan hätte, lieber alle Reform der Kirchenzucht ganz zu unterlassen, als durch dergleichen Widersinnigkeiten sie noch mehr zu verderben.

Aus Frankreich reiste Urban nach Rom zurük. Er mochte sich seines Nebenbuhlers wegen nicht lange da aufhalten, und schrieb ein neues Concilium nach Bari aus. Bei seiner Dahinreise hielt er sich zu Salerno auf, wo er mit dem Herzoge von Sicilien, Rogerius zusammentraf. Es ist eine von scharfsinnigern Geschichtforschern für unterschoben erklärte Bulle vorhanden, welche Urban zu Salerno ausgefertigt, und worinn er diesen Rogerius zum immerwährenden Besitzer von Sicilien erklärt haben soll. — Auf dem Concilium zu Bari sollte vorzüglich die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche bewirkt werden, und waren zu diesem Ende viele griechische Bischöfe dahin beruffen worden. Da aber die Beschlüsse dieses Conciliums verlohren gegangen sind, so weiß man nicht, wie weit es Urban mit seiner gewünschten Vereinigung gebracht haben mag.

Ein berühmter engländischer Bischof, Anselm von Canterburi, war bei diesem Concilium gegenwärtig gewesen. Urban hatte für diesen Mann so große Hochachtung, daß er ihn öffentlich seinen Vater und Lehrer, und einen Apostel und Pabst der andern Welt nannte. In Gesellschaft dieses Pabsts der andern Welt reiste nun der Pabst dieser Welt nach

nach Rom zurük, in der Absicht, auch hier ein neues Concilium zu halten. Die Hauptveranlassung hiezu mochte jener Anselm gegeben haben; denn er führte bei Urban starke Klage gegen seinen König, welcher ihm seine Einkünfte geschmälert hatte, und keinem Bischofe erlauben wolle, nach Rom zu reisen.

Der beklagte König wurde zur Rechenschaft vor das Concilium beruffen. Er schikte statt seiner einen Deputirten mit reichlichen Geschenken hin. Dieser Deputirte, ein Mann von vieler Klugheit, und seine Geschenke wußten den Pabst so weit zu besänftigen, daß er den Bannspruch auf neun Monate zurükhielt, um dem König indessen Zeit zu seiner Bekehrung zu lassen. Uebrigens wurden auf diesem Concilium die schon so oft gegebenen Verordnungen über die Investituren und das Konkubinat der Geistlichen erneuert.

Urban hatte das Vergnügen, daß sich während dieser Zeit eine neue und viel zahlreichere Kreuzfahrt zusammenthat. Die erste war von den Heiden fast bis auf den lezten Mann, den Eremiten Petrus, der nach Constantinopel davon lief, aufgerieben worden. Ihr Sammelplaz war wieder Frankreich; und lauter französische Ritter, selbst des Königs Bruder, Hugo, führten dieselbe an. Es

sollen

sollen bei sechsmal hundert tausend Menschen beisammen gewesen sein. Der bekannte Gottfried von Bouillon zog auch mit; und als Jerusalem erobert wurde, rief man ihn zum Könige des heiligen Landes aus. — Es gehört nicht hieher, die Abentheuer dieser frommen Horden und Soldaten Christi, wie sie sich selbst nannten, umständlich zu erzählen.

Die entzückende Freude aber, Jerusalem in den Händen der Christen zu wissen, erlebte Urban nicht mehr. Diese heilige Stadt wurde erobert am 15. Julius 1099, und am 29. des nämlichen Monats und Jahrs starb Urban zu Rom. Seine Würde hatte er durch 11 Jahre, 4 Monate und 18 Tage besessen. Er wurde im Vatikan begraben, und erhielt die zweideutig-rühmliche Grabschrift: Urbanus II. Auctor Expeditionis in Infideles.

Es ist kein Zweifel, daß Urban in die Reihe der merkwürdigern Päbste gehört. Gregors Geist ruhete allerdings zweifach auf ihm; aber Gregors Muth, Feuer und Felsenhärte besas er nicht, sonst wär vielleicht durch ihn die Welt noch heftiger erschüttert worden, als durch Gregor selbst. Man muß nicht unbemerkt lassen, daß diese beiden Päbste Mönche waren. Wirklich nur Mönchsfanatismus,

tismus, dieser Gegenfüßler aller Weltklugheit und aller Lebensphilosophie, konnte diese Leute verführen, die Großen der Erde wie ihre Novitzen und Laienbrüder zu behandeln. Feingebildetere Menschen setzen sich nie so grob über allen bürgerlichen Wohlstand und über alle Verhältnisse des gesitteten Lebens hinaus. Freilich suchten solche Päbste in der Bewunderung und in den Lobsprüchen ihrer Klosterbrüder den größten Ruhm; sie ließen sich von ihnen heilig nennen, und erdichtete Wunderwerke, wie dies auch beim Urban der Fall war, von sich erzählen. Aber die Welt verachtete doch mit allem Recht ihr rohes Betragen; selbst spätere Päbste misbilligten es; und so hat Urban, ohngeachtet seiner großen und trotzigen Bemühungen für das Ansehen des römischen Stuhls, doch noch nicht zu der Ehre gelangen können, als ein gesetzmäßiger Heiliger auf die Altäre und in den christlichen Kalender gesetzt zu werden.

Ende des zweiten Theils.



Sebastian Hartl

in Wien

hat nebst mehrern andern nachstehende Bücher auf eigene Kösten verlegt.

Andachten eines Christen, zum täglichen Gebrauch. Fünfte Auflage, 12mo, 15 kr.

Das nämliche in kleinerem Format 18. 8 kr.

Andachtsübungen, gezogen aus der heil. Schrift und aus den Gebeten der Kirche, a. d. Fr. des Hrn. Abts Mesangui ins Deutsche übersetzt von Joseph Lauber. Siebente Auflage, 8. 24 kr.

Begriff (kurzer) der Andachtsübungen eines Christen, worinn Morgen = Abend = Meß = Beicht = und Kommunion = der Kern aller Gebete, die Tagzeiten von der göttlichen Vorsichtigkeit und unbefleckten Empfängniß, nebst noch vielen Gebethen in allerhand Anliegen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 24 kr.

Bienville (Doktors der Arzneykunst) Nimphomanie oder Abhandlung von der Mutterwuth, a. d. Fr. übersetzt. 8. 782. 45 kr.

Bilderdienst, Wallfahrten und Wunder, von P. Auriophilus Fischer, Schatzmeister zu Maria Einsiedel, 8. 24 kr.

Fromberger, von der Zuläßigkeit der bürgerlichen Ehe, und von der Aufhebung des Nothcölibats der Geistlichen, nebst einem Paar Worte über die Verbindlichkeit der Kirchengesetze, 786, 8, 30 kr

Geist

Geist (der) Friedrichs II. Königs von Preussen. Gezogen aus seinen hinterlassenen Werken. 789. 8. 40 kr.

Geschichte des Lebens Jesu für Kinder. Mit 26 Kupfern von dem berühmten Herrn Kohl gestochen. 4to. netto 2 fl. Sehr schöne Auflage — NB. wird nicht auf Rechnung gegeben.

Geschichte des türkischen Reiches, nebst einer kurzen Beschreibung der Länder, Religion, Sitten, Regierungsart und Kriegsverfassung dieses Reiches. 789. 8. 1 fl. 30 kr.

Hegrad (S. L.) geographisches Spiel für die Jugend, mit 32 illuminirten Landkärtchen, dann einer deutsch und französischen Erklärung, 18. gebunden samt Futerall 2 fl. 20 kr.

Kindergebete von einem Kinderfreunde, 12. 15 kr.

Kolarii (Adami Francisci Conf. act. aul.) Historiæ Jurisque publici Regni Ungariæ Amænitates. 2 Vol. 1 fl. 6 gr.

Landkarten Imperii Russici Pars occidentalis cum adjacentibus Provinciis optimis e mappis congest. Super-Regal Fol. 45 gr.

— — Regnum Hungariæ cum unitis Provinciis Galliciæ & Lodomeriæ, Bucowinæ, Sirmii, Sclavoniæ, Croatiæ, Dalmatiæ, & cæteris Regionibus vicinis optimis e mappis congest. Per Joan. Ant. a Doetsch. Supper-Regal Fol. illum. 1 fl.

Postkarte (neue) der sämmtlichen k. k. deutsch- und hungarischen Erbländer ꝛc. auf holländ Papier Regal Fol. 45 kr.

Laubeas (Joseph, Doktors der Theologie und öffentlichen Lehrers) kurzgefaßte Anleitung zur christlichen Sittenlehre, oder Moraltheologie nach dem Leitfaden des für die österreichischen Erblande festgesetzten Planes, 5 Bände gr. 8. vollständig 6 fl.

Loudons Leben und Thaten. Herausgegeben von einer patriotischen Gesellschaft. 2 Theile. 1791. 8. Schreibp. 3 fl. — Drukp. 2 fl. 24 kr.

Mendelsohns (Moses) Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele, zum erstenmal zum Druck befördert, 1785. 8. 15 kr.

Opitz, katholisches Krankenbuch zum Beystand der Kranken und Sterbenden, zwote vermehrte und verbesserte Auflage, 787. 12. 24 kr.

Paragraphen (achtzehn) über Katholizismus, Jesuitismus, geheime Orden und moderne Aufklärung in Deutschland, eine Denkschrift an deutsche Regenten, und das deutsche Publikum. 24 kr.

Post- und Reisebuch (allgemeines) nebst einer richtigen Anzeige aller in ganz Europa gangbaren Münzsorten, Gewichte und Ellenmasses, sammt deren Verhältniß gegen den österreichischen Münz-Gewicht- und Ellenfuß ꝛc. vierte verbesserte Auflage, 789. 12. 36 kr.

Predigt für den Teufel, wie sie P. Siegfried Wiser am zweyten Sonntage in der Fasten hätte halten sollen, zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, 15 kr.

Recueil de plusieurs Prieres, 12. schöne Auflage mit Titelkupfer von Kohl, 30 kr.

Schmettau (des Hrn. Generals Bar. v.) Geheime Nachrichten von dem Kriege in Ungarn in den Feldzügen 1737 — 39. Nebst kritischen Anmerkungen über diese Feldzüge und den bey Belgrad geschlossenen Frieden, a. d. Franz. 1788. 8. 45 kr.

Schweighofers (J. M.) Abhandlung von dem Kommerz der österreichischen Staaten, worinn der Zustand der inländischen Fabriken und Manufakturen, die dermalige Lage des Provinzialverkehrs, dann die sämmtliche Land- und Seehandlung der Oesterreicher mit den auswärtigen Staaten genau abgeschildert wird, 1785. 8. 1 fl. 15 kr.

Testament (das neue) unsers Herrn Jesu Christi, nach der uralten, gemeinen, von der katholi-

schen

schen Kirche bewehrten Uebersetzung, deutsch herausgegeben, mit erläuterten Anmerkungen, 8. 1 fl.

Uebungen für Kinder mit Gott zu reden (Kindergebete) dritte Auflage. 790. 24to. 8 kr.

Vetters (A. R.) Auszug der neuern Knochenlehre. 8. Zweyte verbesserte Auflage 1792. 45 kr.

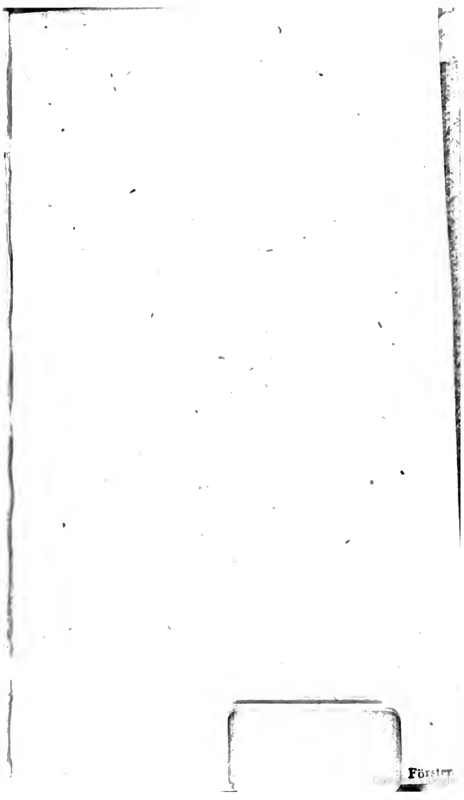
— — Anatomische Grundbegriffe von den Eingeweiden des Menschen und ihren Verrichtungen. Mit 4 Kupfertafeln. 788. 8. 1 fl. 15 kr.

— — Kurzgefaßte Beschreibung aller Gefässe und Nerven des menschlichen Körpers, mit 4 Kupfertafeln. 1789. 8. 1 fl. 42 kr.

— — Neu eingerichtete Muskellehre für Schüler der Arzneykunde. 1790. 8. 40 kr.

Wisers (Siegfr. aus den frommen Schulen, Predigers an der Josephst. Pfarre zu Wien) Passionspredigten, 1786, 1 fl. 30 kr.

Zahlbüchel (nützliches) zum Kauf und Verkauf von 1 bis 100 Stücke, welche zu Pfenninge, Kreuzer und Gulden berechnet sind ꝛc. Zweyte Auflage. 24 kr.


Förster

